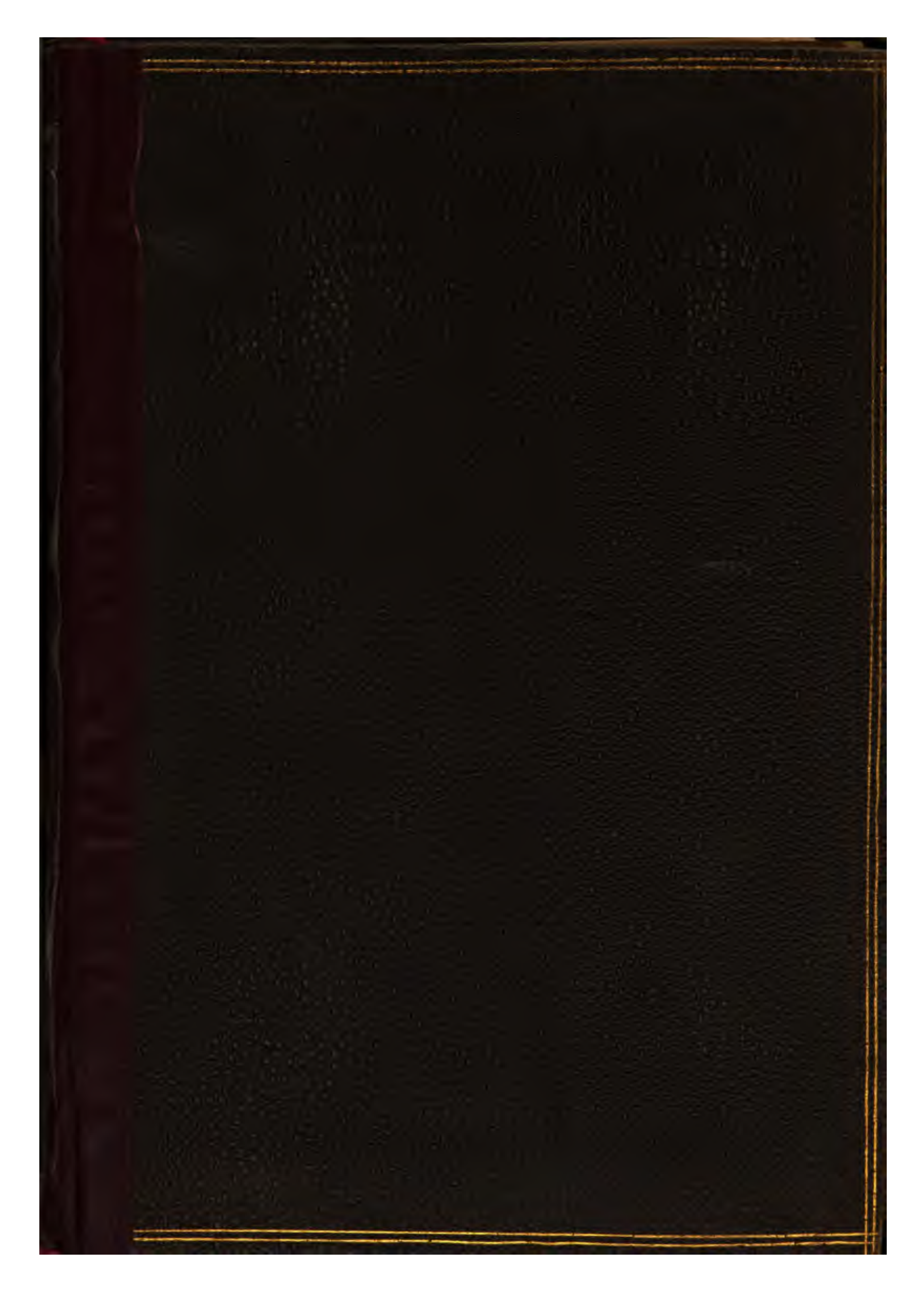
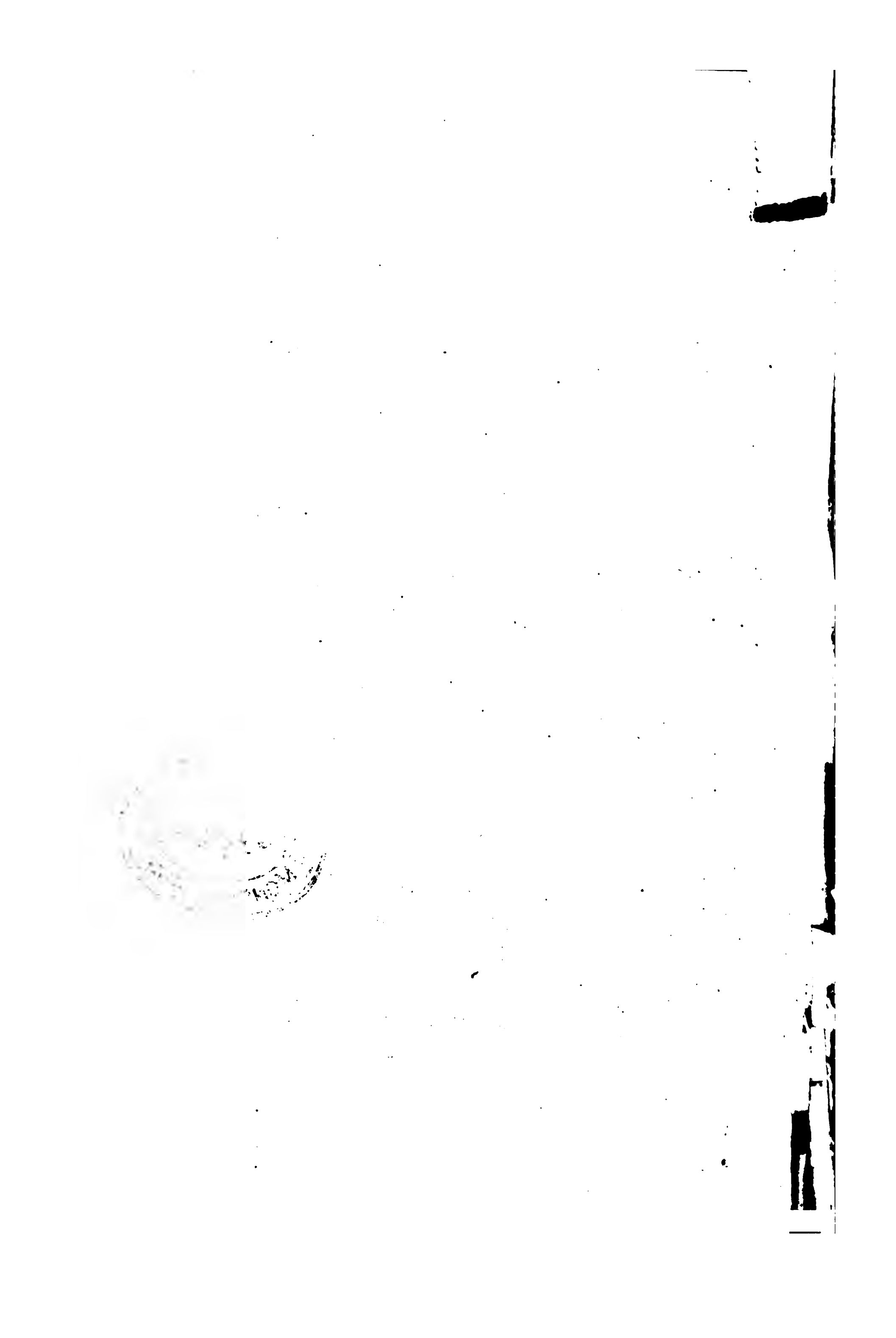








Kulturgeschichte

des

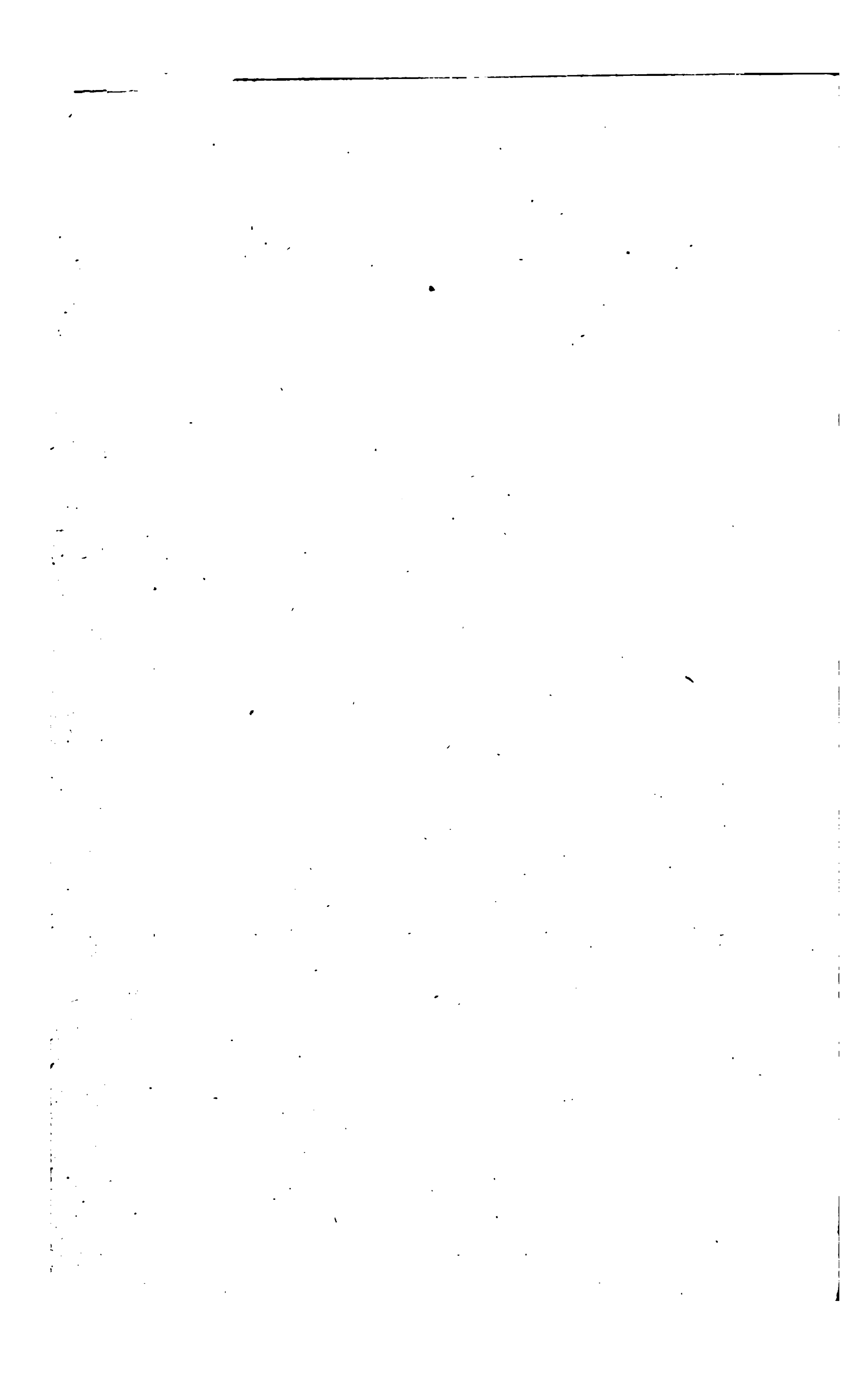
Sechzehnten Jahrhunderts

von

Karl Grün.



Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1872.



Seinen

geehrten und lieben Zuhörern

am

Main und Rhein,

in

Nieder- und Oberösterreich, Böhmen und Mähren, Steiermark und Kärnten,

mit herzlichen Grüßen

Der Verfasser.

Im Frühling 1872.

Ihnen, geehrte und liebe Zuhörer, gehört zunächst dieses Buch. Unter der milden Sonne Ihrer sympathischen und nachsichtigen Aufmerksamkeit gliederte sich ein seit langer Zeit gesammelter und stets anwachsender Stoff in der Form freier Vorträge. Unter dem bleibenden Eindrucke Ihres Wohlwollens erfolgte allmählich diese Schluß-Redaktion. Empfangen Sie jetzt Ihr Eigenthum!

Der Begriff der Kulturgeschichte, so oft er schon ventilirt, so oft er schon angewandt worden, ist zur Zeit noch immer ein schwankender. Es ist unvermeidlich, daß dem Einen diese, dem Andern jene Seite des menschlichen Wesens als die wichtigere erscheint, oder zur wichtigern wird; Keiner kann sich da ganz von seinen Vorkenntnissen und Lieblingsstudien befreien; Jeder muß sein Ich und die Genesis dieses Ichs mehr oder weniger hineintragen. Wenn „alle Herzen unter dem himmlischen Tage es in ihrer Sprache sagen, warum nicht ich in der meinen“?

Natürlich hat Jeder sein Ideal, Jeder sucht sich von sich selbst zu befreien; der Grad dieser Selbstbefreiung bezeichnet das künstlerische oder schriftstellerische Verdienst. Wie weit mir diese Selbstbefreiung gelungen, darüber habe nicht ich zu entscheiden.

Der Historiker soll Allen, besonders jeder Nation gerecht werden; Sie kennen das klassische Wort: Ohne Vaterland und ohne Religion! Aber der Mensch wurzelt persönlich in einem gewissen Volksthum und in gewissen theoretischen Ueberzeugungen von den Dingen Himmels und der Erde. So wäre es mir unmöglich, mein Deutschthum und die Resultate der philosophischen wie der naturwissenschaftlichen Forschung jemals loszuwerden. Und so kann auch ich nur sagen: Nehmt mich hin!

Noch Eins. Dieses Buch ist sehr sparsam im Citiren. Daß dabei keine Undankbarkeit, noch viel weniger ein frommer Betrug im Spiele ist, glaube ich wohl nicht erst versichern zu dürfen.

Den Fachgelehrten gegenüber sind Citate überflüssig. Dem Publikum aber, welches mir besonders vorschwebte, dachte ich die Quintessenz des 16. Jahrhunderts und der Forschungen über diese hochwichtige Zeit im anschaulichen Bilde vorzuführen. Diese Anschaulichkeit grade fürchtete ich durch Klammern und Noten zu trüben.

Leugnen will ich durchaus nicht, daß österreichische Zustände mich bei einzelnen Ausführungen ein wenig bestimmt haben. Es schien mir absonderlich der Mühe werth zu sein, vor einem österreichischen Auditorium die Geschichte einer Zeit zu entrollen, um deren Kenntniß dieses liebenswürdige Volk durch die unglückseligsten Verhältnisse so schnöde betrogen worden war, den Deutschen in Oesterreich eine Brücke zu schlagen in das große Geisterreich des Germanenthums. Und wenn ich mich Ihres Beifalles erinnere, geehrte und liebe Zuhörer in Oesterreich, so wage ich fast zu behaupten, daß ich meinen Zweck nicht gänzlich verfehlt habe.

Und so gehe denn hin, du mein Schmerzenskind, und halte mir die Geister wach und die Herzen warm, denen ich dieses Epos zuerst sang!

Das folgende, das 17. Jahrhundert, steht schon an der Schwelle. Ich muß ihm aber zuerst ein hochzeitlich Kleid anlegen.

Karl Grün.

Inhalt.

Druckfehler.

Der geneigte Leser wird um folgende Verbesserungen gebeten.

S.	11,	Z. 14	von	Oben, ergänze zu vor „Anfang".
=	48,	= 6	=	Unten, lies verluftenden, statt „verduftenden".
=	74,	= 2	=	Oben, lies Bernini's.
=	77,	= 16	=	Oben, lies Walther.
=	141,	= 9	=	Unten, tilge die Klammer.
=	143,	= 5	=	Unten, lies ihnen, statt „ihrer".
=	168,	= 4	=	Unten, tilge das erste „l".
=	210,	= 16	=	Oben, lies 13., statt „14".
=	226,	= 6	=	Oben, lies Kampaspe, statt „Kompaspe".
=	231,	= 16	=	Unten, lies Stücke, statt „Stücken".
=	287,	= 18	=	Unten, lies 1510, statt „1570".

I.

Allgemeine Einleitung.

„Der neue Himmel und die neue Erde.“ — Die geographischen Entdeckungen im Westen und im Osten. — Die Begründung der Astronomie. — Rückwirkung auf die Menschen: Nationalstaaten, nationale und Volksliteraturen. — Theilung der Kultur-Arbeit; Uebersicht der kommenden historischen Entwicklung.

Die wichtigste Epoche der neueren Geschichte ist in der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts zu suchen. Ja, wenn man die geographischen und ethnographischen Dimensionen erwägt, welche die jetzt anhebende Bewegung durchschreitet, — drei, vier, endlich alle fünf Erdtheile —: so wird man nicht anstehen, das 16. Jahrhundert das bedeutungsvollste und tiefsteingreifende in der ganzen Welt-, oder um den bescheidenern Ausdruck zu wählen, in der ganzen Menschengeschichte zu nennen.

Erschüttert vom Zusammensturz des Römerreiches und vom Tosen der Völkerwanderung, blickten wir lange wehmüthig der entschwindenden Fata Morgana hellenischer Kultur nach, während die ersten Staatenbildungen der barbarischen Neulinge vor unsern Augen höchstens unsere wissenschaftliche Neugierde zu reizen vermochten. Eine bereits nicht mehr verstandene religiöse Inbrunst durchzuckte mit ihren Flammen das Chaos. Das ganze Mittelalter, die mittlere Zeit zwischen wilder Gährung und ersehnter Klärung der Elemente, nur sporadisch fesselnd, immer wieder dem falschen Zirkel verfallend, liegt endlich hinter uns. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts schöpfen wir tief Athem; wir sind auf einer Bergeshöhe angelangt, wo sich die Aussicht nach rückwärts wie

nach vorwärts lichtet, das Geschehene leidlich zusammenrückt, das Kommende nicht mehr so ganz dem Zufall überlassen scheint.

„Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn."

Die Phantasie schüttelt den Staub der Phantastik von ihren Flügeln; der Symbolismus, diese einzige Nahrung des mittelalterlichen Menschen, wird durchsichtiger und verräth allmählich den innern Kern des Gedankens; der Verstand erlaubt sich, die Dinge zu untersuchen und sich Zwecke zu setzen. Ein großer chemischer Prozeß hebt an: der Niederschlag beginnt zu Boden zu sinken, der gesuchte Körper zu krystallisiren. Der Staat, die Gesellschaft enthüllen sich vor dem bis dahin umflorten Blicke des Menschen; die Wissenschaft klopft ans Thor; die Kunst erscheint als ein Ziel, eben so erstrebenswerth als der Glaube; im Christen dämmert das menschliche Bewußtsein zum ersten Male auf.

Nach und nach, fast in logischer Ordnung, wenigstens im innigsten Zusammenhang, erfolgen die großen Schläge, welche das Alte, Abgelebte in Trümmer legen; heroische Thaten vollziehen auf allen Gebieten des Erkennens und Empfindens den Bruch mit einer Tradition, deren Dauer und Geltung sich über nicht weniger als den dritten Theil der geschichtlichen Erinnerung erstreckt. War es zu verwundern, wenn in der ersten Epoche dieser Periode der Bruch selbst noch ein Bruchstück blieb, wenn der neue Bau nicht auf einmal bis zur Vollendung gedieh, wenn die Baumeister hier und dort die Hände sinken ließen?

Indeß, die Bahn war eröffnet, ein gewaltiger Geist durchwehte die Völker Europa's, Spanier und Portugiesen vorauf, dann aber nachhaltig die vier eigentlichen Kulturgebiete: Italien, Deutschland, Frankreich und England. Es erstand in Wahrheit „eine neue Erde und ein neuer Himmel"; auf der Erde ein neues Leben, eine Gliederung nach Völkern, die sich in die Arbeit der Kultur theilten, eine neue Schönheit und eine neue Moral, und das Gewissen, seit den Tagen der Stoiker begraben, erhob sich von den Todten. Betrachten wir im Einzelnen diese totale Erneuerung!

Man hat diese große Zeit mit verschiedenen Namen bezeichnet, sie bald „Renaissance", bald „Reform" genannt. Renaissance

heißt Wiedergeburt, Neubelebung eines Vergangenen; Reform heißt Neugestaltung. Wir werden sehen, daß wir beider Namen und Begriffe bedürfen, um das 16. Jahrhundert umfassend zu charakterisiren und völlig zu begreifen. Alles in ihm ist Wiedergeburt und Neugestaltung zugleich, Erinnerung und geniale Zuthat, Altes und Neues in Einem.

Zuerst die „neue Erde"! Man kann sagen, nicht blos ein vierter Erdtheil, sondern die Erde selbst wurde erst entdeckt. Bis ins 15. Jahrhundert herrschte die alte homerische Vorstellung von einer tellerförmigen Scheibe, welche der Okeanos umfließt. Es ist nicht wahr, daß die Alexandrinischen Gelehrten solche kindische Anschauungen hatten; das Mittelalter kannte die Alexandriner grade so schlecht wie den Aristoteles. Das Centrum aller Geographie war das Mittelmeer, der Ausfluß des Ozeans, geblieben, und niemals war auch nur dessen Axe richtig gemessen worden. Die bekannte Erde bestand aus Europa, Vorderasien und Nordafrika. Ueber China gingen die Wunderberichte des Marco Polo vom Ende des 13. Jahrhunderts, und allenfalls noch die seines etwas späteren Landsmanns Conti um. Auf der entgegengesetzten Halbkugel oder vielmehr Seite der Erde war nichts als Wasser. Wie konnte es Antipoden oder Gegenfüßler geben, da solche ja unfehlbar in den leeren Weltraum hinabstürzten mußten? Und bei den Massen galt noch immer das schwere Argument eines großen Kirchenvaters: Antipoden seien schon deßhalb unmöglich, weil diese ja den Herrn nicht sehen könnten, wenn er am Tage des Gerichts vom Himmel niederfahren würde!

Diese geographische Fabel sollte von zwei Seiten zugleich zerstört werden. Der erste Lichtstrahl in das Chaos kam von Südwesten her, der zweite von Südosten.

Amerika war längst vor Columbus gekannt, aber diese Kenntniß mußte „wiedergeboren" und „neugestaltet" werden. Die Südeuropäer besannen sich auf die versunkene „Atlantis" der Alten. Nach neueren Forschungen hatten nicht nur die Phönizier, die Engländer der alten Welt, die Küsten Amerika's befahren, sondern schon vor ihnen waren die Carier bis ins Innere Amerika's gedrungen. Der Spanier Herrera nennt ein kriegslustiges Volk

in Centralamerika „Carier"; ja die Caraiben sollen ihren Namen von den kühnen kleinasiatischen Seglern zwischen dem ägäischen und dem Mittelmeere tragen. Die Frauenherrschaft der Carier, die Königinnen und Priesterinnen, finden sich bei vielen amerikanischen Urstämmen, bei den Natchez, in Mexiko und Quito wieder. Die von den Cariern importirte ägyptische Baukunst will man in den Gebäuden Yukatans, zahlreiche ägyptische Wortwurzeln in der dortigen Mayasprache erkannt haben.

Daß die Chinesen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung einen großen Theil des nördlichen Amerika's gekannt haben, ist außer Zweifel. Das nordöstliche Gebiet, von den Aleuten her, bezeichnen ihre Schriftsteller als Wen-Schin; 5000 Meilen weiter nach Osten liegt ihnen Ta-Han, Großchina, etwa das heutige Alaska; Fusang ist entweder Mexiko oder Nordamerika. Fand doch Cortez noch an mehreren Punkten der Westküste chinesische Kauffartheischiffe; reichen doch echt chinesische Sitten bis nach Peru, und verstanden doch in unsern Tagen die Bewohner der peruanischen Küstenstadt Eten sämmtliche Dialekte der chinesischen Kulis, die sich nicht einmal unter sich verstanden!

Im 8. Jahrhundert kamen Einsiedler aus Scotia, wie damals Irland hieß, nach den Faröer oder Schafinseln; Iren gelangten nach dem unbewohnten Island; auf dem amerikanischen Festlande wird ein Gebiet als „Großirland" bezeichnet, welches sich auch auf der Karte des Arabers Edrisi von 1154 findet. Skandinavische Sagen sprechen von einem Hvitramannaland (Weißmännerland) und von Irland it mykla (Großirland), welches südlich von der Chesapeak-Bai gelegen haben soll.

Die Normannen wurden auf ihren kühnen Wikingerfahrten im Jahre 867 nach Eisland verschlagen, dessen Weideplätze sie besiedelten. Diese normannischen Kolonisten waren Outlaws, wegen blutigen Frevels Verbannte, grade wie im 16. Jahrhundert die Nachzügler der Civilisation, die Raubkosaken, auf der Flucht das Land jenseit des Ural, Sibirien, entdeckten und es dann dem Czaren zum Geschenk machten. 983 landeten die Normannen auf Grönland, so genannt wegen des Gegensatzes, wie die Alten den unwirthlichen Pontus den „gastlichen" oder Euxinus getauft

hatten. Christliche Missionäre folgten und eine Menge Kirchen wurden erbaut, während sich zugleich der Handel zwischen Grönland, Island und Norwegen lebhaft entwickelte. Die Kolonie wurde beherrscht von Leif, dem Sohne Erik's des Rothen.

Zu diesem kam um das Jahr 1000 der Isländer Bjarne, der auf der Fahrt nach Grönland südwärts verschlagen, eine waldige Küste erblickt hatte. Leif rüstete auf diese Nachricht eine Expedition aus und entdeckte Helluland, Steinland, vermuthlich New-Foundland, sodann Mark- oder Holzland, wahrscheinlich Neu-Schottland, endlich Vinland, Weinland, mit der vitis prolifera, der eßbaren amerikanischen Traube, Massachusetts oder Rhode-Island. Die Kolonisation Vinlands wurde von 1003—1006 versucht; der Handel zwischen der Kolonie und den Mutterländern dauerte mindestens bis ins 12. Jahrhundert.

Um das Jahr 1040 kamen nach Adam von Bremen friesische Seefahrer in das „Goldland", welches gleichfalls auf Amerika gedeutet wurde; doch wollen neuere Geographen darin nur die Faröer oder Shetlandsinseln erkennen, und das Gold, welches den „Cyclopen" geraubt ward, als die den dortigen Normannen abgejagte Beute erklären, wofür sich die Normannen später wieder an den Friesen gerächt hätten.

Auch die großen Nautiker des Mittelalters, die Araber, versuchten sich an einer westlichen Fahrt; im Jahre 1147 ging eine Expedition von Lissabon südwestlich in See, gelangte bis zu einer der Schafinseln, wo man hörte, daß noch 30 Tagefahrten weiter ein großes Land sich befinde, und kehrte nach 35 Tagen unverrichteter Sache zurück. Diese Fahrt führt den Namen der Almagrurim oder der Sieben Araber.

1170 fuhr ein Wallisischer Prinz nach Norden, ließ Island liegen und sah seltsame Dinge an den westlichen Küsten. Von seiner zweiten Fahrt kehrte er niemals wieder.

Lange vor Columbus machten sich andere Genuesen auf, so 1281 Vadino und Guido de Vivaldi — sie kehrten nicht wieder; 1292 Theodosio Dorio und Ugolino Vivaldi — auch sie fanden den Heimweg nicht.

Der Infant Heinrich der Seefahrer von Portugal, der große Protektor der maritimen Forschungen, veranlaßte seit 1419 die westlichen und südlichen Entdeckungsreisen; 1431 gab er dem Gonçalva Velho Cabral den Befehl, im atlantischen Ozean zu forschen, und dieser fand die Açoren.

Seit 1374 hatte man nichts mehr von den normannischen Kolonieen in Nordamerika gehört; in diesem Jahre gelangte ein grönländisches Schiff von Markland nach Island. Von da an scheint jeder Verkehr mit jenen Regionen aufgehört zu haben, die „Atlantis“ zum andern Male versunken zu sein.

Hundert Jahre nach dem Verklingen der normannischen Chronik, nicht funfzig nach der Entdeckung der Açoren, im Jahre 1477, fuhr Christoph Columbus wie im Traume über Island hinaus, noch hundert Seemeilen weit, ohne auf die Spur der Wikinger zu gerathen, ohne von der Nähe der großen atlantischen Insel das Geringste zu ahnen. Die damalige Wißbegierde und Nautik suchten auch gar nicht Amerika, sondern einen kürzern westlichen Weg nach dem nahe geglaubten Asien; und der Unsterbliche selbst, der als Entdecker des vierten Erdtheils gepriesen wird, starb in dem Glauben, daß Cuba ein Stück von China und Española das berühmte Zipangu des Marco Polo sei.

Ein großartiger Irrthum führte zur Entdeckung der neuen Welt. Seit dem 13. Jahrhundert, seit Albertus Magnus von Bollstädt und dem genialen britischen Mönche Roger Bacon waren die Klügsten der Menschen der Ansicht, Asien erstrecke sich bis zum 230sten Grade östlicher Länge, etwa bis zu den Sandwichinseln. Der Franzose Pierre d'Ailly, auch ein Kirchenlicht, der übrigens den Bacon ausschrieb (um 1400), wiederholte diese Meinung, und der florentinische Astronom Toscanelli streckte die Wiege des Menschengeschlechts noch weiter hinaus, so daß die westliche Entfernung von Lissabon bis Japan nur 100—110° betragen sollte, was etwa bis San Francisco führt. Der „unfehlbare“ Papst Alexander VI. dekretirte sogar noch 1491, ein Jahr vor der Entdeckung Amerika's, Asien liege nur 95° westlich, wo sich in der Wirklichkeit Mexiko findet.

Der Genuese Cristoforo Colombo, spanisch Christobal Colon, verdeutscht Christoffel Dawb (Taube), geb. 1446, gedachte auf dieser falschen Fährte Asien zu erreichen. Auf dem Breitengrade der Canarischen Inseln wollte er quer durch zum goldreichen Zipangu, zum Gewürzmarkte Zaïton, nach Quinsay mit den 12000 Brücken, dem Eldorado Marco Polo's. Die Erde war ihm auch keineswegs rund, aber doch birnförmig; so zeigte es die Seewalze des Toscanelli. Er rechnete 1105 spanische Leguas von den Canarien bis Zipangu, und glaubte den Weg in fünf Wochen zurückzulegen. Als Genuese hatte er den eingeborenen Trieb, nach Westen hin Ersatz für die einträglichen Handelsfahrten zu suchen, welche seine Landsleute zum goldenen Vließe, ins schwarze Meer gemacht hatten, welche ihnen aber seit dem Ende des 14. Jahrhunderts durch Tataren und Türken erschwert und um 1470 durch die Wegnahme von Kaffa in der Krim unmöglich gemacht waren. Das goldene Vließ suchte er mit aller Inbrunst seiner Seele, und hier begegnete er völlig den Tendenzen seiner Zeitgenossen, vor Allen der Spanier.

In Portugal, wo Colon lebte und heirathete, wies ihn die entdeckungslüsterne Regierung ab, weil er außer der Belehnung mit den zu findenden Ländern auch noch den Ersatz seiner Kosten verlangte. Das aber gewährte die Krone Portugal weder dem Bartholomäus Diaz, noch dem Vasco da Gama. Er begab sich daher nach Spanien, während er seinen Bruder Bartholomäus an Heinrich VII., den Bezwinger Richard's III., sandte. Auch in Spanien sah er sich zunächst bitter enttäuscht, gerieth in große Noth und mußte für seinen hungernden Knaben an der Klosterpforte der Franziskaner zu Palos um Nahrung betteln. Unterdessen wurde sein Plan offiziell erörtert und einem Konzil zu Salamanca zur Beurtheilung vorgelegt. Die Entscheidung lautete im Sinne des Syllabus: eine Erdumseglung sei unmöglich, selbst wenn die Erde wirklich rund sein sollte; der Seefahrer könne allenfalls den Berg hinab-, aber nicht wieder den Berg hinauf kommen! Endlich fand der Sehnsüchtige Gnade vor Ferdinand und Isabella, die grade im Siegesjubel über den Fall Granada's schwelgten. Auch dieser Zug militärischer Frömmigkeit war übrigens

dem Columbus nicht fremd: während des langen Hangens und Bangens in Spanien entwarf er den zweiten Plan seines Lebens, die Eroberung Jerusalems!

Die Könige von Aragon und Castilien gaben ihm zwei elende Caravelen, welche die Stadt Palos zur Strafe liefern mußte; die dritte wurde von den unternehmenden Brüdern Pinzon gestellt, die sich persönlich der Fahrt anschlossen. Zwei dieser Schiffe hatten nicht die Tragkraft von 100 Tonnen, das dritte faßte nur 40. Auch eine Summe Geldes steuerte die Königin Isabella bei; die Einen sagen 17000 Florin; der Sohn des Columbus, Ferdinand, behauptet 20,500 Piaster; Robertson gibt 4000 L. St. an. Im Jahre 1492 stieg Columbus zu Schiffe, mit einem Empfehlungsbriefe an den — Großkhan der Tatarei!

Die Reise nahm den bekannten Verlauf; die Mannschaft meuterte, Columbus mußte ihr die ganze Hartnäckigkeit seines Muthes entgegenhalten und sie mit Versprechungen trösten. Reizend lesen sich in der Carta del Amirante die kleinen Ereignisse und die großen Naturscenen. Treibholz verspricht eine Küste; Vögel reden deutlicher als Menschen; Papageien führen den Entdecker südwestlich. Endlich findet die Landung statt, man war an eine kleine Insel gelangt, Guanahani, Watlings oder Mayaguana (eine Bahama- oder Lucaische Insel); Columbus taufte sie San Salvador. Von dort gelangte der Entdecker nach Cuba, von Cuba nach Hayti, ohne das Festland zu erblicken.

Auf der zweiten Reise entdeckte Columbus die Insel Dominica und die kleinen Antillen, endlich Jamaica, fuhr aber nicht in den Golf von Mexiko ein. Auf der dritten Reise stieß er auf Trinidad und berührte Südamerika, lenkte jedoch rasch in die caraibische See und nach Española (Hayti) zurück, wohin ihn ein glänzenderes Interesse lockte. Wenn Alles gut ginge, sollte sein Bruder Bartolome zur gelegenen Zeit den Continent untersuchen. Unterdessen schwärmten freiwillige Entdecker, unter ihnen der Florentiner Vespucci, (Amerigo) von Guayana nach Venezuela; La Cosa gelangte bis zum heutigen Aspinwall, dem nördlichen Ende der Panamabahn.

Zum vierten Male, im zehnten Jahre seiner Fahrten, 1502, gedachte Columbus von Hayti aus westlich das asiatische Festland zu finden. Hayti war ihm nämlich Japan, Cuba ein Theil der chinesischen Küste, Südamerika ein völliges Räthsel, die terra incognita. Er stieß in der That auf das Cap Honduras, fuhr am Mosquitogestade entlang nach Costarica, zu den Chiriqui-Inseln, wo er — Goldlager aufthat. Er vernahm, daß neun Tagemärsche weiter westlich ein anderer Ozean anhebe, nämlich der Stille: das bedeutete für ihn Malakka, zehn Tagemärsche vom Ganges!

Columbus, der Täuberich, brachte den Oelzweig über die Wasser der mittelalterlichen Sündfluth; aber niemals ging ihm ein Bewußtsein über seine eigene Bedeutung auf. Trotz aller positiven Entdeckungen blieb ihm die Ahnung des Aristoteles und des Eratosthenes von der Nothwendigkeit einer großen Insel auf der Kehrseite der Erde verschlossen; sein Ziel war der Ruhm und das Gold; seine Zwecke blieben rein materialistisch. Humboldt, der selbst eine Colomb, Columba, zur Mutter hatte, pries die Taube über Gebühr; er übersah den Raben in seinem Ahnherrn. Gold suchte Columbus auf der ersten Insel, Gold auf Cuba und Hayti; Entdeckungen der wichtigsten Art schob er hinaus, um auf den Chiriqui und wieder auf Hayti Gold zu waschen. Die eingebornen Indianer hat er gleich Sklaven und Hunden mißhandelt und sogar den Unwillen der Königin Isabella erregt. Der Bischof Las Casas verfiel auf die Idee, zur Schonung der Indianer die stärkern Neger aus Afrika nach Westindien zu bringen: die Eingebornen gingen doch in der Leibeigenschaft zu Grunde, und die Negersklaverei blieb noch über 300 Jahre lang das schwarze Mal der Europäer und der nordamerikanischen Republik.

Colon war nach Peschel's scharf charakterisirendem Ausdruck nur „der kühnste und glücklichste Spieler unter Vielen"; die bewußten Entdeckungen wurden gemacht, während er die indianische Zwangsarbeit organisirte; seine Gefangennehmung hat der Wissenschaft keinen Eintrag gethan. Das Extrem aber jener Spieler, deren Typus Colon darstellte, wurde der grauenhafte spanische Mönch Fray Blas de Castillo, der sich 1578 in die Hölle des Vulkans von Nicaragua in Ketten hinabsenken ließ, wo sein gie-

riges Auge in der brodelnden Masse geschmolzener Edelmetalle zu schwelgen glaubte. Gold war der Stein der Weisen, und die Gier nach Gold eine der Schrauben an der Lokomotive des menschlichen Geistes.

Columbus hatte den größten Theil des caraibischen Golfs durchfahren. Während seiner dritten Reise entdeckten die Gebrüder Cabot, die Heinrich VII. entsendet hatte, das Festland von Nordamerika unter dem 60. Breitengrade (1498); daran reihte sich später die Wiederauffindung New-Foundlands. Die Papageien hatten die Demarkationslinie zwischen den spanischen und englischen Kolonieen gezogen.

Zwischen der dritten und vierten Reise Colon's stieß der Portugiese Cabral, als er den Weg ums Cap der guten Hoffnung verloren, auf die Küste von Brasilien. Amerika wurde also zum andern Male entdeckt. Auf diese Nachricht entsandte der König Emanuel sofort ein neues Geschwader, auf welchem Amerigo Vespucci als Unterbefehlshaber kommandirte. Dieser entwarf die Karten des neuen Landes, von ihm rühren die offiziellen Berichte her. Amerigo ertheilte später den Spaniern den Rath, um Brasilien herum nach den Molukken zu fahren. Er steht also mit vollem Rechte unter den großen Florentinern im Hofe der Uffizien zu Florenz. Am 1. Januar 1516 kam Juan Diaz de Solis schon bis zum Rio de la Plata. Die gänzliche Durchführung der Idee des Vespucci blieb einem Größeren vorbehalten.

Aber nicht blos den Occident galt es aufzuhellen, auch die Kunde vom Orient war in tiefe Nacht gehüllt. Nach Herodot hatten schon die Phönizier den Weg um die Südspitze Afrika's gekannt. Im Mittelalter wuchs Afrika mit Asien zusammen, wie Asien mit Amerika. Das einzige Volk, welches über den Orient ziemlich klare Begriffe hatte, waren die Araber und in ihrem Gefolge die Juden. Als die christliche Welt sich zu besinnen begann, wurden beide ihre Lehrmeister. Wir erwähnten schon den Edrisi, der in der Mitte des 12. Jahrhunderts „Großirland" an die Stelle der jetzigen nordamerikanischen Südstaaten verlegte. Nach Osten zu wußten die Araber praktisch Bescheid; ihre Handelsstraßen führten von der Ostsee bis nach Turkistan und Persien,

von Christiansand in Norwegen bis nach Kasan. Die Araber und die Juden machten Geschäfte nach Ceylon, Sumatra, Java, bis nach China. Die Molukken waren ihnen sehr wohl bekannt, Japan bezeichnen sie nicht undeutlich. Afrika dehnte sich für die Araber nicht bis nach Indien aus; denn sie trieben Handel nach Zanzibar und gründeten Melinde, Mombaza, Mozambique und Sofala auf dem 20. Grade südlicher Breite; sie kannten die Mondinsel oder Madagaskar, östlich von Afrika, im indischen Ozean.

Von den Arabern ging die östliche Mission an die Portugiesen über; für diese handelte es sich um den Seeweg nach Ostindien, der seit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts auf der Tagesordnung gestanden. Im Jahre 1346, zu Petrarca's Zeit, fanden die Portugiesen die Canarischen Inseln wieder, welche sie Anfang des 15. Jahrhunderts besiedelten. 1416 ward Prinz Heinrich der Entdecker nach der Waldinsel Madeira verschlagen. Zwanzig Jahre lang arbeitete er an der Entdeckung des Caps Bojador. Vom Rio de Our wollte er landeinwärts ins innere Afrika, nach Abessinien, zum Erzpriester Johannes! 1445 stieß man auf das Cap Verde, das grüne Vorgebirge. Unter Johann II. erreichte Bartolome Diaz die Helenabai und ward dann vom Sturme um das „Cap der Stürme" herumgeschleudert. Er steuerte zurück, verfehlte das Cap und kehrte heim, 1487.

Im Jahre 1497 — Amerika war gefunden — segelte Vasco da Gama vom Tejo aus wieder gen Süden. Zwei Juden, Rabbi Abraham und Rabbi Joseph, hatten ihm nach arabischen Mittheilungen versichert, daß Afrika in eine Spitze auslaufe. Vasco vertraute seinem Stern und den Sternen, die immer neu in seinen Horizont traten, und am 20. November 1497 erreichte er das Cap „der guten Hoffnung", umschiffte es und gelangte nach Zambesi und Mozambique, ins Bereich der Araber. Diese förderten ihn kollegialisch mit Seekarten und Quadranten, und am 19. Mai 1498 landete Vasco glücklich in Calicut. So war der venezianische Weg durch Aegypten und Syrien in den Orient trocken gelegt; Italien und die deutsche Hansa legten das Scepter nieder. Europa war *atlantisch* geworden.

Vasco da Gama, in Verbindung mit Cabral, der auf der Orientfahrt Brasilien entdeckt hatte, legte den Grund zur portugiesischen Herrschaft in Ostindien, welche von Almeida und Albuquerque zu dem großartigsten Kolonialbau ausgeführt wurde. Die Portugiesen sperrten die Straße von Bab el Mandeb gegen Venezianer und Araber, nahmen 1506 Ceylon, 1510 Goa, 1511 Malakka, 1515 Ormuz im persischen Meerbusen, erhielten 1518 freien Verkehr mit China; segelten von der Halbinsel Maçao nach Japan, und etablirten seit 1542 einen mächtigen japanesischen Handel mit den Produkten Europa's und Indiens.

Als Vasco aus dem wirklichen Indien zurückkehrte, begab sich Colon auf seine vierte Reise; jetzt gedachte dieser endlich durch die Vorposten hindurch zum eigentlichen Ziele vorzudringen. Auf Colon's erster Reise dämmerte ihm und der Menschheit der Begriff der lebendigen, vom Mittelalter verfluchten und gebannten Natur auf; der volle Zauber der großen Sünderin duftet und glänzt aber erst aus den Lusiaden des Camoens hervor. Auf der Bahn des Vasco fuhr der moderne Arion, der die „neue Erde" feierte. Als der Dichter an den gepriesenen Gestaden Schiffbruch litt, rettete der Delphin ihn und sein stolzes Werk. Camoens (1525—1569) ist der erste wahrhaft moderne Dichter.

Die Portugiesen sind die genialen Entdecker — auch der größte gehört zu ihnen. — Als Eroberer waren sie noch die menschlichsten; ihr Zweck, Gewürz statt Gold, der ökonomisch berechtigtste. Als sie Amerika und den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatten, gelangten sie über Celebes hinaus nach Papua oder Neu-Guinea, ja bis zum Festlande von Neuholland. Sie schlugen die durch den spätern Nebel verhüllte Brücke zwischen Columbus-Cabral-Vasco und Cook-Forster, zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert.

Den Stillen Ozean, von welchm Columbus gehört hatte, erblickte zuerst Vasco, Nuñez Balboa, am 25. September 1513; 1517 Einfahrt in die Nicoya-Bucht; 1520 kam man zum großen See von Nicaragua. Den Schluß nach Nordwesten bildete die herrliche Fonseca-Bucht. Von der Westküste Amerika's aus faßte später Cortez die Molukken ins Auge.

Ein Größerer, der Größte unter den Entdeckern, kam ihm zuvor. Amerigo Vespucci hatte die Bahn um die Spitze Amerika's herum zu den Gewürzinseln bereits angedeutet, bis zum La Plata war Juan Diaz schon gelangt. Da trat der Portugiese Fernan de Magelhaens in spanische Dienste. Mit fünf Schiffen und 500 Mann machte er sich auf den Weg. Er ahnte die Meerenge im Süden des amerikanischen Festlandes, und fand sie richtig, die Magelhaensstraße. Wildzerrissen, hochromantisch that sich das Feuerland vor ihm auf; tiefe Buchten schäumten unter gewaltigen Felsen. Am 27. Nov. 1520 lag der große Ozean vor ihm. Seine Schiffe waren schlecht, die Provision spärlich, die Mannschaft widerwillig. Aber nichts hemmte den Lauf des kühnen Mannes, weder Meuterei noch Hungersnoth. Aus dem Leder des Tauwerkes wurde Suppe gekocht, der Kehricht des Verdeckes zur Nahrung bereitet. 12,000 engl. Seemeilen legte das Geschwader zurück, die Fahrt schien ohne Ende.

„Doch er stehet muthig an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.“

Magelhaens erreichte die Marianen- oder Lazarus- oder Ladronen- (Diebs-) Inseln, vielleicht die Philippinen-Insel Sebu; auf einer von diesen ward er am 27. April 1521 erschlagen — man weiß nicht ob durch Eingeborene oder die eigene Mannschaft. Er hatte den Zug Alexander's überboten. Sebastian de Cano führte die noch übrigen Schiffe zu den Molukken. Das Wunderland mit seinen riesigen Elephanten, blendenden Paradiesvögeln und betäubenden Muskatblüthen lag vor den erstaunten Sinnen der Europäer.

Das letzte Schiff, die siegreiche San Vittoria, fuhr unter Pigafetto's Leitung um das Cap der guten Hoffnung zurück nach Spanien. Daheim landete sie am 7. September 1522; die Mannschaft war auf 13 Personen herabgekommen. Zwei Jahre und drei Monate hatte die ganze Fahrt gedauert; die Erde war wirklich rund, die Kirchenväter konnten sich endlich begraben lassen. Die Engländer und Deutschen aber begriffen den Werth der „neuen Erde“; sie holten sich zu Lissabon und Antwerpen, den Stapelplätzen des Handels, die ostindische Würze des Lebens.

Merkwürdigerweise hatte Magelhaens auf einer Fahrt von 12,000 Seemeilen quer durch den großen Ozean kaum eine Spur von den zahllosen polynesischen Eilanden erblickt; blind war er durch das größte Meer der Erde gefahren. Ein zweites Geschwader entdeckte 1526 nur die einzige Insel S. Bartolome. Die Rückfahrten von den Molukken nach Mexiko mußten wegen der Passatwinde zu hoch gehalten werden, so daß die Spanier niemals die Sandwichinseln sahen. Torres fuhr zwischen Neu-Guinea und Neuholland (Torresstraße) hindurch, gewahrte auch ein Cap des südlichen Festlandes, ohne jedoch zu landen. Erst im 17. Jahrhundert entdeckten die Holländer einige Küstenstriche des australischen Festlandes, und durch Abel Tasman Tasmanien oder Van Diemensland.

Die Engländer, seit der Cabot'schen Expedition im Norden des östlichen Amerika eingebürgert, forschten nordwestlich und südlich weiter. 1513 stießen sie in Florida auf die Spanier. Ihre Heldenthaten in entgegengesetzter Richtung, die Versuche einer nordwestlichen Durchfahrt, durch die Frobisher, Henry Hudson, John Davis, William Baffin, beginnen erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, um vorläufig mit dem ersten Drittel des 17. zu schließen.

Die Spanier aber lugten von Cuba aus weiter nach Land und Gold. Sie kamen nach Yukatan und Isla Rica = Mexiko. Am 13. August 1521 zog der Ober-Pirat Hernan Cortez mit Pferden, Eisen und Donnerbüchsen in der Hauptstadt der „reichen Insel" ein, den Mexikanern wie ein grimmiger Gott erscheinend. Elf Jahre später arretirte der Spanier Pizarro den „göttlichen Sohn der Sonne" bei den heißen Bädern von Caxamalca in Peru, und unterwarf das Reich der Inkas der Krone Spanien. 1535 drang Almagro nach Chile und verdunkelte durch seinen Heldenzug auf der Hochebene der Andeskette von Cuzco bis Copiapo, „wie von London nach Neapel," den Ruhm Hannibal's. Pizarro ließ ihn enthaupten, der Sohn Almagro's ermordete dafür den Pizarro. Gomez Alvaredo gelangte bis zur Gränze Araucaniens. Orellana entdeckte von Peru aus den Marañon oder Amazonenstrom, und brachte die Sage vom „Eldorado" oder Gold- oder Schlaraffenlande auf.

So staunenswerth auch die kriegerischen Thaten und Märsche der Cortez, Pizarro und Almagro sein mögen, so beschränkt sich doch ihr Verdienst auf eine unwillkürliche Erweiterung der Länderkunde; von den höchst interessanten Völkern in Mexiko und Peru, von den Wundern einer damals noch blühenden Civilisation, von der Bedeutung der beiden Kulturstaaten für die Geschichte der Menschheit lassen jene Condottieri kein Wort verlauten. Daß auf dem amerikanischen Kontinent, ob im Zusammenhange mit China, oder mit Phöniziern und Cariern, oder mit wem sonst, festgefugte, großartige Staatsorganismen sich gebildet hatten, daß hier das Wesen des sozialen Menschen analog, nur scheinbar verschieden, in Blüthe ausgeschlagen war, wie auf andern Entwicklungsstätten: was kümmerte das die Flibustier? Ging ihnen doch auch keine Ahnung davon auf, daß dieselbe Religion, welche sie mit Peitsche und Hunden als Taufzeugen propagandirten, im Wesentlichen schon vorhanden war!

Erst die neuere Wissenschaft hat Mexiko und Peru in ihre alten Ehren wieder eingesetzt. Mexiko war zur Zeit der Eroberung durch die östlichen Barbaren eine Militär- und Lehnsmonarchie. Der Kaiser stand wie Jeder unter dem Gesetz, einem geschriebenen Codex. Es herrschte Sklaverei, doch nicht kraft der Geburt; Kasten waren nicht vorhanden. Die Posten, im Abendlande durch Ludwig XI. und Maximilian I. mühsam begründet, waren durch das ganze Reich wohl organisirt. Das Heer wurde durch Steuern erhalten und machte dafür Musik, wie später anderswo. Die Religion, unten polytheistisch wie immer und überall, trug in esoterischen obern Schichten den Charakter des Monotheismus. Der höchste Kriegsgott war von einer Jungfrau geboren durch „unbefleckte Empfängniß"! Die Erbsünde konnte abgewaschen werden; nach dem Tode warteten Himmel und Hölle. Klöster, Ohrenbeichte, Absolution waren vorhanden. Doch durften die Priester heirathen. Kalender und Sonnenuhren waren allgemein; die Rundheit der Erde, die Schräge der Ekliptik bekannte Thatsachen. Zoologische und botanische Gärten standen im Flor. Irdene Waaren, lackirtes Holz, Weberei, zeugten von hohem Kunstfleiße. Eisen fehlte, die Kultur stand im Bronzealter. — Der erste katholisch-spanische Erzbischof von Mexiko machte ein Autodafé aus einem

Berge von unersetzlicher Literatur, grade wie man zu Granada die kostbare maurische Wissenschaft verbrannt hatte. Den Azteken gaben die Spanier die Knute und das Christenthum der Inquisition, und nahmen ihnen Alles, ihre Tradition, ihre Kultur, ihre Sicherheit; Tabak, Truthühner, Chokolade und Cochenille obendrein.

Die zweite Kulturstätte war Peru, den Mexikanern eben so unbekannt wie Mexiko den Peruanern. Die sandige Küste ist todt; aber die Terrassen der Andenkette vom Aequator bis nach Chile legten das glänzendste Zeugniß für menschliche Fähigkeit und Fertigkeit ab. Das Gebirge in allen möglichen Klimaten, von Lappland bis Sizilien, angebaut und vernutzt, war von einer riesigen Militärstraße gesäumt; sie ging über Abgründe und durch Felsen; Klüfte waren ausgemauert oder durch Hängebrücken übersprungen, Fähren setzten über breite Wasser. Alles das war ohne Eisen und Pulver zu Stande gebracht. Eine zweite Straße ging die Küste entlang, auf Dämmen mit Pfeilern und Böschungen. Auf beiden Straßen circulirte die trefflich eingerichtete Post. In Cuzco stand der Sonnentempel, dort residirte der Inka, der „Sohn der Sonne", der weltlich-geistliche Repräsentant der Gottheit. Der Sonnendienst war für die Gebildeten Monotheismus, Auferstehung und Unsterblichkeit bildeten Glaubensartikel. Der Himmel lag über dem blauen Gewölbe, die Hölle in der Erdmitte. Das Reich wurde im Geiste strengster Centralisation regiert. Der Staat leitete auch die erwerbende Thätigkeit; die Konkurrenz war unbekannt, Alle wurden ernährt.

Diese beiden Civilisationen sind von den Spaniern umgebracht worden, ohne daß sie nur Notiz von ihnen genommen hätten. Die Mexikaner und Peruaner opferten Menschen, hieß es. Und die Inquisition dann! Von 1481—1808 hat sie blos in Europa 32,000 Menschen verbrannt und 340,000 gepeinigt. In Peru und Mexiko fielen die Opfer nach dem Staats- und Nationalgesetz; aber niemals ward dort die Folter für den Leib, und die scheußliche, entwürdigende Qual wider den bessern Theil des Menschen angewandt. In Peru und in Mexiko ging der Gedanke, die Seele frei aus.

So stand es denn fest durch schweiß- und blutgetränkte Er-
rung, was die Alten geahnt und zum Theil zu beweisen ver-
ht hatten. Das Land war ganz anders auf der Erde vertheilt,
die Masse der Sterblichen im Mittelalter fast ohne Ausnahme
hnte. Der Traum von der „Atlantis" wurde Wirklichkeit; die
gelgestalt der Erde, von Pythagoras aus ästhetischen, von Par-
nides aus Elea aus geometrischen Gründen angenommen, von
ristoteles den Mondfinsternissen, von Ptolemäus den Masten
nheran- und hinabziehender Schiffe abgesehen: durch Magelhaen's
ahrt war sie bewiesen. Ein Deutscher, der gelehrte Sebastian
Münster, buchte sämmtliche Entdeckungen in seiner „Kosmographie"
Basel 1541).

Was war aber nun diese Erdkugel — von der Abplattung an en Polen, die erst das 18. Jahrhundert feststellte, abgesehen — m Weltraum; welches war ihr Verhältniß zu den übrigen Ster-ten, namentlich zur Sonne? Darauf sollte der Magelhaens der Astronomie die Antwort ertheilen.

Und wieder ist es nicht wahr, daß das Alterthum nicht über die blöde alttestamentlich-mittelalterliche Anschauung hinausgekommen wäre. Schon in grauester klassischer Zeit war man weiter: Pythagoras behauptete die Achsendrehung der Erde. Dem Heraklit von Pontus war diese Achsendrehung eine westöstliche; Merkur und Venus aber, die beiden inneren Planeten, drehten sich um die Sonne. Aristarch von Samos, im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ließ die Sonne ruhen und die Erde sich bewegen. Seleukus aus Babylon hielt den heliocentrischen Bau der Welt für erweisbar. Hundert Jahre vor dem Gründer der neuen Astronomie begriff ein Kardinal der römischen Kirche, der gelehrte Nikolaus von Cues an der Mosel, die Achsendrehung und die Bewegung der Erde um die Sonne.

Endlich 1473 wurde in der deutschen Stadt Thorn, die kaum unter polnische Herrschaft gelangt war, von deutschen Aeltern Nikolaus Köpernik geboren, der sich nach der Sitte der Zeit in Copernicus latinisirte. Ihm waren die Ahnungen der Alten bekannt, durch seine hohe mathematische Begabung machte er sie zur

Gewißheit. Er ordnete den Himmel, wie die großen Seefahrer die Erde geordnet hatten.

Die Jahrzahlen spielen hier ein wundersames Spiel. Seit 1506, dem Todesjahr Colon's, verfolgte Köpernik den großen ketzerischen Gedanken des heliocentrischen Systems. Sein klassisches Werk begann er im Jahre 1517 (Wittenberger Thesen) zu schreiben. 1530 (Augsburgische Konfession) war dieses Werk im Wesentlichen fertig. Wie die kirchliche Reformation, so ging auch der Reformer des Himmels Schritt vor Schritt, nicht ohne Aengstlichkeit vorwärts. Sein Werk führte den Titel De Revolutionibus; es war in der That die größte menschliche Revolution.

Im Jahre 1536 wandte sich Copernicus an den Papst Paul III., unter dessen schützende Flügel er sich zu stellen suchte. Die Bewegung der Erde nannte er eine „abgeschmackte Meinung", die er einmal versuchsweise aufstellen wolle, wie die Alexandriner ihre Epicykeln, und versicherte dann, auf dieser Hypothese lasse sich ein vollständiges System errichten, aus dem man nichts herausnehmen könne, ohne Alles zu verwirren. Das Werk erschien erst im Todesjahre des Verfassers, auf lebhaftes Drängen des Kardinals Schomberg. Der protestantische Gelehrte Osiander zu Nürnberg besorgte den Druck; in der Vorrede steht zu lesen: lange habe der Autor geschwankt, ob er den Inhalt nicht lieber auf pythagoräische Weise, durch mündliche Ueberlieferung an Freunde, anstatt durch den Druck, verbreiten solle. Copernicus selbst wagte aber doch folgende Stelle: „Wenn es eitle Schwätzer gibt, die nichts von der Mathematik verstehen, und die sich dennoch herausnehmen, mit Bezug auf eine verkehrt herausgerissene Stelle dieser Schrift zu urtheilen, und mein Unternehmen tadeln und angreifen: so kümmere ich mich nicht um sie, nnd blicke auf ihr Urtheil als auf ein vorschnelles und verächtliches herab."

Die Erde hat nach Copernicus eine dreifache Bewegung: erstens die tägliche Umdrehung um ihre Axe, zweitens den jährlichen Weg um die Sonne, und drittens die Deklination ihrer Axe. Mangelhaft blieb bei der großartigen Entdeckung noch die Annahme einer circularen Bewegung um die Sonne, welche der geniale Kepler im 17. Jahrhundert in eine elliptische verbesserte.

Auf seinem Sterbebette sah Köpernik noch die Aushängebogen seines „revolutionären" Werkes; er starb im Jahre 1543, drei Jahre vor Luther.

Welche Horizonte hatte er dem Menschen gespannt! mit welch' anderm Auge schaute das Geschlecht fortan zum Himmel auf, seit es erfahren: die Erde ist nicht die Welt; die Welt ist so groß, daß die Entfernung der Sonne von der Erde nichts mehr bedeutet, wenn sie mit der Sphäre der Fixsterne verglichen wird!

So war jetzt die Erde, trotz des neuen Kontinentes und der tausend und abertausend geographischen Namen, welche plötzlich aufleuchteten, in der That zum Klopstock'schen „Tropfen am Eimer", für den Menschen aber die Bescheidenheit, die griechische Sophrosyne, zur Lehre geworden. Konnte er denn noch mehr sein als eine Infusorie in diesem „Tropfen"? Wohin war doch der Mittelpunkt des Universums, das „Bethlehem der Welten" gekommen, mit dem die jüdisch-christliche Welt so lange und so stolz paradirt hatte? Kein Jehova konnte die Welt, d. h. die Erde geschaffen haben, um endlich den Menschen als Herrn und König darüber einzusetzen; der Himmel war nicht mehr das bloße Dach der Erde; die Sonne und der Mond und die Sterne waren nicht angezündet worden, um Sr. Gnaden bei Tag und bei Nacht zu leuchten. Begreift man den Ruck, den diese Offenbarung allmälig im menschlichen Bewußtsein hervorrufen mußte; begreift man, daß der Mensch ganz anders um sich und in sich zu schauen lernte?

Die Menschheit besann sich, fing an über ihre Vergangenheit, ihre Zukunft, über ihr wahres Wesen nachzudenken. Es ist kein Zufall, daß gleichzeitig mit der neuen Erkenntniß und unter den Vorwehen der Reformation der päpstlich-katholische Kosmopolitismus zusammenbrach, daß Nationen, nationale Sprachen und Literaturen aufkamen.

Gewalt und List waren die natürlichen Werkzeuge zur Bildung der Nationalstaaten. Der Machiavellismus — vor und nach Machiavelli — schuf die ersten gesellschaftlichen Krystallisationen seit dem Ende der alten Welt. Ludwig XI. von Frankreich, der

den verwegenen Herzog von Burgund und mit ihm das burgundische Zwischenreich zu Falle brachte; Heinrich VII. von England, der die beiden Rosen von York und Lancaster zusammenband; Ferdinand der Katholische von Aragon und Neapel, der Begründer der spanischen Einheit und Weltmacht: diese drei hießen bei ihren Zeitgenossen die „drei Magier"; ihre Handlungsweise war unchristlich genug. Ihnen zur Seite stand der portugiesische Entdeckerkönig Johann II., der vor der Hinrichtung seines eigenen Schwagers nicht zurückscheute, und Christian II. von Skandinavien, der Ludwig XIV. Dänemark's, der dem französischen Könige das l'Etat c'est moi lehrte: „Alle Besitzungen Aller, alle Rechte, Domänen, Erbschaften und Schätze gehörten ihm, und er nahm keinen Anstand, der habsüchtigste König, sich den Herrn aller Dinge zu nennen, die sich in seinem Reiche befanden." Von diesen gekrönten Einheitsfanatikern sagt der französische Geschichtschreiber Mézeray: „Von Allen hatte Einer so wenig Religion wie der Andere, sie legten durch ihre Reden und Handlungen einen nichtswürdigen und thierischen Atheismus an den Tag, während sie sich auf ihre tiefe Weisheit und feine Staatskunst viel zu gute thaten."

Auf minder verfänglicher Bahn, doch vielfach dasselbe Ziel erstrebend, bewegten sich die Völker sprachlich und literarisch. Die katholische Universalkirche war nicht nur die römisch-katholische, sondern auch die lateinische, nicht nur im Gegensatz zur griechisch-byzantinischen, sondern auch zu den nationalen Genossenschaften des Abendlandes. Latein war die Weltsprache des Mittelalters. Eine todte Sprache hatte die lebendige Welt und Wissenschaft beherrscht. Dagegen kämpften die Volksliteraturen seit dem 12. und 13. Jahrhundert, und dagegen trug den ersten gewaltigen Sieg davon Dante, der erste Klassiker in der lingua volgare italiana.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erloschen die arabischen Einwirkungen in Spanien, die von Spanien aus angeregten Troubadours in Südfrankreich, die verwandten Minnesänger in Deutschland. Volksliteraturen kamen auf: in Deutschland das Volkslied, die Volksbücher, die Thierepik — Reinard de Vos — und der verschmitzt-demokratische Bauer Eulenspiegel.

Ob Johannes Gutenberg die Kunst des Buchdrucks zuerst erfand, ob dies in Mainz oder in Straßburg geschah; ob Lorenz Coster von Harlem ihm zuvorkam; ob die Venezianer die Kunst aus China einführten, soll uns hier gleichgültig sein. Sie war im Grunde nichts als eine neue Anwendung des Holzschnittes, der seine Vollendung durch die beweglichen hölzernen, dann metallenen Lettern erhielt. Wahrscheinlich ging sie aus den Spielkarten hervor — „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel". Genug, um das Jahr 1440 war die „schwarze Kunst" da: 1455 erschien die Bibel von Gutenberg und Fust zu Mainz. In Italien druckte man 1465 zuerst den Kirchenvater Lactanz, dann Cicero „über die Pflichten" und Augustinus „vom Gottesstaate". 1469 gelangte die Erfindung nach Frankreich — sie war europäisches Gemeingut geworden.

Bald kamen die Nationalliteraturen an die Reihe; Ernst wechselte mit Scherz und Spott; Klassiker räumten Flugschriften, Spottgedichten und Fabeln den Platz; die Polemik bemächtigte sich des handlichen Instruments; es regnete Angriffe, Philippiken, Pasquille; der Geist der Zeit redete plötzlich in tausend Zungen, und mitten in der babylonischen Verwirrung, die nicht ausbleiben konnte, gewahrte man deutlich, daß Babel gestürmt werden sollte und daß Babel sich zur Wehre setzte.

Die Sorbonne zu Paris setzte eine Censur zum Schutz der Kirche und des Staates ein; 1475, zwanzig Jahre nach der ersten Bibel, erschien zu Köln die erste censirte Schrift. Sixtus IV. erließ 1479 ein strenges Censuredikt, welches die deutschen Bischöfe anwandten. Die Krone gebührt natürlich dem ruchlosen Alexander Borgia, dem Ländervertheiler und Kartenregulirer, welcher das Jahrhundert der Reformation damit einleitete, daß er bei Bann und Geldstrafe allen Druckern verbot, irgend eine Schrift ohne Genehmigung des Diözesanbischofs herauszugeben. Da aber bis zum Jahre 1501 des Unheils schon viel geschehen war, so verordnete Borgia, daß alles bereits Gedruckte nachträglich noch einmal censirt und im Falle der Verdammlichkeit verbrannt werden sollte. Unter Paul IV., dem wilden Caraffa, erscheint endlich der Index librorum prohibitorum, das Verbot für die Theologen,

dergleichen Bücher zu lesen, und das Gebot, die Leser derselben zu denunziren.

Karl V. versuchte es, die päpstlichen Verbote auf Luther's Schriften anzuwenden; hier aber zeigte sich die Unmöglichkeit, das Medium des öffentlichen Geistes einzufangen. Die schweren und theuern Pergamente hatten sich in leichte Blätter verwandelt, und die fliegenden Blätter wirbelten frei im Winde. Es war, als ob man ein Paßreglement auf die Luftschifffahrt anwenden wollte. Die Reichsstädte thaten zudem ihre Pflicht, wenn die Landesfürsten wider den heiligen Geist sündigten.

Man hat berechnet, daß zwischen 1470 und 1500 über 10,000 Auflagen von Büchern und Flugschriften gedruckt wurden, und zwar die große Mehrheit derselben in Italien: in Venedig allein 2853, in Mailand 625, in Bologna 298, in Rom 925. Auf Paris kamen 751, auf Köln 530, auf Nürnberg 382; Leipzig lieferte 351, Basel 320, Straßburg 526, Augsburg 256, Löwen 116, Mainz 134, Deventer 169, London 130. Der Unterschied zwischen England und Italien betrug ein Jahrhundert. Paris war sechsmal so bedeutend als London, und zählte in den nächsten zehn Jahren 130 Auflagen gegen 36 Londoner. 1550, als die Kunst ein Jahrhundert zählte, waren in Schottland erst 7 Werke gedruckt und darunter nicht ein einziger Klassiker! Mit dem gesunden Witz der Kulturgeschichte fügt Draper hinzu, daß das erste in Spanien gedruckte Werk von der „Empfängniß Mariä" handelte (1474)!

Die große geistige Bewegung, die am Horizonte aufging, war bestimmt, sich der Massen zu bemächtigen; aber sie mußte in der Masse jeden Einzelnen durchdringen, es handelte sich um massenhafte persönliche Ueberzeugungen. Diese konnten aber nur durch ein neues Mittel der Propaganda gewonnen werden. Bisher war alle Lehre und Belehrung fast ausschließlich mündlich, der Priester war durchs ganze Mittelalter hindurch der Mund der Wahrheit gewesen. Die Predigt der Ketzer that zwar auch das Ihrige, aber sie hätte nimmer ausgereicht ohne das gedruckte Wort, die stille Predigt, die stumme Propaganda. Und diese hatte zudem den gewaltigen Vorzug, daß man sie wieder lesen, überlegen, zum Stehen

bringen konnte. So bildete sich nicht nur ein vorübergehender, meist gemüthlicher Eindruck; es entstand nicht nur Begeisterung, sondern gefestigte Ueberzeugung, eine dialektisch vermittelte Ansicht; der Verstand wurde zu Hülfe gerufen. „Dies wird Jenes tödten", konnte man damals sagen, als der Preßbengel sich gegen die Kanzel erhob. Hierin lag offenbar die Signatur der Zeit und das Motto der Zukunft.

Der Begriff der Neuzeit rückt für uns näher und näher zusammen. Die Wohnstätte des Menschen in ihrer Ausdehnung und Beschaffenheit vollständiger erkannt; die Stellung dieser Stätte zum Universum zum ersten Male richtig angeschaut; die eigentliche Staatenbildung im großen Style seit Alexander und Rom wieder versucht; eine Mannichfaltigkeit von Gesammtindividualitäten ans Licht tretend; endlich ein nie gekanntes Organ der Mittheilung und des Gedankenaustausches von unerhörter Wirksamkeit: so einzig konnte und mußte der Gährungsprozeß der Phantasie, das Brodeln des Symbolismus zur Ruhe gebracht werden. Der Niederschlag sank zu Boden; immer klarer und durchsichtiger ward das Resultat, immer deutlicher das Ziel der modernen Menschheit.

Es war der Wendepunkt einer anderthalbtausendjährigen Geschichte gekommen; die abendländische Menschheit brach plötzlich mit der Tradition und schickte sich an, wenngleich unter allerhand Maskeraden, Selbsttäuschungen, Accommodationen, sich auf sich selbst, auf ihre Vernunft, auf ihr Bewußtsein von sich und der Welt zu stellen. Zunächst freilich trat sie nicht mit solchem Anspruch auf, sie äußerte sich vielmehr mit großer Zurückhaltung; sie vermeinte sich blos zu erinnern, sich auf Früheres zu besinnen und schrieb ein zweifaches Re vor ihre Geburt und Gestalt: Renaissance und Reformation. Sie glaubte in Italien, das antike Ideal neu zu gebären, und schuf in der That die moderne Kunst; sie glaubte in Deutschland, kirchliche Mißbräuche abzustellen und das reine Christenthum herzustellen, und sie zerstörte die Autorität und schuf den Gesellschaftsvertrag.

Hatte nicht Plato einst alles Wissen für Erinnerung erklärt? Aber was heißt das anders, als daß nichts aus dem Menschen

herauskommt, als sein eigenes Wesen? daß dieses Wesen sich zu entfalten hat, und daß zur Erfassung dieses Wesens wiederum nur die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten taugen? Was behauptete demnach die bescheidene Menschheit von sich selbst? Daß sie sich aus sich selbst wiedergebären und umgestalten müsse! Daß sie ästhetisch, sittlich, wissenschaftlich, politisch, sozial zu sich selbst kommen wolle, während sie bisher außer sich gewesen!

Leider sollte sich gleich an der Schwelle der Neuzeit ergeben, daß unser Thun wie unser Wissen Stückwerk ist. Renaissance und Reform gingen nicht lange mit einander — die Renaissance wurde einseitig, die Reform nicht minder. Ein Drittes trat stürmisch dazwischen, die Revolution, welche die Reform zu überstürzen suchte, von der Renaissance absah, und sich in eine dritte Einseitigkeit verirrte. Die Synthese steht noch immer aus, die größte Arbeit ist noch zu thun; aber die Aufgabe ist wenigstens erkannt.

Zwei verschiedene Völkerstämme hatten sich seit der großen Wanderung in das Abendland getheilt, zwei verschiedene Strömungen gingen durch die europäische Welt: eine germanische und eine romanische. Wie der Metaphysiker die Dinge nach Wesen und Form unterscheidet, so gingen die Germanen auf die Innerlichkeit, die Romanen auf die Aeußerlichkeit. Freilich nicht so abstrakt wie im Buche, aber mit einem bedeutenden Mehr nach der einen und nach der andern Seite. Die integrale Erneuerung gelangte vorläufig und auf lange Zeit bei keinem der beiden Stämme zum Durchbruch.

Unter den Romanen war ein Volk, dem Sitze der antiken Weltherrschaft am Nächsten, mit der Erbschaft des klassischen Geistes von Haus aus behaftet; das Leben und die Religion mit dem Formsinne, der Phantasie, vornehmlich auffassend, zum Schönheitsgefühl prädestinirt: — die Italiener. Unter den Germanen fand sich ein Volk, welches die tiefe Innerlichkeit der Race bis zur arisch-indischen Selbstbebrütung trieb, die Totalität des Empfindens, das Gemüth so recht eigentlich im Namen und Auftrag des Stammes kultivirte, den Stoff, jeden Stoff zu dem seinigen verarbeitete und in bedächtiger Besonnenheit Originales zu schaffen angethan: — die Deutschen. Mitten im Christenthum, ja am Sitze

christlicher Weltherrschaft, waren Jene immer Heiden geblieben; Diese, die ursprünglichsten Heiden, die ächten Wodansdiener, hatten sich dagegen, einmal bekehrt, in das allerchristlichste Volk verwandelt, ein Titel, den ein bluttrunkener Frankenkönig frevventlich für sich allein beanspruchte.

Die Italiener nahmen folgerecht die Neubelebung der ächten Schönheit, die Wiedergeburt der Architektur, der Skulptur, die glorreiche Vollendung der Malerei, die Erfindung der modernen, d. h. der wahren Musik auf sich, und zeigten sich daneben als die Begründer der Staatskunst, der Organisation von Oben herab. Die Deutschen dagegen stiegen in die Schachte des Bewußtseins hinunter, gründeten das Gewissen, schufen eine neue Religion, ein neues gemüthliches Verhältniß zum Universum, eine Arbeit, die noch umfassender genannt werden muß als die Stiftung des Christenthums selbst, da nicht mehr die orientalische Inspiration und Phantasie instinktiv wirkten.

Die Staatskunst der Italiener ruhte wesentlich auf antiker Lehre und Erfahrung. Griechenland und Rom lieferten die Beispiele und Lehren. Die Staatskunst wurde daher zum Problem, zum Rechenexempel, zur Beschäftigung des konstruirenden, zweckwollenden Verstandes, entweder im Interesse eines Einzelnen — moderne Tyrannis —, oder der Volksmassen — absolute Demokratie. Bei den Deutschen blieb der Staat lange zur Seite liegen, oder er diente lediglich zum Anhalt und Stützpunkt für die religiösen Zwecke; ja er gestaltete sich erst je nach dem Ausgange blutiger religiöser Kämpfe, an welche Alles gesetzt wurde, wie er konnte und mochte. Selbst die französische Revolution rührte ihn zunächst kaum.

Auch in Italien ergriff die Renaissance den Charakter; es gibt kaum merkwürdigere, frappantere und pikantere Charaktere als die italienischen des 15. und auch des 16. Jahrhunderts; aber diese Charaktere sind ästhetisch und politisch bestimmt, fast niemals ethisch. Die Moral wird mit Füßen getreten und das Recht der Persönlichkeit erkennt kein anderes Gesetz als die Raison d'État und das sinnliche Behagen. Ganz anders in Deutschland, wo entweder die evangelische Weltanschauung oder die Ueberzeugungs-

treue in den Chorführern der Bewegung zur Geltung kamen, wo man niemals schöne Verbrechen kannte und der zweckvollsten Apostasie kaum je von Herzen verzieh.

Die beiden weltbewegenden Faktoren, die Renaissance und die Reform, gaben sich in Frankreich Rendez-vous. Unter Franz I. mochte es einen Augenblick scheinen, als ob sie neben einander bestehen, sich gar durchdringen würden. Neben der auflebenden Kunst und Wissenschaft wurden die Hugenotten mächtig. Die Medizäerin machte dem Traum ein Ende, die Pariser Bluthochzeit wurde zum Todtenmale der Illusion. Heinrich IV. kaufte Paris für eine Messe; Ludwig XIV. trat das Toleranzedikt unter die Füße; die schmählichste Geistestyrannei lag wie ein Alp auf dem „großen" Jahrhundert der Wissenschaften und Künste. Grade wie die italienische Renaissance die qualmende Glut der Scheiterhaufen nicht verhindert hatte, wie man zu Rom die von den Humanisten gelösten Zungen der Philosophen ausriß.

England trat germanisch für die Reformation ein, es setzte sie aber staatlich durch, mit normannischer Brutalität und regierungsmäßiger Beschränktheit. Auf die despotischen Maßregeln des Blaubarts Heinrich konnte der Rückschlag unter der blutigen Maria folgen, die einen Philipp II. zu ihrem Gemahl machte. Cromwell war eine germanische Natur; aber nach ihm war der halbe Verräther Karl II. und der ganze Apostat Jakob II. möglich. Selbst der große Oranier mußte die bischöfliche Hochkirche stehen lassen und die Toleranz auf die Trinitarier beschränken. Die Zusammensetzung der englischen Sprache spiegelt sich in diesen wechselnden Geschicken des Landes.

Skandinavien erfreute sich eines ungetheilten germanischen Volksthums; hier war daher die Reform auf einen Schlag durchzuführen; aber das neue Bewußtsein erwies sich wenig zeugungsfähig. Spanien bildet den absoluten Gegensatz zu Skandinavien: es hält sich den Humanismus und die Reform mit allen Gewaltmitteln italienischer Staatskunst vom Leibe, forcirt eine spätmittelalterliche Blüthe der Kultur, und verschwindet nach physiologischen wie ethischen Gesetzen verdientermaßen aus der Geschichte, die ihm eine lange Weile nur noch vergönnt, Objekt und Beute zu sein.

Endlich entbrennt im Lande der Mitte, in dem großen gemüthlichen Binnenlande, zwischen germanischen Absenkern und Romanen gelegen, der große Prinzipienkrieg des 17. Jahrhunderts, der Krieg ohne Ende um das Recht des neuen Bekenntnisses, um die staatliche Duldung der Reform. Der ganze Erdtheil tummelt sich auf deutschem Boden umher; Romanische Politik durchkreuzt die religiöse Frage; der Friede der Welt — nur vom Papste nicht anerkannt — wird auf den Ruinen Deutschland's abgeschlossen. Nur Holland, ein Theil des burgundischen Kreises, erkämpft sich auf eigene Faust politische und religiöse Freiheit, rettet sich Kopf und Herz, die Freiheit des Bürgerthums, des Glaubens und der Wissenschaft. Die Schweiz trennt sich vom Stamm= und Mutterlande, und geht einer selbständigen vorbildlichen Zukunft entgegen.

So begreift also die erste Periode der Neuzeit wesentlich die neue Religionsbildung und die durch sie herbeigeführten politischen Kämpfe. Eigentlich schließt das religiöse Pathos erst mit der Restauration Karl's II. von England ab; und so erstreckt sich das Zeitalter der Reformation bis zum Jahre 1660. Seine große Ausdehnung nöthigt uns jedoch dazu, vorläufig nur das 16. Jahrhundert in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Unter dem religiösen Interesse zieht deutlich ein weltlich=politischer Strom her. Dazwischen spielen Humanismus und Renaissance ihre gewichtige Rolle: die Kunst entfaltet ihr leuchtendes Banner, die Wissenschaft versucht ihre Flügel.

Es ist ein großes Gebiet, welches wir nach allen Richtungen zu durchmessen haben; zahllose Faktoren fordern unsere ungetheilte Aufmerksamkeit heraus; Daten, Ereignisse, Namen überfluthen uns. Wenn es uns jedoch gelingt, der Geschichte ähnliche Gesetze abzulauschen, wie solche von der Naturwissenschaft zu hohen Ehren gebracht worden sind, so werden die Ereignisse, Daten und Namen zuletzt zu übersichtlichen Begriffen zusammenschmelzen, und kein Gedächtniß wird sich weigern, den Gang einer normalen, einfachen Entwicklung in sich aufzunehmen und getreulich zu bewahren.

II.

Die Vorboten der Reformation.

Das Papstthum auf seiner Höhe. — Die unterirdischen Wühler. — Die Waldenser. — Die spanischen Mauren. — Die Albigenser. — Friedrich II. — Abälard und Arnold von Brescia. — Dulcino. — Die Franziskaner. — Abt Joachim von Flora und das „Ewige Evangelium“. — Die „Babylonische Gefangenschaft“. — Wycleff. — Die drei großen Konzilien des 15. Jahrhunderts. — Johannes Huß. — Hochverrath des Aeneas Sylvius; die päpstliche Absolutie; der Grund der „Unfehlbarkeit“. — Thomas von Kempen und Johann Wessel. — Kaiser Max und die „Beschwerden der deutschen Nation“. — Luther, der Mönch, Gelehrte und Deutsche. — Deutschland, im Gegensatze zu Frankreich und Italien. — Hinweis auf die Renaissance.

Die Höhe der Kreuzzüge bezeichnet zugleich die Höhe des Papstthums. Eine Welt in seine Faust nehmen und sie gegen eine andere Welt schleudern; einen Erdtheil auf einen zweiten und dritten stürzen, ad majorem Dei gloriam, und zwar blos kraft der moralischen Autorität; dabei den Nerv aller Dinge nicht vergessen, durch die freien Schenkungen der Abziehenden und durch wohlfeile Ankäufe herrenlosen Gutes die Kirche bereichern; die deutschen Kaiser und die Könige von England und Frankreich commandiren, als wären sie des Papstes Landsknechte: das war doch wahrlich ein Ideal, und zwar ein verwirklichtes!

Man sage nicht mehr, Ideale seien Träume, ihr Wesen sei das, nicht zur Wirklichkeit zu kommen; nein, das Ideal ist nur die Lebensform der Menschheit zu einer gewissen Epoche. Zwischen Gregor VII. und Bonifaz VIII. ist das katholisch-mittelalterliche Ideal wirklich gewesen, verkörpert in der gesammten

europäischen Welt. Gregor VII. starb 1083, im Jahre 1096 wird der erste Kreuzzug begonnen; Bonifaz VIII. stirbt 1303, im Jahre 1291 fällt Ptolemais oder St. Jean d'Acre, und die Christen räumen Tyrus und ihre letzten Besitzungen im Orient ohne Schwertstreich. Das Papstthum war bis zum Brande von Moskau gelangt, sein Napoleonszug führte den Sturz der geistlichen Weltmacht herbei.

Ehe der Boden einstürzt, wühlt das unterirdische Feuer lange Zeit, oft Jahrhunderte. Um die Mitte der bezeichneten Periode ist bereits ein doppelter Protest sehr vernehmlich, ein geistlicher und ein weltlicher, natürlich bei der Doppelnatur des Gegners nicht immer streng von einander zu scheiden. Und auch dieser Protest hatte seine Vorläufer, sein vorangehendes Rumoren aufzuweisen.

Paulicianer oder Manichäer verbreiteten sich schon im 7. und 8. Jahrhundert als morgenländische Sekte durch Bulgarien (bougres) und Illyrien ins Abendland, nannten sich Katharer (Reingläubige), und wurden durch Sprachverderbung zu „Ketzern". Verwandt mit diesen waren die Sektirer im obern Apennin, rein von Wandel, frei von Schwärmerei, lange unbekannt und schier unbeachtet, bis Peter Waldus von Lyon um das Jahr 1170 einen „apostolischen Verein" gründete, die Stellung der Geistlichen in der Gemeinde auf urchristliche Einfachheit zurückführte, die Lehre vom Ablaß, von der Beichte, von Reliquien und Heiligen tilgte, den Papst und die Transsubstantiation absetzte, und nur Taufe, Abendmahl und die Bibel als Heilsmittel und Grund der Lehre bestehen ließ. Verfolgt, flohen die Waldenser nach Piemont, und gaben den ketzerischen Elementen in Oberitalien ihren Namen.

Wohl hatte die heilige Hildegard von Bingen, die von Hoch und Niedrig überlaufene und verehrte Prophetin, Recht gehabt, als sie schon unter Papst Eugen III. (1145—53) weissagte: „Der Unglaube wird den Papst berauben, einige Länder werden ihn ganz verwerfen, die Päpste werden nur Rom und die Umgegend behalten."

Im selben 12. Jahrhundert wirkten aber noch ganz andere Elemente auf das republikanische Südfrankreich, nämlich die fein

gebildeten, literarisch und wissenschaftlich weit über dem christlichen Europa stehenden Mauren in Spanien. Sie gründeten zuerst Universitäten, zu denen man aus ganz Europa hinströmte; sie machten aus der Medizin eine Wissenschaft, während die Christen mit Heiligenknochen kurirten und höchstens die Krankenpflege einrichteten; sie trieben Naturwissenschaften, sogar Chemie, sammelten bis zu 70 Bibliotheken, verfaßten Encyklopädien und Wörterbücher. Sie trieben die Stickerei und Weberei bis zur Höhe stylhafter Kunst, leisteten Erstaunliches in Goldarbeit und Filigran, kultivirten den Gartenbau und die Hydraulik; sie erfanden die „Tensons" oder poetischen Disputationen, von ihnen lernten die Provenzalen das elegante Ritterthum, den Pferdeluxus, die Turniere, die Falkenjagd, den Tanz zur Laute und Mandoline; sie sind die geistigen Erzeuger der Troubadours.

Im 10. Jahrhundert schon hatten sie den Avicenna, der die Erhebungs- wie die Flötzungstheorie kannte; im 12. lebten Averrhoes, der Erklärer des Aristoteles, und Maimonides, der große, fast modern schreibende Arzt, Leibmedicus Saladin's. Durch eine glückliche Trennung des Wissens vom Glauben auf der Bahn der Erkenntniß unbehelligt, durch ihren reinen Monotheismus überdies der Natur gegenüber freier, repräsentirten sie Jahrhunderte lang ausschließlich die Bildung Europa's und wirkten auf empfängliche Geister aufklärend und zersetzend. Erst der Neuzeit war es vergönnt, sie aus der methodisch um sie verbreiteten Finsterniß wieder ins volle Licht zu retten.

Die Mauren oder Sarazenen haben wesentlich jenes Feuer entzündet, welches zu Alby in Südfrankreich aufschlug, und welches Innocenz III. mit allen Mitteln des rohesten Fanatismus zu Anfang des 13. Jahrhunderts erstickte. Dieser gewaltige Papst predigte einen Kreuzzug nach Innen, versprach Hab und Gut der Ketzer als Beute, und brachte eine halbe Million Menschen auf die Beine. Prälaten führten die Schwärme als Offiziere, Bischöfe waren die Generale, ein Archidiakonus spielte den Ingenieur. „Welche soll man schonen?" frugen die christlichen Barbaren. „Tödte sie Alle," erwiderte der Legat des Papstes, „Gott wird die Seinen

schon erkennen." In der Stadt Bezières wurden 20,000 Menschen gemordet, in der Kirche allein 7000!

Und doch erhob sich gegen das Ende dieses Papstes auf dem sizilischen Königs- wie auf dem deutschen Kaiser-Throne die elegante Rittergestalt Friedrich's II., des bedeutendsten der Hohenstaufen. Der gelehrte und poetische Friedrich war ein arger Ketzer; man erzählt von ihm, daß er einst, durch ein Kornfeld reitend, an seinen Begleiter den fragenden Ausruf richtete: „Wie viel Götter können aus diesem Korn gemacht werden?" Zu seiner Zeit kam die Schrift mit dem Voltaire'schen Titel auf: De tribus impostoribus, worin von Moses, Christus und Muhamed gehandelt wurde, — und der Papst beschuldigte Friedrich II. der Autorschaft oder doch der Miturheberschaft! Wie ein Jahrhundert später Philipp der Schöne und Bonifaz VIII., so ließen sich jetzt schon Friedrich II. und Gregor IX. einander an. Der Papst: „Aus dem Meere ist ein Thier aufgestiegen, dessen Name von Anfang bis zu Ende Blasphemie heißt." Der Kaiser: „Der Stellvertreter Christi sitzt da wie ein Kaufmann, Ablaß für Gold wägend; er selbst schreibt und zeichnet die Bullen, vielleicht zählt er das Geld."

Die Bettelmönche, jene plebejische Leibgarde des Papstthums, die unter Innocenz aufgekommen waren, erwiesen sich zwar minder stark als die sarazenischen Truppen; aber die öffentliche Meinung Europa's hielt die Autorität Rom's noch aufrecht. Friedrich II., an dessen Hofe zu Palermo zwei Söhne des Averrhoes lebten, wurde von Gregor IX. zum Kreuzzuge gezwungen. Der Kaiser geht, verkehrt aber an Ort und Stelle mit ägyptischen Philosophen, und empfängt Geschenke vom Sultan. Dieser macht ihm Jerusalem zum Präsent; der Papst droht, die heilige Stadt selbst in den Bann zu thun, und bannt wenigstens den Kaiser abermals!

Die Ketzerei der Albigenser wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts mit Feuer und Schwert getilgt. Eine gemischte, halb weltliche Bewegung gegen das Papstthum war schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts ausgebrochen und im Blut erstickt worden. Arnold von Brescia, ein Schüler des großen Abälard, predigte gegen die weltlichen Besitzthümer und die Hoffart des Klerus, gegen die Lehnsherrschaft der Bischöfe, und behauptete die Schrift-

widrigkeit des Papstthums. Abälard war 1140, auf Betreiben Bernhard's von Clairvaux, des Kreuzpredigers, von dem Konzile zu Sens verurtheilt worden, weil er gesagt: „Man kann nichts glauben, was man nicht zuvor vernünftig begriffen hat, und es ist lächerlich, Andern zu predigen, was man weder selbst, noch derjenige, dem man es predigt, begreifen kann.“ Abälard, der somit die Vernunft zum höchsten Maßstabe erhob, konnte Arabisch und tröstete sich in Zeiten schwerer Prüfung mit der Hoffnung, bei den Sarazenen in Spanien ein Asyl gegen christliche Verfolgung zu finden.

Sein Schüler Arnold zog die mehr praktischen Folgerungen aus des Meisters Ansicht: „Aller weltliche Besitz stört die Geistlichen im Dienste Gottes; daher ihre Ueppigkeit, Pracht, Stolz, ungeheure Verdorbenheit. Wenn der Papst ein Nachfolger Christi sein will, der in Knechtsgestalt auf der Erde wandelte, so darf er auf keinem Throne sitzen.“ Gebannt kam Arnold an den Bodensee, nach Kostnitz, und von da nach Zürich. Der Same seiner Lehre ging auf in Zürich, in den Waldstätten, in Schwaben. Zu Ulm wurde beschlossen: Wer in den Bann gethan worden, müsse vor dem weltlichen Gerichte erst überführt sein. Die Kirche rief Wehe: „Ein neues Evangelium wird für die Völker geschmiedet, ein neuer Glaube gelehrt, ein neuer Grundstein gelegt; der menschliche Geist maßt sich Alles an (audax omnia perpeti) und läßt dem Glauben nichts übrig.“

Barbarossa, der Vorfahr Friedrich's II., verstand die Stellung des Kaisers zum Papste noch dahin, daß ein Gebannter ausgeliefert werden müsse. Im Jahre 1155 ward der kühne Reformator zu Rom, am Kreuze hangend, verbrannt.

Ein Jahrhundert später trat in Italien Gerhard Segarelli mit der evangelischen Predigt vom unverfälschten Christenthum auf; es war die Fortsetzung der Waldensischen Bewegung. Gerhard's Schüler Dulcino folgte der Tradition Arnold's von Brescia und ging zur That über; in der Lombardei sollte ein freier christlicher Staat begründet werden. Er zog sich in das Gebirge von Novara und Vercelli zurück, hinter Festungen von Schnee und Eis, und vertheidigte acht Jahre lang mit 6000 entschlossenen

Männern die Engpässe, mit ihm sein Heldenweib Margaretha. Es war zum ersten Male, daß die Ketzerei aktiven Widerstand leistete und das Lessing'sche Wort zur Parole nahm:

„Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Wir wollen fechten."

Ach! im Schooße der Kirche war es selbst nicht mehr geheuer. Die plebejische Leibgarde des Papstthums, namentlich die Franziskaner, trugen gefährliche Elemente in sich. Der heilige „Cecco" (Francesco) von Assisi gab dem Katholizismus eine weiche, beschauliche Richtung, die sich zur Verfolgung wenig eignete; weit mehr Freude hatte der Papst an den Dominikanern, die sich als echte Domini canes („Hunde des Herrn") betrugen. Der Quietismus der Franziskaner, der vier Jahrhunderte später wieder einen Fénélon beseelte, führte nicht nur zur praktischen Milde und zur stillen Verzücktheit, sondern auch zur Gelehrsamkeit, wie in Duns Scotus, Alexander Hales, und Roger Bacon. War doch Dante selbst Novize bei den Franziskanern, und setzte er doch den heiligen Franz in den vierten Kreis des Paradieses! Ja, die Beschaulichkeit führte zum Nachdenken, und dieses zur Ketzerei. Schon der britische Mönch Roger Bacon prophezeite einen Papa angelicus, einen „engelhaften Papst", der die verstörte Kirche wieder in Ordnung bringen würde.

Noch bedenklicher war die Saat, welche in Calabrien aufging. Abt Joachim von Flora hatte hier eine freie Kongregation gebildet, in welcher er seltsame Meinungen lehrte. Doch erklärte ihn Papst Honorius III. für orthodox. Nach seinem Tode veröffentlichten seine Jünger, die „Spiritualen", ein „Ewiges Evangelium" (man denkt wieder an Lessing) unter seinem Namen. Darin hieß es, die Kirche habe drei Perioden: eine Periode des Vaters, vor dem Christenthum, die Petrinische Zeit; eine Periode des Sohnes, bis zum Jahre 1250, die Paulinische Zeit; und eine Periode des heiligen Geistes, von 1250 an, die Johanneische Zeit (man denkt erst recht an Lessing). Eine große Reformation sollte von Barfüßermönchen ohne Eigenthum durchgeführt werden. Das war eine deutliche Weissagung auf Hieronymus Savonarola, obgleich dieser zu den Dominikanern gehörte. Die „Erklärung der

Apokalypse", vom Schluß des 13. Jahrhunderts, verkündete das Aufhören des Papstthums. Daran schlossen sich die Fraticelli und Bizocchi (les bigots), die sich über Frankreich und Deutschland ausbreiteten.

Sie eiferten stürmisch gegen die Unfläterei der Kirche, erklärten sich gegen gemeinsames wie privates Eigenthum, predigten einfach den Bettel und wurden zu Tausenden von der Inquisition verbrannt. Aehnliche Tendenzen verfolgten die Beguinen in Deutschland und Belgien, Genossenschaften von Jungfrauen und Witwen, denen der Austritt und die Verehelichung gestattet war. Die Männerverbände hießen Begharden, béguins, Lollharden (laute Beter).

Bonifaz VIII. verfolgte die spiritualen Franziskaner streng und Viele wurden zu Märtyrern. Noch Cola Rienzi und der Dichter Petrarca waren Joachimiten.

Die Kirche, die für Alles geheimnißvolle Namen hat, nannte die Zeit von 1305 bis 1376, wo die Päpste zu Avignon Hof hielten, die „Babylonische Gefangenschaft", obgleich sich's die Herren im Thal von Vaucluse sehr wohl sein ließen, und unter Clemens VI. die gute alte Zeit des dritten Innocenz zu erneuern wußten. Petrarca wenigstens, der unsterbliche Sänger des Thales, nennt den päpstlichen Hof ein Freudenhaus, wo Jeder seine Concubine habe, und der Papst die seinige*). In Deutschland war die Opposition Ludwig's des Baiern und seines gelehrten Wilhelm Occam nicht durchgedrungen. Trotz des kurfürstlichen Beschlusses zu Rhense, daß der gewählte Kaiser durch die Wahl allein rechtmäßig sei und der Bestätigung des Papstes nicht bedürfe, paktirte doch Karl IV., der Luxemburger, lange mit Clemens VI., der die Krönung in Rom nicht gestattete, welche erst unter Innocenz VI. aufgeführt wurde. Die Opposition gegen päpstliche Willkür ging an Barnaba Visconti von Mailand und die Florentiner über.

Grade vor dem Ende der „Babylonischen Gefangenschaft", im Jahre 1375, trat ein Professor zu Oxford, Johann Wycleff, in

*) Avignon nannte er ein Labyrinth, wo Minos herrscht, Minotaurus brüllt und Venus angebetet wird.

unerhörter Weise gegen Papst und Kirche auf. Den Papst nannte er mit ächt angelsächsischer Derbheit den „verfluchtesten Kipper und Beutelschneider“. Seine gelehrte Polemik ging gegen Bilderdienst und Heiligenverehrung, gegen Ablaß, Ohrenbeichte und Fegfeuer; im Punkte der Transsubstantiation war er das Echo des Berengar von Tours, der schon im 11. Jahrhundert die Gegenwart Christi im Brode nur spiritual verstehen wollte. Das Mönchsthum lief Spießruthen vor Wycleff. Die Bibel ward von ihm ins Englische übersetzt. Er sprach gradezu von einer Aufhebung der alten Kirche, mit der nichts anzufangen sei. Er schlug vor, die Ceremonien abzuschaffen, nur zwei Feiertage beizubehalten, Weihnachten und Ostern, und nur zwei Sakramente, Taufe und Abendmahl, das letztere als symbolische Handlung. Der Dichter Chaucer unterstützte diese Propaganda mit Erzählungen von pfäffischem Treiben im Sinne des Decamerone.

Das Papstthum und seine Helfershelfer tobten; aber die englischen Städte und der Herzog von Lancaster, John von Gaunt, schützten den kühnen Mann, da es sich um den Abfluß des Peterspfennigs nach Rom handelte. Erst 44 Jahre nach seinem Tode grub man Wycleff's Gebeine aus und verbrannte sie. Er starb 1384, das Jahr vorher war Johann Huß geboren.

Wie später in Deutschland, brach auch jetzt in England die „fleischliche Freiheit“ dem Fortgang der geistlichen den Hals; die Konsequenzen, welche die radikalen Bauern aus Wycleff's Lehren zogen, verschafften der konservativen Kirche Oberwasser. Viele Wycleffiten flohen ins Ausland, auch nach Böhmen, welches bereits durch Waldenser, dort Grubenheimer genannt, vorbereitet war; ein solcher Wycleffit war Janow, der Beichtvater Karl's IV., der den Papst für den Antichrist erklärte.

In Deutschland lehrten mittlerweile die tiefsinnigen und beredten Mystiker, die Tauler, Suso, Ruysbroek, die innere Freiheit des Menschen: der Wille sei Alles, die göttliche Gnade müsse ihn heiligen. Zu Deventer in Holland entstand im 14. Jahrhundert durch Gerhard Groot die „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens“, welche die Klosterfrage wie die belgischen Beguinen löste, indem sie den freien Austritt aus der Gemeinschaft statuirte, den

Bettel aber verbot. Aus diesen „Brüdern des gemeinsamen Lebens“ ging Thomas a Kempis hervor.

Auf die „Babylonische Gefangenschaft“ des Papstthums folgte das „Schisma“ (1378—1418); die Kirche zählte zu gleicher Zeit zwei, ja drei Oberhäupter. Die Unruhe in der gesammten Christenheit, namentlich in der gelehrten, wuchs. Alles drängte zu einer Entscheidung, das Verhängniß gab sie. Was verlangt wurde, war eine Reform an Haupt und Gliedern; das Verhängniß kam durch die päpstliche Hartnäckigkeit. Es stellte sich heraus, was eigentlich schon seit der Trennung der abendländischen von der morgenländischen Kirche geschichtliche Thatsache war: das römische Papstthum oder die lateinische Kirche ging auf Macht aus, die Dogmen und der Glaube verhielten sich zur Macht wie Mittel zum Zwecke. In der Verfassung der Kirche lag der Schwerpunkt, nicht in ihrem Glaubensinhalt. Die Verfassung ward nicht geändert, es sei denn zum Schlimmern; sie gestaltete sich monarchisch.

Die drei großen Konzilien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden zu Marksteinen der ferneren Entwicklung. Europa erwartete ihre Entscheidungen mit banger Sorge; Manches entsprach den lebhaften Wünschen der Zeitgenossen; das Ende war die allgemeine Enttäuschung.

Der Kanzler der Pariser Universität, Jean Charlier de Gerson, dem sogar eine Weile das berühmte Buch von der „Nachfolge Christi“ zugeschrieben wurde, behauptete öffentlich: die Kirche, dargestellt vom allgemeinen Konzil, stehe über dem Papste, könne diesen richten und absetzen. Die Verachtung gegen Papstthum und Päpste war selbst bei gewissen Mönchsorden so tief, daß ein Mathuriner zu Anfang des 15. Jahrhunderts zu Paris predigte: quod anum sordidissimae .... osculari mallet quam os Papae.

Unter solchen Auspizien kam im Jahre 1409 das erste große Konzil zu Pisa zu Stande. Die Unfehlbarkeit des Papstes war schon durch die Zwiespaltigkeit zur offenbaren Lüge geworden: es existirten zwei Päpste, Gregor XIII. und Benedikt XII. Die Versammlung setzte beide ab, und wählte Alexander V. Aber wo blieb die Re=

form der Kirche? Der Fehler war gemacht, man hatte mit dem Ende begonnen.

Das Konzil von Kostnitz saß von 1414—1418. Wiederum handelte es sich um die Frage: ob der Papst unter dem Konzile stehe? Sie ward bejaht; aber der scheußliche Johann XXIII., der Nachfolger Alexander's V., wußte die Dinge so zu lenken, daß die Versammlung sich zunächst mit der böhmischen Ketzerei beschäftigte. Wie wenig die innere Reform der Kirche den meisten der versammelten Väter am Herzen lag, zeigte sich bei dem Prozesse gegen Johannes Huß und Hieronymus Faulfisch. Wycleff's Einfluß hatte sich in Böhmen geltend gemacht und die Einwirkung der Waldenser dort verstärkt. Johann Huß von Hussinetz lehrte: Petrus sei nicht das Haupt der Kirche, der Papst nicht der Stellvertreter Christi, sondern, insofern er sündig lebe, der des Judas Ischarioth. Wer einen Ketzer zum Tode verurtheile, gleiche den Pharisäern, die Christus dem Pilatus überlieferten. Die Lehre der Priester von den Sakramenten sei falsch, eben so was sie über Schlüsselgewalt, Reliquien, Ablaß, Weihen und Abendmahl sagten. Dem Klerus müßten seine Güter genommen werden. — Daß der Kelch den Laien nicht entzogen werden dürfe, ward erst von Jakob von Mies aufgebracht, als Huß bereits zu Kostnitz gefangen saß. Der Papst Johann XXIII. that den Huß und seinen Genossen, den Hieronymus von Prag, in den Bann. Huß predigte weiter, unter freiem Himmel. Leider war der böhmische Reformator ein rabiater Czeche, und als solcher ein grimmiger Feind der Deutschen, die doch unter ihrem König Karl Prag zu dem gemacht hatten, „was Rom und Konstantinopel gewesen", und der die Universität Prag gegründet hatte. Huß hetzte den Magistrat von Prag und den faulen König Wenzel gegen die Deutschen; die Rechte der deutschen Studenten zu Prag wurden geschmälert; ihrer 5000 zogen nach dem neugegründeten Leipzig, welches durch sie in Blüthe kam. Der fanatische Nationalismus Hussens entfremdete ihm natürlich die Deutschen; und sie haben Recht, wenn sie ihm noch heute grollen. Auch erwies sich der ganze Hussitismus durchaus nicht produktiv, sondern zerstörerisch. Nur darf die Parteiung nicht dazu führen, das Verdienst des religiösen Reformators zu leugnen und gleich-

gültigen Blickes dem Morde von Kostnitz zuzuschauen. Schlimm genug, daß eine politische Frage die große Angelegenheit der Gewissensfreiheit hier so peinlich kreuzt!

Das Konzil, zur Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern berufen, legte bei Beurtheilung der hussitischen Ketzerei seine Probe ab. Der schlaue Papst hatte einen förmlichen Schub von Vätern aus Italien veranlaßt, um der Mehrheit sicher zu sein. Die eifrigen Prediger der Kirchenreform, Gerson und d'Ailly, ärgerten sich an Huß, weil er in scholastischen Begriffsbestimmungen von ihnen abwich. Der charaktervolle Huß wurde verurtheilt und am 6. Juli 1415 verbrannt; denselben Tod erlitt Hieronymus Faulfisch am 30. Mai 1416.

Mit der Reform des Glaubens war es also nichts, wie stand es um die Herrschaft in der Kirche? Johann XXIII. wurde heftig angeklagt, entfloh und ward abgesetzt. Die Versammlung beschloß: „daß sie als allgemeines Konzil von Jesus Christus unmittelbar eine Autorität besitze, der Jedermann, von welchem Stand oder welcher Würde immer, verpflichtet sei zu gehorchen, was den Glauben, die Ausrottung des Schisma und — die Reform der Kirche betreffe." Ausrottung des Schisma, Herstellung der Einheit: das war und blieb die Hauptsache.

Mit Johann XXIII. wurden die beiden andern Gegenpäpste, Gregor XIII. und Benedikt XII. noch einmal abgesetzt und Martin V. gewählt. Der geriebene Colonna schloß das Konzil, es hatte seine Schuldigkeit gethan.

Basel (1431—49) machte den Schluß und den Kehraus. Zu Kostnitz war beschlossen worden, daß das allgemeine Konzil sich alle 12 Jahre versammeln sollte. Der Papst Martin V. widerstrebte, mußte sich aber fügen und starb im Jahre der Eröffnung der neuen Kirchenversammlung. Sein Nachfolger, Eugen IV., machte neue Schwierigkeiten und suchte das Konzil nach Italien zu zerren. Das Konzil blieb standhaft. In Böhmen war nach dem Tode Hussens der furchtbare Religionskrieg ausgebrochen, an welchem die ganze Macht des Reiches zerschellte. Wie immer, in England zu Wycleff's Zeiten, in Deutschland zur Zeit des Bauernkriegs, hatten sich auch die Böhmen in zwei Lager getheilt, in Calixtiner

oder Kelchgläubige und Taboriten oder Radikale. Was der Gewalt nicht gelungen war, versuchte jetzt diplomatische Schlauheit. Das Konzil lud die Böhmen in der höflichsten Weise nach Basel; es erschienen vier Prediger und vier Professoren, auch Procop der Große, der Führer der Radikalen, mit 300 Rittern. Das Konzil fing die Calixtiner, die Gemäßigten, ab, verhandelte mit ihnen über die vier Artikel, welche unter dem tapfern Ziska das Banner der Bewegung gebildet hatten, verdarb diese Artikel gründlich, und isolirte die Taboriten. Die Letzteren wurden im Felde geschlagen und der Kaiser Siegmund hielt seinen Einzug in Prag, „den rothen Bart um's Gesicht, die Versöhnung auf den Lippen, den Verrath im Herzen", 1436.

Nach dieser Großthat der inneren Reform zeigte das Konzil wiederum dem Papst die Zähne. Eugen IV. berief ein anderes Konzil nach Ferrara, dann nach Florenz; in letzterer Stadt führte er die Komödie einer Wiedervereinigung der abendländischen und orientalischen Kirche auf, 1439; aber fast am nämlichen Tage beschlossen die Väter von Basel die Absetzung Eugen's IV. An seine Stelle wurde der Graf Amadeus von Savoyen unter dem Namen Felix V. gewählt. Diesmal aber wurde der Konzilspapst zum Scheinpapst. Einer der begabtesten Männer des Jahrhunderts, Aeneas Sylvius Piccolomini von Siena, der die Zeichen der Zeit vollständig verstand und zu Basel ausgerufen hatte: „der Glaube ist todt!" trat in den Dienst des neuen Kaisers Friedrich's III. und zugleich von der Seite des savoyischen Papstes zurück, auf die Eugen's IV. Vergebens kämpfte und rang sein früherer Freund, der hochherzige Georg von Heimburg, unter allen denkbaren Opfern und Schmerzen weiter für die gute Sache Deutschlands und der Reform: der Würfel war gefallen!

Friedrich III. und in seinem Namen der schlaue Piccolomini verriethen das deutsche Recht und jeden Gedanken einer Reform an den römischen Papst. Nikolaus V. belohnte den Abfall des Piccolomini mit dem Bisthum von Triest. Am 17. Februar 1448 kam endlich das zu Wien fabrizirte sogenannte „Aschaffenburger Konkordat" zu Stande, welches die Frage auf ein anderes Gebiet lenkte und das Kirchenregiment zum Gegenstande eines Ab-

kommens zwischen dem souveränen Papst und den einzelnen Fürsten machte. Die Beschlüsse des Basler Konzils konnte der Papst jetzt bequem anerkennen, da sie durch die praktischen Konkordate aufgehoben waren. Piccolomini erhielt seinen vollen Lohn durch die Papstwahl vom Jahre 1458; unter dem Namen Pius II. wurde er der Papst der Restauration, und der erste geistliche Diplomat unter der Tiara.

Alle Hoffnung auf die großen Kirchenversammlungen war geschwunden; das deutsche Volk von seinem Vertrauen auf die schützende kaiserliche Macht gründlichst kurirt. In England und Frankreich kam das Heil oder doch die Abfindung von Oben. Deutschland konnte ein De profundis anstimmen; denn aus den Tiefen des Volkes sollte die Bewegung zur Freiheit hervorgehen. Die konstitutionellen Rangstreitigkeiten zwischen Papst und Konzil waren in Nichts verlaufen. Die aristokratische Kirchenrepublik, welche zu Kostnitz und zu Basel proklamirt worden war, hatte keinen Werth für die Masse. Die Adjonction des capacités, die Zuziehung der Doctoren und Lehrer des Kirchenrechts ließ sie vollkommen gleichgültig. Laien durften ja nach wie vor nicht mitreden; wie früher die Frau, so hatte jetzt das Volk der Laien ein für allemal in der Kirche und über die Kirche zu schweigen. Das Volk der Laien aber bereitete sich vor, in letzter Instanz zu reden.

Nach dem Verlauf der drei großen Konzilien, denen nur noch das letzte zu Trient folgte — die beiden „allerletzten" in unserer Zeit waren Treibhauspflanzen — und nach dem Hochverrath des Aeneas Sylvius ist das Kirchenregiment im Katholizismus ein absolutistisches gewesen, und von einer Entwicklung innerhalb der Kirche zu reden wurde zum Blödsinn. In der Absolutie liegt die „Unfehlbarkeit" eingeschlossen, wie der Kern in der Nuß. Daß die Kirche noch fast vier Jahrhunderte gebrauchte, um zu sagen, was des „Pudels Kern" sei, beweist eben nur ihre absolute Unfruchtbarkeit. Der Papst, das ist die Kirche, kein Heil außer in den Worten und Verordnungen des Papstes. So spitzt sich seit Pius II. die katholische Lehre zu, welche an und für sich schon ultramontan

ist, da ja der Papst „jenseit der Berge" wohnt. Es wird sich zeigen, daß die Leugnung der päpstlichen Unfehlbarkeit die Leugnung der Kirche selbst ist, und daß diese Negation weit über die reformatorischen Verkürzungen der mittelalterlichen Glaubenslehre hinausgeht.

Der Papst unfehlbar! das heißt, nicht Pius IX. Mastai allein kann nicht irren, sondern Keiner, der je die Tiara trug, war dem Irrthum unterworfen! Welches Feld für die Skepsis, welches Gaudium für den hausbackensten Verstand! Sylvester II. um das Jahr 1000 war „unfehlbar"; blieb er es noch, als man nach seinem Tode mathematische Figuren in seinem Gemache fand, die auf ein Bündniß mit dem Teufel schließen ließen? Johann XXII., der erbitterte Gegner der Minoriten und Ludwig's IV., war „unfehlbar", als er dekretirte: im Fegfeuer erblicke man Christus nur als Menschen, nicht seine göttliche Natur; und Benedikt XII. war „unfehlbar", als er jenes Dekret widerrief! Der „unfehlbare" Clemens V., der erste Papst zu Avignon, veranstaltete ein strenges Todtengericht über den ebenso „unfehlbaren" Bonifaz VIII., den „Pilatus" des Dante! Und die von den großen Konzilien abgesetzten Päpste waren lauter „Unfehlbare", während nach der wahren Lehre von 1870 kein Konzil einen Papst absetzen kann! Der Papst war „unfehlbar", als die Kardinäle allein im Auftrag des heiligen Geistes ihn wählten, wie früher, als die Wahl aus den Straßenkämpfen des römischen Pöbels hervorging!

Der Papst war „unfehlbar", als der gläubige heilige Bernhard schrieb: „Die Ehr- und Habsüchtigen, die Simonisten, Hurer, Ehebrecher und alle Bösewichter laufen nach Rom, um Kirchenämter zu erlangen oder sich in ihnen zu erhalten." „Du bist köstlich geschmückt", sagte er dem Papste, „dein Sitz ist viel eher ein Park von Teufeln, als von Schafen. Machte es der heilige Petrus so? Trieb der heilige Paulus solchen Unfug?" Und der französische Kardinal du Bellay antwortete denen, welche ihm den heiligen Stuhl wünschten, damit er die Mißbräuche aus der Kirche schaffe: „Ihr wünscht mir da etwas Schlimmes, und schmeichelt Euch mit leerer Hoffnung, weil in diesem Stuhle etwas so Pestilentialisches ist, daß, wenn ein Engel darauf säße, er zum Teufel würde."

War Paul V. im 17. Jahrhundert nicht „unfehlbar", als er sich Vice-Deus nannte? Wer ist „unfehlbarer", Clemens VIII., der sich für die „wirksame Gnade" aussprach, oder Urban VIII., der ihr Gegner war? Innocenz X., der sie annahm, oder Clemens XI., der sie verwarf?

Wie stark muß die heilige Brigitta gebannt werden, welche dem letzten Papste von Avignon, Gregor XI., sagte: „Wer an den Hof von Avignon kommt, wird wie in die Hölle geschickt; denn dort herrschen der größte Uebermuth, eine unersättliche Habsucht, eine abscheuliche Genußsucht und der scheußlichste Abgrund der Simonie." Und kann sich Italien nicht auf dieselbe heilige Brigitta berufen, welche schon damals behauptete: der Papst zu Rom werde auf die Leoninische Stadt beschränkt werden!

Döllinger hat kürzlich die Prophezeiungen aus christlicher Zeit notirt. Auf Pius VI., der in der französischen Revolution zu Valence im Exil starb, war geweissagt worden: Peregrinus apostolicus, der „päpstliche Wanderer"; auf Pius IX., dem das savoyische Kreuz so viel Kreuz verursacht: Crux de cruce. Die Prophezeiung auf den Nachfolger steht noch aus: Lumen de coelo. Bedeutet das Erleuchtung von Oben, oder des Himmels Blitzstrahl?

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur historischen Reihe zurück. Aus den „Brüdern des gemeinsamen Lebens" zu Deventer ging Thomas a Kempis hervor, der Verfasser des nach der Bibel am öftesten gedruckten und meist gelesenen Buches von der „Nachfolge Christi". Unstreitig ist dieses Werk vom Geist der Weltflüchtigkeit durchhaucht, unzweifelhaft regt es nicht zu Thaten, zur reformatorischen Action an; aber es macht eben so bestimmt die Angelegenheiten der Seele und der Seligkeit zu persönlichen, es lehrt den Leser, sein eigener Vermittler mit dem Uebersinnlichen zu sein, und nicht mit Unrecht hat man die Quintessenz der „Nachfolge Christi" in den Satz zusammengefaßt: „Jedermann sein eigner Priester!"

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts trat Johann Wessel von Gröningen ganz entschieden lutherisch auf: nur das

Evangelium verdiene Glauben; der Glaube sei nichts Anderes als ein Durchdrungensein von Gott und seinem Gebot. Die Geistlichen müßten jedes Jahr vom Volke neu gewählt werden. Gegen den Ablaß trat Wessel noch rücksichtsloser auf als selbst der deutsche Reformator.

Immer deutlicher gestaltete sich im deutschen Volke das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer radikalen Aenderung in den religiösen Dingen, immer bestimmter traten die Andeutungen auf kommende Ereignisse, ja auf den Mann selbst hervor, der ihr Träger sein sollte. Der herrliche Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg sagte von der Kanzel herab vor dem Kaiser Max, dessen Vater Friedrich die Restauration des Papstthums nach Kräften gefördert hatte: „Wenn Kaiser, Papst und Bischöfe nicht reformiren wollen, so wird Gott einen Reformator senden.“

Und Andreas Proles, Prior im Kloster zu Himmelspforten bei Wernigerode: „Gott wird einen Helden erwecken in der vollen Kraft des Lebens, ausgerüstet mit Stärke, Gesundheit und Charakter, ausgezeichnet durch Fleiß, Wissenschaft, hohe Geistesgaben, überströmende Beredtsamkeit.“

Keine Weissagung des alten Testaments ist so unzweideutig und so zutreffend gewesen, als diese. Geiler von Kaisersberg starb 1509; acht Jahre nachher kündigte sich der Reformator an der Schloßkirche zu Wittenberg an. Die Zeiten waren erfüllt.

Auch auf rein weltlichem Gebiete empfand man das Bedürfniß nach gründlicher Reform der Kirche auf das Lebhafteste, und zwar in Frankreich wie in Deutschland. Der ewig projektirende Kaiser Max, der sich hier eine von den vielen gesuchten Unsterblichkeiten hätte sichern können, versäumte auch diese Gelegenheit. Doch ließ er sich von Ludwig XII. von Frankreich dazu antreiben, den kirchlichen Beschwerden wenigstens Gehör zu geben. Auf dem Reichstage zu Augsburg, im Jahre 1510, wurden die Gravamina nationis germanicae, die „Beschwerden des deutschen Volkes“, eingebracht; darin waren hervorgehoben: die päpstlichen Anmaßungen bei Besetzung der Bisthümer und Prälaturen, die Annaten oder

Abgaben der Geistlichen an den Papst für erlangte Pfründen, die Zehnten, die Verschleppung aller kirchlichen Fragen nach Rom ꝛc. Der Verfasser der Beschwerdeschrift soll Jakob Wimpfeling, der Humanist, gewesen sein. Max dachte einen Augenblick an eine Reform durch die weltliche Instanz, grade wie die Franzosen nach dem Basler Konzil eine pragmatische Sanktion gemacht hatten. Natürlich verflog auch dieser Traum des träumenden Kaisers.

Aus dem inwendigen Menschen sollte der Anstoß kommen, und ein Mann des Volkes sollte ihn geben. Der Bergmannssohn aus Eisleben empörte sich wider Papst und Kirche auf seine Faust. — „Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen kennt", singt Novalis.

Aus dem Schooße der mittelalterlichsten Institution, aus dem Mönchsthum mußte er hervorgehen — er war ein Augustinermönch. Als das gesammte Mönchsthum sich verweltlicht und herabgebracht hatte, gab es in der Person Luther's sich noch einmal der ernstesten Sammlung und dem innerlichsten Schauen hin. Gelehrter Waffen bedurfte der Reformator wider die gewandten Textverdreher und geistreichen Verdummer des Volkes: er war Doctor der Theologie, verstand sein Griechisch und Hebräisch oder ließ sich von Philologen helfen, und lehrte an der neugegründeten Universität zu Wittenberg. Die deutsche Sprache war sein Instrument, auf dem er sein innerliches Virtuosenthum vortrug. Was ihn groß gemacht hat, was ihn befähigte, der Grundstein eines neuen Baues zu werden: das war sein Charakter, die ungebrochene Einheit seines Wesens, der unerschütterliche Ernst und die hohe Gewissenhaftigkeit, die er bei seinem Werke einsetzte. Das Wie geht bei ihm himmelhoch über das Was. Von Peter Waldus an, durch Wycleff und Huß hindurch, bis zu Thomas a Kempis und Johann Wessel: alle Elemente schossen in ihm zusammen, um den einzigen Mann zu bilden, dem es beschieden war, für Millionen aufzutreten und dem Jahrhundert seinen Namen zu geben.

Wohl oder übel, nur auf deutschem Boden konnte die That vollzogen werden, die für die Menschheit zur Nothwendigkeit geworden war. Von Frankreich waren die Respektwidrigkeiten gegen die römische Kurie ausgegangen, dort nahm man die Reform als

Geld- und Machtfrage. In den Gemüthern wurde es nicht Ernst. Der französische Reformator aus der Picardie, der aber erst jenseits der Landesgränze seine Mission erfüllen konnte, Johann Calvin, war ein Verstandes-Genie. Als Franz I. bei Pavia in Gefangenschaft gerieth, wurde das als Strafe für die von ihm geduldete oder gar protegirte Ketzerei betrachtet. Seine lutherisch fühlende Schwester, Margarethe von Navarra, stellte man als Furie auf der Bühne dar. Die Sorbonne verdammte ihr reformatorisches Buch: „Spiegel der sündigen Seele". Die Pariser Universität stimmte nicht zu, die Schauspieler wurden bestraft; einen Augenblick war davon die Rede, Melanchthon nach Paris zu berufen!

Unter der Regierung Franz' I. excommunicirte ein Geistlicher mit Namen Valery den Wein, der ihm nicht schmeckte, ja Faß und Weinberg dazu; die Wagen, die ihm in den Weg kamen, wurden verflucht. Daneben erscholl dann das fette Lachen des Bamboccio Rabelais über die gesammte unflätige Möncherei. Das war der Gegensatz, in welchem sich das Land der Gegensätze damals bewegte. Franz I., der an Ketzerholz nicht sparte, schützte den burlesken Spötter persönlich; das gros rire that ihm zu wohl. Es fehlte der sittliche Ernst, das unverbrüchliche Wollen. Seit dem 15. Jahrhundert konnte sich jeder Beobachter sagen: in Frankreich wird die Reform zur politischen Angelegenheit werden; der Akt des Bewußtseins wird eine militärische Aktion sein. So kam es.

In Italien hatte seit dem 15. Jahrhundert die Weltlichkeit der Kirche weiter und weiter um sich gegriffen. Mit Pius II. ging das Papstthum unter die Diplomaten. Cäsar Borgia, der Sohn Alexander's VI., verpraßte die „Sünden der Deutschen". Julius II. zog den Kriegsrock an, noch ein Schritt, und er säkularisirte den Kirchenstaat. Die Wissenschaft, die Literatur, die Kunst, Alles ging auf die Weltlichkeit hinaus; Italien schmiedete die Waffen für den neuen Geist, legte die Klingen hübsch damascenisch ein, verbrämte die Griffe mit Edelsteinen, und hatte dann seine Freude an dem Werkzeug, das ihm Selbstzweck wurde. Italien war vielleicht niemals eigentlich christlich gewesen; die Päpste hatten es sicherlich nicht dazu gemacht. Was Luther mit Schauder und Entrüstung gewahrte, hatte schon Machiavelli gesagt: Je

näher ein Volk dem römischen Stuhle wohnt, desto weniger hat es Religion, und lange vor beiden hatte es der feine Boccaccio herausgefunden. Angesteckt von der neuen Wissenschaft, von der wiedergebornen Antike, war die Aristokratie der Geister bald fertig mit dem ganzen Christenthum; sie lachte und spottete, die Päpste mit. War es nicht Leo X., der zum Kardinal Bembo sagte: „die Fabel von Christo hat uns gute Dienste geleistet?" Das gemeine Volk unterdessen, welches vom Zuge des Jahrhunderts kaum berührt wurde, trieb den alten Hokuspokus fort, jenes christianisirte Heidenthum, jene auf das Evangelium getaufte Mythologie, die man in Italien oder Spanien gesehen haben muß, um einen Begriff von ihr zu haben. Noch unter dem gutmüthig braven Papst Hadrian ward zur Versöhnung der Gottheit bei einer ausgebrochenen Seuche, unter Anführung eines Griechen Demetrius, ein Stier auf dem Forum zu Rom geopfert!

Wenn aber die aristokratische Wissenschaft in Italien selbst die Bildung des Volkes nicht förderte und dem metamorphosirten Papstthum nicht hinderlich wurde, so ist sie doch von weltbewegender Kraft gewesen, und hat in Wahrheit die Regeneration des Abendlandes erst möglich gemacht. Sie repräsentirt den Drang des Verstandes und das Bedürfniß des Schönheitsgefühles, wie die spezifische Reformation den Drang des Gewissens und des Gemüthes.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Renaissance! Deutschland hat auch sein Theil an ihr gehabt.

III.

Die Renaissance.

A. Italien. Die Schatten der antiken Welt. — Natürliche Vorherbestimmung Italiens: keine reine Gothik. — Wiederaufleben der lateinischen Literatur im 12. Jahrhundert. — Die Pisani, Cimabue, Giotto, Orcagna. — Dante, Boccaccio, Petrarca. — Rom's Verwaisung, Toskana's Beruf zur Führung. — Die Medici, das neue Griechenthum unter Cosimo, die platonische Akademie, Ficino, Poliziano, Pico della Mirandola. — Der Buchdruck in Italien, seine unpopuläre Verwendung. — Die Vor-Renaissance: Brunelleschi, Ghiberti, Masaccio. — Squarcione, Mantegna, die Venezianer. — Reaktion des Fiesole. — Savonarola, der Gegensatz zu den Medici und Macchiavelli. — Nicolo Macchiavelli, sein Prinzip, seine Tendenzen, sein Charakter und System. — Höchste Kunstblüthe der Renaissance: Leonardo da Vinci, Raffael de' Santi, Michel Angelo.

B. Deutschland. Mathematik und Astronomie in Franken und Schwaben. — Die Humanisten. — Thomas a Kempis und seine Schüler. — Reuchlin. — Hutten und die Briefe der Dunkelmänner. — Konrad Celtes. Erasmus von Rotterdam. — Universitäten und Schulen. — Natürliche Moral. — Geschichtschreibung: Aventinus und Franck. — Die Kunst in Deutschland: Von den Brüdern van Eyck bis zur Renaissance. — Kupferstich und Holzschnitt. — Nürnberg und Augsburg. Nürnberg: Veit Stoß, Adam Krafft, Peter Vischer, Albrecht Dürer. Kultur- und Kunstbedeutung Dürer's. — Augsburg: Hans Holbein, italienische Renaissance, vollendete Historienmalerei, sein Ausgang in England. — Der deutsche Humor, Todtentänze. — Luther über den Humanismus.

A. Italien.

Kann denn wirklich etwas wiedergeboren werden? Nach allen organischen Gesetzen gewiß nicht. Die Physiologie kennt nur eine Weiter- oder Rückbildung; auch psychologisch wiederholt sich

nichts im Leben. Wohl können bei erwachsenen Menschen wie bei spätgebornen Völkern alte Erinnerungen auftauchen, versunkene Formen im Bewußtsein wiederkehren, Elemente vergangener Schönheit, Richtungen des Geschmacks dem Auge wie der Hand aufs Neue gegenwärtig werden. Immer aber wird bei solchen Erinnerungen eine große Modifikation eintreten, das Neuangebildete den alten Mustern nachstehen oder den Rang streitig machen, die Verschiedenheit sich eben so energisch kund thun, wie die Identität. Bereits ist die Kunstforschung zu der Ansicht gelangt, daß das Gesagte vorzüglich auf die sogenannte „Renaissance" paßt.

Wenn irgend ein Land der Welt, so mußte Italien zur Erinnerung ans antike Ideal berufen sein. Hatte doch der Hauch der klassischen Welt selbst unter der eisigen Tramontana der Völkerwanderer eigentlich niemals zu wehen aufgehört; waren doch die Kunstversuche unter Karl dem Großen, bis tief in die romanische Periode hinein, lauter fortgesetzte Wellenschläge der Renaissance! Wie ganz anders mußte der klassische Genius nachwirken auf dem alten römischen Boden, der das Pantheon und das Pandämonium der gesammten heidnischen Welt gewesen war! Wie ganz anders dort, wo der Pontifex Maximus einen der cäsarischen Titel verewigt hatte und wo Florenz den mystischen Namen Roms fortführte! Der geistlichen Weltherrschaft der Päpste stand der ästhetische Sinn der Bevölkerung zur Seite.

Niemals war auch Italien völlig auf das ächt mittelalterliche Lebensideal eingegangen, niemals rücksichtslos darin aufgegangen; beständig zuckte die heidnische formale Regung durch seine Glieder; am frühesten griff Italien aus der Symbolik zur Plastik zurück.

Die Gothik als Vollendung des christlich-germanischen Ideales; der himmelnde Ausbau des romanischen Tempels; jenes große, einheitliche Kunstsystem, in welchem Baukunst und Bildnerei sich untrennbar durchdringen, jene „lichte Weite" mit verduftenden Wänden und abschließenden Fenstern, mit den riesigen Bündelpfeilern, Streben und Strebebögen, mit ihren Thürmen, Thürmchen und Fialen, die mit dem Kreuz und der Kreuzblume wolkenwärts aufseufzen; mit der in Nischen, Portalen und Thürstürzen eingegliederten, sich oft erdrückenden Bildnerei; mit der auf Altäre und Fenster beschränkten

Malerei; mit der magischen, fast musikalischen Radrose im Westen: — diese Kunst ist in Italien niemals recht heimisch gewesen. In Rom ahmt die einzige S. Maria sopra Minerva den Spitzbogen-Styl nach; in Orvieto, Spoleto, Assisi, Perugia, Siena heißen die Dome „gothisch“, aber ihre herrlichen Façaden sind nicht strebend durchbrochen, sondern in Relief gemalt, eine steinerne Intarsia; der Stein fügt sich dekorativ, er wächst nicht himmelauf. Am reinsten gothisch dürfte noch die kleine Kirche S. Maria della Spina zu Pisa sein, und das edelste gothische Kirchenschiff erblicken wir in Oberitalien in der Certosa bei Pavia, das aber erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts begonnen ward.

Nicht einmal die Baumeister zu solchen fremdartigen Werken wußte Italien immer im eignen Lande zu finden. Ein Engländer erbaute im 13. Jahrhundert S. Andrea zu Vercelli; die Kirche des heiligen Franziskus zu Assisi war das Werk eines Deutschen, des Meisters Jakobus; ein Jahrhundert später schuf Heinrich von Gmund die marmorne Gothik des Doms zu Mailand. Und gerade als die Fremden ihre Bauten zu Vercelli und Assisi errichteten, war der Rückschlag im italienischen Kunstbewußtsein schon völlig im Werke.

Bereits im 12. Jahrhundert feierte Italien das Wiederaufleben der lateinischen Literatur. Wie beseelt vom Geiste der alten Welt erhebt sich dann der große Nicola Pisano gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, um an der Kanzel des Battisterio zu Pisa ein lebendiges Zeugniß erster Früh-Renaissance zu meißeln, die christliche Mythologie auf den Olymp zu versetzen, die Madonna zur Juno umzuschaffen, und drei Jahrhunderte vor Michel Angelo das Weltgericht in nackter Wahrheit darzustellen. Eben so antikisirend zeigt sich sein Sohn Giovanni in der Madonna der Südseite des Doms von Florenz, während die Reliefs am Dom zu Orvieto und an der Kanzel zu S. Andrea in Pistoja, von demselben Giovanni, die ganze leidenschaftliche Erregtheit des Michel Angelo vorausnehmen. Noch sieht man im Campo santo zu Pisa den antiken Sarkophag dritten Ranges, der früher zur Beisetzung der Mutter der Gräfin Mathilde und dann als klassisches Muster für Nicola gedient hat.

Ein dritter Pisano, Andrea, arbeitete als Schüler Giotto's mit an dem herrlichen Glockenthurme zu Florenz, setzte sich aber selbstständig ein Denkmal in der Südthüre des Tauftempels: die Geschichte Johannes' des Täufers in wahrhaft architektonischem Styl (1330).

Wie die Pisani das Relief aus den Banden des Mittelalters, so befreite Cimabue von Florenz im 13. Jahrhundert die Malerei aus der Geist- und Leblosigkeit des Byzantinismus. In seinen Madonnen bricht der erste Ausdruck durch die conventionelle Starrheit, und seine Viktorien in der Oberkirche zu Assisi nähern sich in überraschender Weise den schwungvollen Genien der Alten. Giotto, der Baumeister und Bildhauer, der Zeitgenosse Dante's, meißelte zu Florenz am Glockenthurm ein vollständiges Epos der geistigen Entwicklung von der Erschaffung des Menschen bis zum Frieden des Geschlechtes unter den Fittigen der Kunst und Wissenschaft; daneben führt er meisterhaft den Pinsel und steigert die Kunst des Cimabue zur Höhe des lebensfrohesten Naturalismus. Welcher Schwung der Erfindung in der Geschichte Jesu und Maria's zu S. Maria dell' Arena in Padua! Andrea Orcagna, der als Bildhauer das Tabernakel des Or S. Michele zu Florenz schuf, malte in der dortigen Kirche S. Maria novella das „jüngste Gericht", in dem von Giovanni Pisano erbauten Campo santo den mächtig ergreifenden „Triumph des Todes". Der größte Dichter des ganzen Mittelalters erweckte sofort seine Doppelgänger in der bildenden Kunst. Giotto malte den Dichter selbst, und Bernardo Orcagna bevölkerte seine „Hölle" ganz im Dante'schen Sinne; auch der große Averrhoes war darin.

Um das Jahr 1300 fällt jene wunderbare Vision, mit welcher Dante seine Divina Commedia einleitet. Zum Führer durch das Fegfeuer und die Hölle wählt sich der Chorführer der literarischen Renaissance den größten lateinischen Dichter, den Zauberer Virgil, dessen Tradition Altrom mit Neuitalien so fest verbunden hielt. An seiner Hand meißelte er jene wundervollen Terzinen, die dem künstlich geschlungenen Reim zum Trotz plastisch einherströmen, die harmonische Gefälligkeit mit der ehernen Nothwendigkeit des Gedankens paaren, und eine große einheitliche Weltanschauung ver-

künden. Auf der gesammten katholischen Ueberlieferung fußend, ohne Polemik gegen irgend eine Glaubenslehre, es sei denn die der „ewigen" Höllenstrafen, ist er doch ein vollständig originaler Selbstdenker, weitaus der größte Scholastiker und tiefste Mystiker, dem Alles durch des Gedankens Macht zum Eigenen wird. Unter seinem Styl belebt sich die entseelte Natur zu einer Fülle erhabener und lieblicher Erscheinungen. Er steht unmittelbar in ihr und zu ihr, und deutet sie ohne jede Abstraktion. Wenn die Renaissance zugleich als Wiedererstehung der Persönlichkeit gepriesen wird, wohlan, er ist das kühne Subject, welches den Muth hat, sich selbst zu suchen und sich selbst in den Sonetten darzustellen.

Wie in Dante die Lingua volgare ihren ersten grundlegenden Dichter, so begrüßt sie in Boccaccio ihren ersten Prosaiker, zu einer Zeit, wo noch nirgends in Europa von definitiver Sprachniedersetzung die Rede war. Der Zauber seiner Novellen hat nie aufgehört zu wirken; daß er die Pfafferei und ihr liederliches Treiben vor das Forum seines objektiven Humors zog, war gleichfalls Renaissance, und kann noch immer nicht in die Rumpelkammer geworfen werden. Aber Boccaccio war zugleich ein sehr ernster Mann; er las den griechischen Homer, wie Dante den lateinischen Virgil; sein Lehrer war der erste Wandergrieche aus Konstantinopel, Leontinus Pilatus; und die „Göttliche Komödie" erklärte er gründlich von der Kanzel herab.

Zu Hülfe kam ihm Petrarca, der dem kirchlichen Jargon zuerst ein klassisches Latein entgegensetzte. „Keine zehn Menschen," so lautete die vielverheißende Klage des Dichters, „würdigen in Italien den Homer!" Der Mönch Barlaam zeigte ihm den Plato im Original, und so zog neben der griechischen Sprache allmählich auch griechisches Denken im Lande der Renaissance ein. Die Lust am Sammeln der alten Texte erwachte; Boccaccio und Petrarca sind die Vorläufer der Akademie und Bibliothek von Florenz im 15. Jahrhundert.

Rom war damals verwaist, die Auswanderung der Päpste nach Avignon, das darauf folgende Schisma mit seinen Doppelpäpsten machten die Ewige Stadt wüst und leer. Poggio berichtet, daß zu Anfang des 15. Jahrhunderts nur sechs antike Statuen in Rom existirten. Zum Jahre 1443 erzählt Ranke, daß Rom um diese

Zeit eine Stadt der Kuhhirten geworden sei. Die Hügel waren verlassen, man wohnte im Tiberthal in pflasterlosen Gassen; das Vieh lief wie im Dorfe umher. Heißt nicht das Forum noch jetzt il campo vaccino? Gärten, Sümpfe mit wilden Enten. Das Kapitol hieß der „Berg der Ziegen". Die alte Peterskirche war dem Einsturz nahe. So ging denn die Führung der Renaissance nothwendig an Toskana über; die Medici, die Hegira der byzantinischen Gelehrten und die Einführung der Buchdruckerkunst wurden ihre großen Hebel.

Der Republikanismus der städtischen Gemeinden hatte in Florenz seine sämmtlichen Phasen durchlaufen; er war bis zum sozialen Konflikte zwischen popolo grasso und minuto, d. h. bis zu dem großen Sphinxräthsel aller Zeiten, und besonders wieder der Gegenwart, gelangt; da dieses Räthsel damals am wenigsten gelöst wurde, so blieb nichts übrig, als der Rückfall in irgend eine Tyrannis. Diese Tyrannis glitt wie von selbst den modernen Pisistratiden, den reichen, hochbegabten, ehrgeizigen Medici in die Hände. Sie gehörten in erster Linie zu jenen mächtigen Persönlichkeiten, deren Aufkommen das Wesen der Renaissance nicht zum geringsten Theile kennzeichnet. Die Einheitlichkeit des Mittelalters wurde eben nach allen Richtungeu, auf allen Gebieten gebrochen. Wie die Kunst sich anschickte, in Künste zu zerfallen, wie das Wissen sich von der Kunst und vom Glauben lostrennte, so schied sich auch der Charakter von der religiösen Voraussetzung, ja von der aus dem Glauben gefolgerten Sittlichkeit. Wir finden in Italien zu dieser Zeit eine große Anzahl rein politischer Charaktere, die im Staatszweck aufgingen und keinen Moralcodex kannten, als den der Zweckmäßigkeit; wir finden auch abstrakt ästhetische Charaktere, die ausschließlich der Schönheit, dem Behagen, der Lust lebten. Die Medici bewegen sich zwischen dem ästhetischen und dem politischen Charakter.

Cosimo, der Ahnherr dieser ästhetisch-politischen Tyrannen, trat die Leitung der Republik im Jahre 1428 an. Er gründete die Akademie und die Bibliothek von Florenz. Unter ihm übersetzte Marsiglio Ficino den Plato; er patronirte den Maler Masaccio, den Plastiker Ghiberti, den Architekten Brunelleschi. An

Cosimo's Hofe berauschte man sich förmlich in den Alten, und nach ihrem Vorbilde im Tyrannenhaß. Bis auf die Kanzeln drang damals der Hellenismus, katholische Priester flossen über von Plato dem Göttlichen. Die Gelehrten und Prälaten dachten und lebten heidnisch, schwärmten ästhetisch-philologisch in der Akademie zu Athen; leider hörte das Volk davon nur „Worte". Florenz war doch nicht zu hellenisiren. Athen war gewesen.

Ein großes geschichtliches Ereigniß förderte die Gräkomanie der vornehmen Florentiner. Schon während des Konziles von Florenz im Jahre 1439, zur Versöhnung zwischen der lateinischen und byzantinischen Kirche angestiftet, war Georgios Gemistos nach Florenz gekommen, der sich dem Plato zu Ehren Plethon nannte und zum großen Skandal der frommen Väter das Christenthum wesentlich auf den griechischen Weltweisen stützte. Seit dem Jahre 1453 entflohen vor dem Türkensäbel nach Florenz die bekannten Gelehrten Manuel Chrysoloras, Franz Philelphus, Johannes Argyropulos, Demetrius Chalkondylas, Konstantin Laskaris. Nun ward auch Aristoteles aus der arabischen Ueberlieferung erlöst und in der Ursprache gelesen. Von Italienern selbst erhoben sich Polizian und Laurentius Valla, der den Trug der sogenannten Konstantinischen Schenkung enthüllte; bekanntlich hat Ulrich von Hutten die betreffende Schrift verdeutscht. Der Kardinal Bessarion ward dem Plato wie dem Aristoteles gerecht. Cosimo de' Medici beendigte sogar sein Leben auf antike Weise, er ließ sich aus dem Parmenides und Philebus des Plato vorlesen. Es war im Jahre 1464. Sein Sohn Pietro kehrte den Bankier zu stark hervor — Art läßt nie ganz von Art — und brachte die Familie in Mißkredit. Pietro wüthete als Tyrann. Nach seinem Tode, 1469, folgten ihm seine beiden Söhne Lorenzo und Giuliano. Gegen diese brach die furchtbare Verschwörung los, als deren Opfer Giuliano am Altare fiel. Diese Verschwörung war im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. angezettelt worden. Der Erzbischof von Pisa war direkt dabei betheiligt und wurde gehängt. Der junge Kardinal Raffael di Rovere, ein Nepote des Papstes, rettete sich auf den Altar, und kam mit dem Leben davon. Ein Priester, Stefano, hatte den Lorenzo auf sich genommen. Franz Pazzi traf

den Giuliano besser. Das Signal zum Morde war die Erhebung der Hostie beim Hochamte! Die Kirche selbst ging also auf rücksichtslose Zweckmäßigkeit aus — begreift man da nicht den Macchiavelli?

Das Attentat war nur zur Hälfte gelungen, Lorenzo lebte und erlangte die volle Erbfolge seines Großvaters. Angelo Poliziano, der Humanist, erzog seine Kinder; er selbst war eine groß und fein angelegte Natur und erhielt den Beinamen il Magnifico, der Prächtige, wie sein Großvater „Vater des Vaterlandes“ genannt worden war. Der ganze Geist der Renaissance mit all' seiner Leichtlebigkeit und all' seinem Schönheitsgefühl spricht aus dem von Lorenzo verfaßten Maskengesange zur Aufführung der Scene zwischen Bacchus und Ariadne:

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia,
Di doman' non c'è contezza.

In Schillers Siegesfest heißt es fast wörtlich so:

„Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!“

Als Freund Ficino's lebte am Hofe Lorenzo's das frühreife Genie des Grafen Pico della Mirandola, der zwei andere Elemente in den Kreis humanistischer Forschung zog. Zuerst die Kabbalah, jene angeblich mündliche Ueberlieferung von Adam oder Abraham her, die Moses den Aeltesten hinterlassen haben, die im zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung niedergeschrieben sein sollte, und deren Wirkung bis tief in die Faustische Welt gereicht hat. Zweitens die Naturbetrachtung, denn Pico schrieb gegen die Astrologie und unterschied eine wahre und eine falsche Magie; die wahre bedeutete ihm die Hingebung an das Naturstudium.

Wie tief Pico den Menschen aufzufassen verstand, davon mag folgende Stelle aus seiner Schrift de hominis dignitate sprechen: „Mitten in die Welt, spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich dich gestellt, damit du um so leichter um dich schauest und sehest Alles was darinnen ist. Ich schuf dich als ein Wesen, weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit du dein

eigener freier Bildner und Ueberwinder seiest. Du kannst zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit was sie haben sollen, die höhern Geister sind von Anfang an oder doch bald hernach was sie in Ewigkeit bleiben werden: du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast Keime eines allartigen Lebens in dir!"

Das war wohl das gesundeste Resultat, welches aus dem Studium der Griechen gezogen werden konnte, zumal es aus dem akademischen Cönakel heraustrat und sich an die Allgemeinheit richtete. Denn sonst war die unmittelbare Frucht dieses akademischen Separatismus sicher nur gering anzuschlagen: weder Plato noch Aristoteles kamen dem Volk zu Gute; das Volk lernte keine Geographie aus dem Ptolemäus, keine Botanik aus dem Dioskorides; es wurde von seinen Krankheiten schwerlich besser geheilt, weil die Akademiker den Hippokrates studirten. Ueber das Schachspiel in lateinischen Hexametern zu schreiben, war eine brodlose Kunst. Eine wirklich durchschlagende Einwirkung des Humanismus hätte sich in der schönen Literatur zeigen müssen; wir werden sehen, daß dies nur in sehr beschränktem Maße der Fall war.

Und doch fehlte es nicht an dem großen Mittel ächt volksthümlicher Propaganda, an jenem wunderthätigen Instrument, welches die Demokratisirung der Wissenschaft wie der Gesellschaft unwiderruflich verbürgt. Der bewegliche Letternsatz war erfunden, der Buchdruck nach Italien gekommen. Es frug sich nur, wie und wozu man die großartige Erfindung verwendete. So schlimm wie in Spanien, wo das erste gedruckte Buch von der „Empfängniß Mariä" handelte, stand es allerdings in Italien nicht; wohl aber bewährte sich die Neigung zu abstrakten, gelehrten Studien auf der Stelle. Die berühmten Drucker Sweynheim und Pannartz edirten zu Subiaco im Sabinerlande zuerst den Kirchenvater Lactanz, dann zu Rom das Werk des Cicero de Oratore (1465). Unsterblich machte sich zu Venedig Aldus Manutius seit 1490; aber die Hauptsache blieben die Klassiker. Diese wurden illustrirt, mit Holzschnitten versehen; ja der geniale Mantegna zu Padua soll bei diesen Illustrationen mitgewirkt und so das klassische Ornament

als Zugabe verbreitet haben. Der Vitruv ward 1486 zu Rom, Alberti's maßgebendes Buch de re aedificatoria schon 1485 zu Florenz gedruckt. Venedig stand überhaupt an der Spitze des Buchdrucks; wir erwähnten schon früher, daß von 1470—1500 mehr als zehntausend Ausgaben von Büchern und Flugschriften erschienen, von denen die Mehrheit in Italien entstand, nämlich in Venedig 2853, in Mailand 625, in Bologna 298, in Rom 925, und daß kein anderer europäischer Verlagsort auch nur die Höhe von Rom erreichte. Aber was hat diese gewaltige Regsamkeit auf und für Italien gewirkt? Die Halbinsel ward zur Lehrerin Europa's, vertrieb den Humanismus in alle Länder, und beschränkte sich schließlich selbst auf eine freilich unerhörte Blüthe der bildenden Kunst.

Im Jahre 1420 schrieb die Signoria oder der Große Rath von Florenz die Wettbewerbung um die Vollendung des Domes aus. Arnolfo da Colle hatte eine Pfeilerkirche mit Spitzbögen hingestellt; Brunelleschi setzte mit großartiger Sicherheit einen Kuppelbau darauf, so dem Michel Angelo selbst die Wege für die Peterskuppel zeigend. In San Lorenzo und Santo Spirito belebte derselbe Meister die alte Säulenbasilica neu; im Palast Pitti führte er einen massiven Rusticalbau auf, und in der Capella Pazzi zeigte er alle jene Eleganz, die mit dem Quadernbau des Palazzo Pitti so wundersam kontrastirt. Michelozzo, des Brunelleschi Schüler, verfeinerte den Palastbau im Palazzo Riccardi mit dem reizenden Gesims, und Benedetto da Majano vollendete die Kunst im Palazzo Strozzi. Aehnlich baute man zu Siena und dem benachbarten Paenza, unter der Aegide der Piccolomini. Zum Muster der Gattung erhob sich in Rom der Venezianische Palast des Bernardo di Lorenzo mit seinen Pfeilern und Halbsäulen durch zwei Stockwerke. In Venedig glänzte der Palast Vendramin Calergi, das Meisterwerk des Pietro Lombardo, und etwas später der großartige Hofbau des Dogenpalastes, in welchem Antonio Rizzo noch vor Schluß des Jahrhunderts die Riesentreppe anlegte. Die Façade der Certosa bei Pavia, deren Kirche ein Jahrhundert vorher noch gothisch erbaut worden, begann sich seit 1473 zu dem weltbekannten Museum von antikisirenden Dekorationen zu gestalten.

Endlich erstand zu Urbino die schönste fürstliche Residenz, der Auszug aus der gesammten lebensvollen, noch naiven Früh-Renaissance.

In ganz Italien aber wimmelte es von Grabmälern, Altären, Kanzeln, Taufsteinen, Weihwasserbecken, Sängertribünen und Chorschranken, von naturalistischen Porträts und naiven Reliefs, welche, wie ein altes Konzil von den Bildern gesagt hatte, zum „Buche der Unwissenden" wurden, und jenen Schönheitssinn verbreiteten, der dem Volke Italien's bei allem Mangel intellektueller Ausbildung bis auf diese Stunde geblieben ist. Mit diesen Gegenständen sind wir ins Gebiet der Plastik getreten. Gleich zu Anfang des 15. Jahrhunderts tauchte der bewundertste Meister im Relief auf, Lorenzo Ghiberti, der sich in der nördlichen Bronzethüre des Tauftempels zu Florenz noch architektonisch streng hielt, bis er an der östlichen Pforte (der „Pforte des Paradieses", wie M. Angelo sagte) seine ganze spezifische Genialität offenbarte, und die Plastik in landschaftlichen Fluß brachte. In Ghiberti wird es bereits klar, wohin alle neue Kunst Italien's, wissentlich oder unwissentlich, strebte, nämlich zur Malerei, zur Vollendung der Illusion auf der glatten Fläche. Dieser malerische Strom schwemmte auch die gehaltvollen Schöpfungen des Luca della Robbia und seiner Schule, welche sich wie tausend liebe Wahrzeichen durch das ganze toskanische Land verstreut finden, unaufhaltsam mit sich fort, während der herbe Meister Donatello, das Princip der harmonischen Schönheit von sich weisend, bereits direkt auf das Charakteristische, d. h. auf M. Angelo lossteuerte. Ruhepunkte gleichsam in diesem plastischen Sturm und Drang bilden der Baumeister Benedetto da Majano (Kanzel zu S. Croce in Florenz) und der gleichfalls baumeisterliche Pietro Lombardo mit seinen Söhnen zu Venedig, wie denn die stolze Lagunenstadt in ihrer aristokratischen Verfassung nicht minder als in ihren Kunstbestrebungen ein denkwürdiges konservatives Wesen bewährte. Sie hat es verstanden, die Renaissance dauernd zu fesseln, während diese überall sonst ein vorübergehender Faktor war, ja im übrigen Italien selbst kaum über ein Vierteljahrhundert ihre Blüthe entfaltete.

Nach Malerei drängte Alles, auf diesem Gebiete war noch eine von den antiken Resten unbestrittene Palme zu erobern, und Italien

hat sie erobert. Früh im 15. Jahrhundert trat der wunderbare Masaccio in Florenz auf, der es nur bis zu 26 Jahren brachte und als Zeitgenosse des Ghiberti das Räthsel von dessen Erregtheit zu lösen begann. Masaccio führt mit genialer Hand die mythologisch-christliche Darstellung ins Leben ein, oder wenn man will, er bringt wirkliches Leben in jene schematischen Auffassungen. In ihm ist kaum etwas von der inbrünstigen Herzensseligkeit der Umbrier zu spüren, welche die eigentliche Renaissance einleiten sollte. Er kennt die Wirkungen des Lichts, die Verkürzung, den Fluß der Gewandfalten, die Loslösung der Gestalt vom Hintergrunde; er gibt seinen Figuren den vollen malerischen Schein, und er überträgt das Nackte von der Skulptur auf die Malerei.

Ungefähr zur selben Zeit reiste der gelehrte Paduaner Squarcione (1394—1474) in Griechenland umher, brachte Antikes mit nach Hause und förderte die wissenschaftliche Behandlung der Anatomie und Perspective. Wie Masaccio den Filippo Lippi, den vollendeten Naturalisten mit der tief empfundenen Farbe im Gefolge hatte, so Squarcione den großen Mantegna, dem Albrecht Dürer die Hand drücken wollte, als jener 1506 zu Padua verschied. Mantegna aber war der Meister der Korrektheit, der anatomischen Genauigkeit, der italische Zwillingsbruder Dürer's, der Johannes des Leonardo. Auch er brachte wie Masaccio und Filippo Lippi freies natürliches Leben, historisch und landschaftlich, auf Wände und Leinwand; die Antike war ihm innig befreundet, und sein „Triumphzug Cäsar's“ (grau in Grau, zu Hamptoncourt) ist volle und ächte Renaissance.

Der selige Mönch von Fiesole, Fra Angelico, der in steter Verzückung wonnigliche christliche Bilder malte, reagirte vergebens; dieser verspätete Absenker der Kölnischen Schule ward von den Niederländern und den Italienern zugleich überflügelt; erst eine viel spätere bewußte Reaktion sollte in ihm das A und O der Kunst überhaupt erblicken und uns mehr als drei Jahrhunderte zurückzuschleudern versuchen.

Venedig setzte auf seine malerischen Anfänge, die so eben in dem Genius Giovanni Bellini's Gestalt gewonnen, und auf die Paduanische Korrektheit, die spiegelnde Oelfarbe der Van Eyck's,

die seiner transparenten Atmosphäre und seinen farbigen Lokalschatten so sehr entsprach, daß man glauben sollte, es hätte sie selbst erfinden müssen. Bedenkt man dann die prachtvollen morgenländischen Gewänder, die seit dem vierten, „lateinischen" Kreuzzuge nach Venedig gelangten, so begreift man vollkommen die Sehnsucht der Venezianer nach höchstem Farbenlüstre.

So von Natur, Weltverkehr und Technik gleichmäßig unterstützt, entfaltete sich im 16. Jahrhundert jene unvergleichliche und unübertreffliche Malerwelt, welche Licht und Farbe auf die unermüdliche Verweltlichung der sogenannten „heiligen" Stoffe, die üppigste Verklärung des Daseins, die zauberhafteste Behandlung der Landschaft und die großartigste Bewahrung gegenwärtiger Persönlichkeiten verwendete. Diese Venezianische Existenz ist aufbewahrt worden, wie keine seit den Tagen Athens, und keine Geschichtschreibung wird den Wettstreit eingehen können mit den gemalten Annalen des Giorgione di Castelfranco, des Palma Vecchio, des Tizian, Tintoretto, Pordenone, Bordone, Paolo Veronese und Moreto, hinab bis zum Ameisenfleiß der Bassani.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Italien zurück, so stoßen wir auf Gegensätze und Kampf, deren wir in Venedig nicht ansichtig wurden. Nicht umsonst figurirten die „Spiritualen" unter den Vorboten der Reformation; die Nachwirkung der Joachimiten erstreckt sich bis ins Gebiet der Kunst. Offenbar ist die ganze umbrische Schule, nicht minder die sienesische, ein ferner Reflex des beschaulichen Franziskanerthums aus dem 13. Jahrhundert. Schließt sich nicht Simone di Martino (1276—1344) auch zeitlich der Periode des „Ewigen Evangeliums" an; und wie soll man anders den Maler der gebeugten Häupter, der gradlinigen Inbrunst, den ehrbaren Pietro Perugino (1446—1524) verstehen? Das Geschick mußte den Perugino erst aus seiner italienischen Schweiz nach Rom entführen und ihm Antikes entgegenbringen, ehe er von seinen lieblichen Wiederholungen abließ. Noch vor dem Ende des 15. Jahrhunderts kopirte der Lehrer Raffael's zu Rom jene klassischen Dekorationen, deren Echo im Cambio zu Perugia laut wurde. So erst lernte Raffael Gemüthstiefe mit Formenreichthum paaren.

Die „zwei Seelen“ oder Tendenzen, die wir bereits in der italienischen Architektur erblickten, und die man der Kürze halber die germanisch-gothische und die italisch-antikisirende nennen mag, sollten noch zu einem weiteren gewaltigen Konflikte führen, und zwar in der Kunst wie im Leben — ist doch die Kunst nur der potenzirte Ausdruck des Lebens! Als alle Vorbereitungen zum Kultus der reinen Form getroffen schienen, trat in der Malerei der unvergleichliche Empfinder und Kolorist, Fra Giovanni Angelico da Fiesole (1387—1455) auf. Er ist die gemalte deutsche Mystik des 14. Jahrhunderts, die Illustration zu Tauler mit seinem „wahren Weg im Geist zu wandeln durch überschwebenden Sinn“.

Die reizend modellirten Köpfchen voll seligster Gläubigkeit, die Fülle des befriedigten Gemüthes, welche aus den einfachen Kompositionen Fiesole's hervorleuchten, die ergreifende und ergreifend kolorirte Innigkeit seines klösterlichen Wesens, waren das absolute Gegentheil des naturalistisch genialen Masaccio und des fröhlich derben Filippo Lippi. Diese Gottseligkeit ließ die Umbrier selbst weit hinter sich; sie lehnte sich im Umkreis des Gebirges höchstens an die Schule von Siena, an einen Simone di Martino an. Kaum befreit von dem mächtigen Zauber dieser Palette, wie er uns in Florenz, in Rom und in Neapel gefangen nimmt, ahnen wir sofort, daß hier eine „Reaktion“ angestrebt wurde, die zu dem heftigsten Kampfe mit dem renovirten Heidenthum führen mußte. Und dieser Kampf beschränkt sich, wie gesagt, keineswegs auf das Atelier.

Fiesole's tiefchristlicher Mystizismus, im Gegensatze zur ästhetischen Renaissance, hieß im Leben: Hieronymus Savonarola contra Medizäerthum, und wenn wir von der politischen Parteistellung absehen, die hier gleichgültig wird, Savonarola contra Nicolo Macchiavelli, biblisches gegen antikes Ideal, religiöse gegen rein weltliche Politik.

Girolamo Savonarola ist 1452 zu Ferrara geboren. Zu einem weltlichen Berufsstudium ließ er sich nicht bewegen, er vertiefte sich vielmehr in den heiligen Thomas und die arabischen Erklärer des Aristoteles, war aber dabei Musiker, lyrischer Dichter

und Zeichner. Aus Haß gegen die „weltliche Ungerechtigkeit“ und die Prachtliebe des Herzogs von Ferrara ging er 1475 ins Dominikaner-Kloster zu Bologna, 1482 nach S. Marco zu Florenz, wo er Prior wurde.

Lorenzo Medici, der Weltliche, aber auch Weltkluge, ließ den Prior 1492 an sein Sterbebett kommen und verlangte von dem allgemein verehrten Mönche die Absolution. Savonarola bestand auf der „Wiederherstellung der florentinischen Freiheit“. Lorenzo wollte davon nichts hören, Savonarola absolvirte nicht und Lorenzo ließ sich aus dem Philebus des Plato vorlesen. Deutlicher kann der Gegensatz nicht geschildert werden.

Lorenzo starb im Jahre der Entdeckung Amerika's. Sein Sohn Piero folgte ihm in der Herrschaft über Florenz nach. Da trat Karl VIII. von Frankreich seinen Eroberungszug nach Italien an. Die Volkspartei setzte große Hoffnungen auf ihn, grade wie Dante auf seinen Gran Arrigo. Als aber Piero im Jahre 1494 dem französischen Könige die festen Plätze einräumte und den Paß am Meere frei ließ, brach zu Florenz der Sturm los; Piero wurde flüchtig. Die Demokratie, und Savonarola in ihrem Namen, mußte jetzt selbst mit Karl verhandeln.

Florenz wurde von den Franzosen besetzt, Karl wollte den Herrn spielen, und drohte: „Wir werden unsere Trompeten blasen lassen“; worauf der heldenmüthige Pier Capponi: „Und wir werden die Sturmglocke läuten.“ Karl gab nach und Savonarola bewog ihn zum Abzuge, freilich unter schweren Bedingungen.

Savonarola war jetzt Meister der Republik. Wie vom Geiste des etrurischen Priesterthums, oder vom Schatten des Dulcino getrieben, suchte der italienische Puritaner sein religiös-politisches Ideal zu verwirklichen. Leonardo da Vinci hat uns seine Figur in einer Handzeichnung aufbewahrt: ungeheure, gebogene Nase, zurücktretende Oberlippe, vorspringende Unterlippe, eingefallene Wange, verschrumpfter Hals, stark ausgebildeter Hinterkopf, dichte Buschen auf den Augenknochen. Savonarola bekleidete kein Amt, aber er war die Seele des Freistaats. Sein asketischer Feuereifer, gemischt mit unverkennbarer praktischer Befähigung, versprach eine Zeitlang eine ganz neue gesellschaftliche Bildung.

Er war Demokrat und Theokrat zugleich. Als Demokrat stellte er eine ächt volksthümliche Verfassung her, erließ eine breite Amnestie und gab gerechtere Steuergesetze. Den Wucher hielt er für die Wurzel des plebejischen Unglücks und der Korruption. Die Medici hatten ihre ganze Herrschaft auf die Geld-Klientel gegründet. Juden nahmen bis zu 32 Procent Zinsen, so daß ein Kapital von 100 fl. in hundert Jahren durch den Zinseszins auf nahe an 50,000 fl. wuchs. Savonarola errichtete den Monte di Pietà, eine Darlehnsgesellschaft, welche Geld zu 6% austhat.

Auch sein Nazarenerthum war nicht die Klippe, an welcher er scheiterte, so heftige Gegner es ihm erwecken mußte. Er protestirte gegen das neue Heidenthum, im Leben wie in der Kunst, er wollte die alte Kirchenmusik wieder einführen, die ächte Heiligenmalerei wiederherstellen. Philippiken schleuderte er wider die „Emanzipation des Fleisches", wider die blühende nackte Schönheit der neuen Madonnen, deren Modelle er schonungslos verdächtigte. Aber nie befehdete er die Kunst selbst; nur auf ihre Reinigung von verderblichen Elementen und Tendenzen drang er, auf ihre „Umkehr". Sein ästhetischer Fehler bestand darin, daß er die Moral zum absoluten Maßstab der Kunst machen wollte.

Seine Donnerkeile galten dem Filippo Lippi, dem Domenico Ghirlandajo, dem kühnen Darsteller des Nackten, Luca Signorelli. Die Wirkung blieb nicht aus; bedeutende Maler ließen sich in der That einschüchtern und bekehren. Sandro Boticelli, der die graziöse Venus auf dem Muschelwagen gemalt, dann in der Kapelle Sixtus' IV. historische Scenen mit landschaftlichem Grunde dargestellt hatte, warf den Pinsel fort, als Savonarola verbrannt worden. Zugethan waren ihm schon bei Lebzeiten Lorenzo di Credi, Cronaca und die Familie della Robbia; zwei Mitglieder der letzteren traten sogar in den Dominikanerorden. Baccio della Porta schloß sich als Fra Bartolomeo in S. Marco ein, und übertrug seine klassisch-korrekte Komposition auf die „heilige Geschichte". Raffael selbst bewahrte dem strengen Mönche ein liebevolles Andenken; auf der „Disputa" erscheint Savonarola unter den orthodoxen Doctoren der Kirche. Michel Angelo hat ihn die Tage seines Lebens verehrt.

Savonarola's Achillesferse war sein theokratischer Glaube an seine eigene Wunderkraft. Hierbei faßten ihn seine papistisch-junkerlichen Feinde, und das Volk ließ ihn im Stiche, als keine Wunder erfolgten.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß der Advokat von Barcelona, der Vater und Nebenbuhler Cesare Borgia's, der Vater, Schwiegervater und Anbeter der Lucrezia, Alexander VI., von elenden Schmeichlern „unfehlbar" genannt. Diesem war natürlich der Puritaner von Florenz ein Dorn im Auge. Zunächst dachte er sein gewöhnliches Mittel bei ihm anzuwenden, die Korruption: er bot ihm den Kardinalshut. Savonarola antwortete: „Ich will keinen anderen rothen Hut als den des Märtyrers, der mit meinem Blut gefärbt ist." Vom Papste sprach er also: „Der Eber (Borgia) ist ein Schwein, unsauber, grausam, übermüthig; er liebt den Schmutz und freut sich am Blut." Die zweite Schwäche des edlen Mannes bestand darin, daß er sich selbst aufgab.

Den vereinten Angriffen der Arrabiati, der rasenden Junker, und des Papstes erlag der vermeintliche Wunderthäter um so eher, je sicherer er sein Märtyrerthum voraussah. Es erfolgte der Bannfluch von Rom; die Signoria von Florenz ließ den Ketzerprozeß zu, das Volk schwankte, und Savonarola bestieg den Holzstoß auf der Gran Piazza zu Florenz, auf derselben Stelle, wo Giovanni da Bologna die Reiterbildsäule des ersten Cosimo errichtete, vom Volke spöttisch il biancone, „das weiße Ding" genannt.

Wir haben oben an Dulcino erinnert; Savonarola glich aber in einem wesentlichen Punkte seinem Vorbilde nicht: er vertheidigte sein reineres Christenthum nicht Jahre lang mit der Waffe in der Hand. Das machte ihm auch der sonst sympathische Macchiavelli zum Vorwurf; er erklärte deutlich genug:

„Der Wahn, Gott werd' ein Wunderwerk verrichten
An uns, dieweil wir faul die Kniee beugen,
Muß Reich' und Staaten endlich ganz vernichten."

Nicolo Macchiavelli ist der absolut politische Charakter der Renaissance, und nur als solcher kann er verstanden und gewürdigt werden. Dem religiösen Wesen völlig entfremdet, über alle Kirchlichkeit hinweg, ohne sittliches Ideal, ging er rein auf stattliche

Zwecksetzung aus. Wie sich die Humanisten an Plato und Aristoteles hielten, die Künstler an die klassischen Bauten und Bilder, so lebte Machiavelli dem politischen Ideale der alten Welt, und zog aus Lehre und Geschichte der Vorzeit Rathschläge und Doktrin für seine Gegenwart. Die Verhältnisse mit Klugheit ausbeuten, wo die Klugheit nicht ausreicht, Gewalt anwenden, vor keinem Mittel zurückscheuen, die Macht als Mittel zur Einheit gebrauchen, vor allen Dingen den italischen Nationalstaat gründen, l'impero latino, wie Dante gesagt hatte, „und will ein Volk die Freiheit nicht, so muß man es zur Freiheit zwingen". War Frankreich nicht in diese Bahn eingetreten; begann England nicht nach beendigtem Rosenkriege monarchisch Eins zu werden; hatte Spanien nicht die Fremden vernichtet und ausgestoßen? Weshalb sollte Italien nicht Aehnliches thun?

Es ist nicht wahr, daß Machiavelli ein Feind der Freiheit gewesen, er kannte die Alten und seinen Livius speziell allzugut. Seine erste Anstellung erhielt er zu Florenz nach der Vertreibung der Medici, 1492, er wurde Cancelliere der Republik. 1499 erhielt er das Staatssekretariat, führte mehrere wichtige Staatsmissionen glücklich aus, war aber nur offiziell bis zum Ende der Republik. Von ihm rührt der erste uns bekannte Plan einer Nationalmiliz her, die an die Stelle der Söldlinge treten sollte. Nach der Rückkehr der Medici schmachtete er im Kerker, kam auf die Folter, und muckste nicht. Die Impassibilität seiner Lehre war ihm persönlich eigen. Er sentimentalisirte niemals.

Gewiß war es nicht der höchste politische Standpunkt, die Kirchenthümer unfrei im modernen Staate machen zu wollen; aber es galt eben erst, die Ketten zu brechen, und da ist es wohl zu verzeihen, daß die Sklavenhalter nicht sofort freies Gewerbe haben sollten. Machiavelli war noch Josephinist. Ist es deshalb minder wahr, wenn er dem „Revolutionär auf dem Throne" voraussagt: „Die sich beim alten System wohl befanden, werden dir spinnefeind sein; die aber, denen deine Neuerung nützt, verstehen dich nicht und vertheidigen dich nur lau („Principe")?" Und wie tief hat derselbe Machiavelli die Reformationen innerhalb des Christenthums begrif[illegible]s das gewürdigt, was grade

jenseit der Alpen vorging! „Daß das Christenthum noch nicht erloschen ist, verdankt es einigen Heiligen, die es auf seinen Uranfang zurückführten und durch ihre Armuth und Makellosigkeit wieder hoben, so daß die Grundschlechtigkeit der Prälaten und Kirchenhäupter es nicht zu Grunde richten kann" (Discorsi).

Daß aber ihm, dem antiken Charakter, eine Religion der Ergebung und Demuth, welche blos die passiven Tugenden pflegte, zuwider sein mußte, daß er nur einen Kultus dulden wollte, der die Menschen nicht an heroischer Aktion hinderte, liegt sozusagen auf der Hand.

Den „Principe" widmete er dem jungen Lorenzo, dem Sohne des vertriebenen Pietro, die „Neun Bücher florentinischer Geschichte" schrieb er auf Wunsch des Giuliano, der als Papst Clemens VII. hieß. Auch Giovanni, Papst Leo X., begünstigte ihn. Das Volk aber mißtraute seiner diplomatischen Propaganda, kränkte ihn, und als die Medici 1527 abermals vertrieben waren, starb er. Die demokratische Bewegung schien ihm in eine Sackgasse zu verlaufen; er sah im Volke nicht das Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen; er tastete bei den Gewalthabern umher, wie Dante bei den Kaisern. Macchiavelli hat sich getäuscht; aber ging nicht auch das Volk fehl?

Er hatte, wie gesagt, kein sittliches Ideal; dieses hatte sich überhaupt im damaligen Italien in die härene Kutte der Nazarener geflüchtet, oder rettete sich in den verschlossenen Charakter Michel Angelo's. Macchiavelli hatte unzählige Liebschaften; in seinem Testament setzt er seine „gegenwärtigen" und „zukünftigen" unehelichen Kinder mit den legitimen zu gleichen Theilen ein. In der Verbannung arbeitete er unermüdlich, spielte aber zur Erholung mit dem Wirth, einem Fleischer, einem Müller und zwei Ziegelbrennern. Kam er Abends nach Hause, so redete er dafür im Negligé mit den Alten. Dagegen seufzte er auch nicht über den „bittern Geschmack des fremden Salzes" und über die Beschwerlichkeit „fremder Treppen".

Rom und die Kirche hat er in dem berühmten Wort gezeichnet: „daß jene Völker, die der römischen Kirche näher stehen, weniger Religion besitzen." Rom kann den Italienern nicht helfen, das geht ihm aus zwei Gründen hervor: zuerst „hat jene Provinz

durch die schlechten Beispiele des Hofes jede Frömmigkeit und Religiosität eingebüßt; Italien verdankt also den Priestern und der Kirche, daß es irreligiös und schlecht geworden ist; aber wir verdanken ihnen noch mehr, und das ist die Ursache unseres Ruins. Die Kirche hat nämlich unser Land getheilt gehalten und hält es noch getheilt. Und wahrlich, kein Land war jemals einig oder glücklich, wenn es nicht ganz unter die Botmäßigkeit einer Republik oder eines Fürsten gelangte, wie es Frankreich und Spanien erging. Und die Ursache, weshalb Italien nicht dort angelangt ist, nicht auch eine Republik oder einen Fürsten hat, der es regiert, ist lediglich die Kirche; diese wohnt aber unter uns und hat weltliche Herrschaft, und war doch nicht mächtig und tapfer genug, um das übrige Italien zu erobern. Auf der andern Seite war sie auch nicht schwach genug, sie fürchtete zu sehr, ihre weltliche Herrschaft zu verlieren, um einen Mächtigen herbeizurufen gegen Jeden, der in Italien zu mächtig geworden wäre." Er schlägt vor, den römischen Hof ins Schweizerland zu schicken, „das einzige Land, welches heutzutage in Bezug auf Religion und Militärwesen nach den alten Ordnungen lebt". Quantum mutatus ab illo!

So äußert sich Machiavelli in den Discorsi über die erste Dekade des Livius; ja in demselben Werke greift er noch tiefer, indem er die Frage aufwirft, weshalb die alten Völker die Freiheit mehr liebten als die neuen. Er antwortet: der Unterschied liege in der Erziehung, die sich auf die Religion gründe. Wir würden „gelehrt, die weltliche Ehre geringer zu schätzen; wir seien zahmer, demüthiger, sanfter, uns fehle der Muth". — „Im Alterthum wurden diejenigen selig gesprochen, die voller weltlicher Glorie waren, die Führer der Heere, die Leiter der Republiken. Unsere Religion hat mehr die demüthigen und beschaulichen Menschen glorifizirt als die thätigen; sie hat das höchste Gut in die Selbstaufgebung, in die Verachtung der menschlichen Dinge verlegt." — „Unsere Religion verlangt, daß du fähig seiest zu dulden, eher als etwas Starkes zu thun. Dadurch ist die Welt schwach geworden, den Schuften zur Beute hingeworfen, weil diese sehen, daß die meisten Menschen, um ins Paradies zu

kommen, mehr daran denken, ihre Schläge zu ertragen, als sie zu vergelten."

Das ging doch nicht blos auf den Papst zu Rom, sondern traf direkt den Savonarola, ja über diesen hinaus Luther selbst. Es saß sogar tiefer bei den Erneuerern des Urchristenthums, welche mit der Entsagung und dem passiven Gehorsam furchtbaren Ernst machten, als bei den weltlicher gesinnten Kirchenfürsten, denen die ganze Religion zur einfachen Machtfrage geworden war.

Von unserm Standorte aus können wir sagen: Macchiavelli hat, trotz alles Widerstrebens, die Politik der zeitgenössischen Päpste im „Fürsten" glorifizirt; er hat Alexander VI., Cäsar Borgia, Julius II. verherrlicht; er hat sogar dem Jesuitismus vorausgegriffen: Der Zweck heiligt die Mittel! Aber weder hat jemals ein Papst, noch ein Medizäer, noch gar ein Jesuit so uneigennützig die Einherrschaft gepredigt, noch hat jemals ein Italiener sein Vaterland heißer geliebt als der scharfe Logiker von Florenz. Unter seinem gefurchten knochigen Antlitz saß ein patriotisches Herz, welches sogar seine weichen Stunden hatte, wie wenn er im letzten Kapitel des „Fürsten" sich also an Lorenzo Medici wendet:

„Indem ich also alle oben durchgesprochenen Dinge erwäge und bei mir selbst überlege, ob gegenwärtig in Italien die Zeiten so laufen, daß man einen neuen Fürsten auf den Schild erheben kann, und ob Stoff da ist, der einem Klugen und Tapferen Gelegenheit gebe, eine neue Form einzuführen, die ihm Ehre und allen Bewohnern des Landes insgesammt Vortheil bringe, so scheint es mir, daß Alles sich zum Wohle eines solchen Fürsten vereinige; ich wüßte kaum, welche Zeit ihm günstiger gewesen wäre. Und wenn es nothwendig war, um die Tugend des Moses deutlich zu machen, daß das Volk Israel Sklave in Aegypten war; um die Größe und den Geist des Cyrus zu erkennen, daß die Perser von den Medern unterdrückt waren; um die Vortrefflichkeit des Theseus ins Licht zu setzen, daß die Athener zerschlagen wurden: so war es gegenwärtig nothwendig, um die Macht eines italienischen Genius kennen zu lernen, daß Italien in seine augenblicklichen Nöthen kam, daß es mehr geknechtet wurde als die Hebräer,

mehr Sklave als die Perser, mehr zerschlagen als die Athener; ohne Haupt, ohne Ordnung; unterdrückt, geplündert, zerrissen, niedergetreten, beladen mit jeder Art von Unheil. Und obwohl Einer uns Luft verschaffen zu wollen schien (Cäsar Borgia), so daß man ihn wohl als von Gott zu Italiens Erlösung bestimmt ansehen mochte, so hat man doch nachher erlebt, wie er, auf der Höhe seines Laufes angelangt, vom Schicksal verworfen ward; so daß Italien, wie leblos daliegend, immer noch auf Den wartet, der seine Wunden heile und ein Ende mache den Verwüstungen und Brandschatzungen in der Lombardei, den Plünderungen und Schindungen im Königreich (Neapel) und in Toskana, und es von jenen Wunden heile, die schon lange zu Fisteln geworden sind. Man sieht, wie es Gott bittet, daß er ihm Jemand schicke, der es von jenen grausamen und barbarischen Unverschämtheiten erlöse. Noch immer sieht man es geneigt und bereit, einem Banner zu folgen, wenn nur Einer dieses ergreifen wollte ... Die Gerechtigkeit ist groß, weil jeder Krieg gerecht ist, der nothwendig geworden; und die Waffen sind gesegnet, wenn man nur auf sie noch hoffen kann. Die Stimmung ist außerordentlich, und wo die Stimmung gut ist, kann die Schwierigkeit nicht groß sein. Ueberdies gewahrt man außerordentliche, beispiellose Erscheinungen, die Gott sendet: das Meer hat sich aufgethan, eine Wolke hat den Weg gezeigt, der Fels hat Wasser ausgeströmt, hier regnete die Manna... Gott will nicht Alles thun, um uns unsern freien Willen nicht zu nehmen und jenen Theil unseres Ruhmes, der uns gebührt.

„... In Italien fehlt der Stoff nicht, jegliche Form einzuführen. Hier ist große Tüchtigkeit in den Gliedern, sofern sie nur den Häuptern nicht fehlte. Deshalb darf man diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, damit Italien nach so langer Zeit einen Heiland erstehen sehe. Und ich kann es nicht ausdrücken, mit welcher Liebe er in all' jenen Provinzen empfangen werden würde, welche unter den fremden Ueberschwemmungen gelitten haben, mit welchem Durst nach Rache, mit welch' unverwüstlichem Glauben, mit welcher Hingebung, mit welchen Thränen! Welche Thüren

würden sich ihm verschließen, welche Völker ihm den Gehorsam verweigern? Jeden stinkt diese barbarische Gewaltherrschaft an.

„So nehme denn Euer erlauchter Herr die Aufgabe auf sich, mit jenem Muth und jener Hoffnung, mit denen gerechte Dinge unternommen werden, damit unter Euerm Banner dieses Vaterland geadelt werde, damit unter Eurer Oberwaltung das Wort Petrarca's sich verwirkliche:

Tugend gegen Wuth!
Ergreift die Wehr, kurz wird die Schlacht,
Weil der alte Muth
In unsern Herzen noch nicht ausgefacht." —

Während Macchiavelli noch Staatssekretär der Republik war, kamen in Florenz die größten Künstler ihrer Zeit und die größten Kunstgenies bis auf unsere Tage zusammen. Was auch die Predigten Savonarola's gewirkt haben mochten und noch wirkten, diese Künstler strebten und rangen nach vollendeter Schöne, nach der reinen Harmonie zwischen Gedanke und Ausdruck, und sie vor Allen haben die Renaissance zu einer Kulturthat gemacht. Die Erde mag Jahrhunderte lang ihre Bahn vollenden, ehe sie in derselben Stadt zur selben Zeit wieder einen Lionardo da Vinci, einen Michel Angelo und einen Raffael erblickt.

Lionardo war ein Fünfziger, Michel Angelo im Anfang der Dreißig, Raffael kaum zwanzig Jahre alt. Der gewaltige Lombarde traf mit dem mächtigen Toskaner zusammen, und die Knospe des sanften Umbriers erschloß sich soeben unter der Sonne von Florenz. Genie maß sich mit Genie in dem berühmten Wettkampf um eine Schlachtscene, während der junge Raffael verständnißvoll zuschaute und seine „Madonna im Grünen" malte.

Die Renaissance ist wesentlich Auflösung der einheitlichen Kunst, Zersplitterung in die mehreren Künste, wie sie auch die Besonderung der Charaktere, die Schöpferin der modernen Subjektivität war; aber gleichsam als wenn jene Einheit sich nur mit Schmerzen auflöste, verließ sie zwar die Dinge, hielt sich jedoch an gewissen auserwählten Persönlichkeiten fest. Solche Auserwählte, solche

Universa der Schönheit waren Michel Angelo, Raffael und vor Allen Lionardo da Vinci.

Lionardo, das ist die Renaissance in ihrem ganzen Wesen und Prinzip; Raffael ist ihre duftigste Blüthe, Michel Angelo ihr Höhen- und Wendepunkt. In Lionardo schießt sie stark und wuchtig aus dem Boden, ladet ihre Aeste nach allen Seiten aus, beschreibt das gesammte Terrain, das sie beschatten will. Raffael ist der Wundervogel, der im Laubwerk sitzt und süßeste Melodieen erklingen läßt, freudvoll und leidvoll, immer kunstgerecht. Michel Angelo wiegt sich selbstbewußt in der Krone, der vertraute Genoß der Stürme, schwingt sich adlergleich zur Sonne, kehrt vom Ikarusfluge zurück, stets erregt.

Lionardo wird uns nur noch anschaulich in wenigen Gemälden, durch die Kritik auf eine stets kleinere Zahl herabgemindert: etliche Porträts, ein paar Madonnen und „heilige Familien", die Trümmer des Abendmahles zu Mailand. Von seinen historischen Kompositionen sind nnr noch Schatten übrig. Er war auch Bildhauer; die Reiterstatue des Francesco Sforza geht noch als Sage um. Daneben war er Baumeister für Friedens- wie für Kriegszwecke, Ingenieur, Hydrauliker, Automatenfertiger, Musiker, Improvisator. Was aber fast eben so wichtig ist als diese künstlerische Universalität: Lionardo ergab sich sein ganzes Leben lang dem eifrigsten Studium der Natur. Er ging ganz anders und unendlich bestimmter auf die Einzelforschung ein, als Pico della Mirandola. Das Institut de France, die Akademie der Wissenschaften zu Paris, besitzt 12 Bände Manuskript von ihm, aus denen hervorgeht, daß er vor Kopernikus die Bewegung der Erde begriff, daß ihm der Umlauf des Blutes vor Servet und lange vor Harvey kein Geheimniß war, daß er die Capillarität als Eigenschaft der Körper, die Wirkung des Magneten, die Brechung der Lichtstrahlen, die Ursache des Funkelns der Sterne, von Ebbe und Fluth kannte, daß er sich ernstlich mit Pflanzenphysiologie beschäftigte, die dreifache Blattstellung beobachtete, und ein großer Mechaniker war. Geologie verstand er trotz Sebastian Münster, die Fossilien auf hohen Bergen leitete er von der Erhebung des alten Meerbodens her; den Athmungsprozeß nannte er eine Verbrennung, und die berühmte Induktion,

fast zwei Jahrhunderte später auf den Namen Bacon's von Verulam getauft, war seine logische That: die Erfahrung ist der Grund unseres Wissens, das Experiment die Mutter des Schlusses. Lionardo fertigte die erste Camera obscura vor Battista Porta an. Lionardo erschuf durch kolorirte Schatten das berühmte Clair-obscur; kein Correggio ohne Lionardo. Er hatte die Idee der Riesengeschütze; seine Musterkanone sollte der Architonitro, der Erzdonnerer werden. In Rom gebraucht man noch zur Stunde seinen Bratenwender, der sich durch die Verdünnung der Luft von selbst dreht.

So ist Lionardo da Vinci, der schönste Mann seiner Zeit, wie sein Bild in der Gallerie der Uffizien zu Florenz beweist, der Typus der Renaissance, die ganze Renaissance in einer Person, der homo omnis der Periode. Und die ganze Anlage seines Wesens, das Streben nach Ebenmaß des Charakters, so nothwendig zur Ergründung von Kunst und Wissenschaft, so unentbehrlich zur Beherrschung der geistigen Welt, spiegelt sich in seinem Wahlspruch: „Fliehe die Stürme!"

Lionardo's markige Zeichnung, seine Modellirung der gemalten Köpfe, ja seine Vorliebe für braune Tinten entzündeten zu Florenz den größten Maler der Neuzeit, d. h. aller Zeiten, den jungen Raffael de' Santi aus Urbino. Mit umbrischer Gefühligkeit ausgestattet, von Masaccio zum historischen Vortrag angeleitet, durch Lionardo mächtig gefördert, von der Gunst der Umstände getragen, vom Idealismus Michel Angelo's zu immer höheren Höhen geführt: so durcheilte der ewige Jüngling seine Siegesbahn und stellte der vollendeten Bildnerei der Alten die vollendete Malerei der Neuen zur Seite. Wie einst im klassischen Hellas „die Gestalt göttlich unter Göttern gewandelt", wie in idealer Form der ganze Schönheitssinn der Griechen zum körperlichen Ausdruck gelangte: so sprach aus Raffael's Flächen und Farben die innerste Empfindung, die tiefste Seele. Er war auch Architekt, er war auch Bildhauer, sogar Holzschneider; aber er war und blieb wesentlich Maler, der lieblichste Verklärer des „Ewig-Weiblichen", der verführerischste Erklärer des Madonnenkultus. In ihm wurde es zur offenkundigen Wahrheit, daß das Verhältniß zwischen Religion und Kunst sich umgekehrt hatte, daß die Religion aus der Herrin zur

Dienerin, zum Substrat, zum poetischen Gegenstande, zur Legende geworden war. Derselbe Prozeß hatte einst in Griechenland mit Homer begonnen; diesmal sollte er kürzer werden; denn die Kunst stand nicht mehr allein am Webstuhl der Zeit.

Michel Angelo, eine der tiefsten Naturen der Geschichte, um so dämonischer in und mit sich selbst ringend, als Tempel und Paläste, Statuen und Fresken für die Menge stumm bleiben, bezeichnet den Höhen- und Ausgangspunkt der Renaissance, wie Lionardo den Eingang. Er ist eine baumeisterliche Natur und ein großer Baumeister; aber im Grunde erbaute er nur sich selbst, baute seine Ideen heraus. Die naive Unmittelbarkeit des 15. Jahrhunderts war dahin, die sprudelnde Jugendkraft der Architektur machte der Absicht Platz, seit Alberti sein berühmtes Buch vom „Wesen der Baukunst" veröffentlicht hatte. Alberti hielt sich ängstlich an den für griechische Bauten durchaus nicht maßgebenden Vitruv, verdammte das dekorative Element, insofern es nicht absolut struktiv sei, und brach so einer doktrinären Nüchternheit die Bahn. Was man jetzt „antik" nannte, war höchstens schulgerecht, wurde aber nur zu oft kahl und kalt. Alberti fing die Ursprünglichkeit des architektonischen Genies grade so ein, wie Melanchthon das wogende reformatorische Leben in der Augsburger Konfession: wie hier die Baukunst absolut „antik" werden sollte, so dort das Denken der Menschen absolut augustinisch; wie die Kunst nüchtern wurde, so der Glaube orthodox. Groß und untadelig erhielt sich noch Bramante von Urbino, völlig ein Zeitgenosse Lionardo's, der Oheim Raffael's, der erste Grundleger der neuen Peterskirche, der Erbauer der unübertrefflichen Cancelleria vecchia zu Rom mit dem schönsten Hofe von Arkaden durch zwei Geschosse. Auch das konservative Venedig bewahrte sich in Jacopo Sansovino bei aller klassischen Strenge die Dekorationslust der Frühperiode. Aber beim Baue von St. Peter, von Julius II. zum Tempel der Christenheit, zum Monument des Katholizismus bestimmt, zeigte es sich, daß der Ausdruck „Perikleische Periode" auf die ersten zwanzig Jahre des Jahrhunderts nicht paßte. Zu Perikles' Zeit war Alles aus Einem Gusse, jedes Gebäude erstand in seinem Style; da war kein Schwanken und Irrlichteriren. Wie anders in Rom! Bramante

wollte ein griechisches Kreuz mit Einer Kuppel: das war die Einheit des Glaubens und der geistlichen Macht. Raffael wollte die Verlängerung des einen Kreuzarmes: das Langschiff ist lateinisch, es bietet im Vorhofe Platz für allerhand Volk, der päpstliche Segen hat Mühe, bis ans Ende zu gelangen. Baldassare Peruzzi kam beiläufig auf den Bramante zurück: vier kleinere Kuppeln auf den vier Ecken; er wollte zusammenhalten, was sich halten ließ. Michel Angelo idealisirte die Kuppel, die Einheit; aber er entwarf sie 140 Fuß im Durchmesser, 405 Fuß scheitelhoch; er errichtete die vier Hauptpfeiler, rundete die Zwickel zur Kreisform, baute sechszehn Doppelpilaster, durch Fenster geschieden, auf denen sich die unerhörte Wölbung erheben sollte.

Das schien nun die gigantische Einheit der Kirche, von einem gläubigen Christophorus getragen; aber es war doch im Grunde nur eine künstlerische Idee: das antike Pantheon in die Luft erhoben. Der Versuch des Brunelleschi zu Florenz erschien dem Meister als zu winzig, der Plan des Bramante als völlig ungenügend.

Auch so bleibt S. Peter nicht: Carlo Maderno kommt im Anfang des 17. Jahrhunderts auf Raffael zurück und verlängert das Langschiff bis zu 600 Fuß, in die räumliche Unendlichkeit. Bernini, noch nicht zufrieden, fügt die Vorhalle hinzu und baut dem Ganzen die schweren ägyptischen Doppelcolonnaden vor. Das Ganze wird zum architektonischen Labyrinth, zur steinernen Geschichte der Renaissance im Kirchenstyle. „Fehlt leider nur das geistige Band.“

Nicht minder genial, revolutionär verfährt Michel Angelo in der Plastik. Längst war die Bildnerei von der Architektur losgelöst, längst war das Relief malerisch geworden — den Keim dazu hatte bekanntlich schon Ghiberti gelegt. Auf dieser Gränze zweier Künste hielt sich noch am besten der ältere Sansovino, Andrea, der „Raffael der Plastik“, der Urheber der beiden schönsten Marmorgräber, in S. Maria del Popolo zu Rom. Michel Angelo, der schärfste Kenner der Antike, so weit sie vorlag, der den Torso des Herkules im Belvedere mit sehender Hand streichelte, als das fühlende Auge erloschen war, Michel Angelo machte im sprödesten

Stoffe hochlyrische Gedichte; er meißelte elegische Verse — was Wunder, daß Berniui's Gestalten später Opernarien wurden und in der „Daphne“ Kostümwechsel trieben! Der Knabe „David“ vor dem Palazzo Vecchio wächst unter der Hand Buonarotti's zum psalmirenden Goliath heran; „Morgen und Abend“, „Tag und Nacht“ in der Medizäerkapelle zu Florenz sind vier marmorne Oden; der „Moses“ gleicht einem tragischen Helden im dritten Akt. Es wollte nicht heraus, was in diesem Erzengel Michael gährte, und unwillig ließ er zuletzt den Meißel im carrarischen Blocke stecken.

Man meint, Michel Angelo hätte malen müssen, Palette und Pinsel seien die nothwendigen Organe für seine wogende Seele gewesen. Er hat auch gemalt, groß und erhaben, Großes und Erhabenes; aber wie seine Plastik lyrisch, so wird seine Malerei plastisch. Das Nackte, die volle freie Menschennatur, ergreift bei ihm alle, auch die diskretesten Stoffe. Da ist nichts Heiliges, nichts Verschämtes; nackt hat er ursprünglich das ganze „Weltgericht“ gemalt, wie die Skizze zu Neapel beweist. Erst ein zur jesuitischen Einsicht gekommener Papst ließ in der Sistina die Schamlappen vormalen. Wie ein zorniger Heidengott steht Christus oben, nackt tummeln sich und verkürzen sich die zahllosen Gestalten der Auferstandenen: und damit nichts fehle, um jede christliche Illusion zu zerstören, steht unten der Höllenrichter Minos, vom Schweife umwunden, sitzt Charon in seinem Todtenkahne da. Die ganze katholische Weltanschauung ist gesprengt — Dante hatte das erste Pulver gelegt — und das „Jüngste Gericht“ Michel Angelo's ist das Gericht über die Kirche selbst.

Wie ein großer Unerkannter ging Michel Angelo durch seine Welt. Die widrigsten Privatverhältnisse nagten an seiner Leber; seine Familie, ja sein Vater selbst, quälten ihn bis aufs Blut. Er war und blieb bis an sein Ende Republikaner, während doch seine Kunst der Fürsten und Päpste bedurfte. 1530 hat er die Artillerie der Republik Florenz gegen den Angriff Karl's V. gerichtet; bekam er Muße auf den Mauern, so meißelte er an den Denkmälern Lorenzo's und Giuliano's von Medici.

Sein durchaus unabhängiger Charakter spiegelt sich in den metallnen Versen:

„Ich aber, Haß und Ehre gleich verachtend,
Geh' still und einsam weiter meine Wege."

Majestätisch wie Dante's Worte:

Segui il corso tuo,
E lascia dir le genti.

Im tiefsten Gemüth des großen verschlossenen Mannes aber lebte eine philosophische Religion, ein mit Plato versetztes Christenthum, ein Nachklang der Akademie des Ficino und ein Anklang an das Jenseits der Berge, ein sympathetisches Erzittern, von der Luft der Zeit bewirkt; ein tiefes Erinnern an Dante's Sichselbstaufsuchen, die Mahnung des Bewußtseins, daß im innersten Menschen der Maßstab für alle Dinge ruhe. So zeigt sich uns Michel Angelo, der Dichter, in seinen Sonetten; aus dem Kelche dieses Geisterreiches schlürfte er gemeinsam mit seiner edeln Freundin Vittoria Colonna.

Italien steht an der Pforte, die Angeln knarren, man denkt jeden Augenblick, es wird, es muß eintreten. Alle menschlichen Kräfte sind entfesselt: die Philosophie, die Geschichte, die klassische Literatur, die Architektur, die Plastik, die Malerei sind am Werke; Scharfsinn, Fleiß, Geist, Phantasie, Gefühl, Fertigkeit: Alles wird aufgewendet. Aber das Thor bleibt geschlossen, die Renaissance wirkt für den Papst. Wir wissen's geschichtlich und können aller Konstruktion entrathen. Jede große Bewegung, die ein Volk über die Schwelle einer neuen Aera führt, hat ihre Volksliteratur, durchaus nicht mit der „schönen Literatur" zu verwechseln. Im anmuthigen, verständlichen Bilde müssen sich neue Ideen ankündigen, Herz und Willen der Massen müssen sie erleuchten. Die Volksliteratur ist die Bibliothek der Ungelehrten. Wie weit brachte es Italien in der Volksliteratur zur Zeit der Renaissance?

Bis zum Schimmer, bis zur Form ohne nationalen und ethischen Gehalt; nur bis zur schönen Literatur. Die volle gothische Kunst hätte Italien entbehren mögen, hätte es nur die mittelalterlichen Sagenstoffe in Fleisch und Blut aufgenommen, ja wären ihm nur Traditionen gegenwärtig gewesen, wie sie Spanien

am Kampfe wider die Mauren besaß. Leider tappten seine Dichter phantastisch im Leeren umher. Bojardo, der die ganze Blüthezeit der ersten Medizäer bis zur Revolution durchlebte, machte noch Ernst mit dem „Orlando inamorato“; das Gedicht sollte ein wirklicher Ritterspiegel sein; aber es wurde mit Nichten populär, erst der spätgeborne Berni (1490), der den Stoff travestirte, ward der Liebling des Volkes. Pulci, der Freund des prächtigen Lorenzo, traf im „Riesen Morgante“ den Ton um so besser, als er die Kirche bitter ironisirte und nur die Heiden ernstlich behandelte. Ariost, der Zeitgenosse Michel Angelo's! — eroberte schon 1516 ganz Italien mit seinem „Orlando furioso“ — einem Fragment des karolingischen Sagenkreises. Das war das ganze Erbgut Italiens aus dem Mittelalter — 80mal wurde das Epos in einem Jahrhundert aufgelegt! Man frug nicht danach, welche eleganten Diebstähle der große Ludovico bei den alten Lateinern, bei Spaniern und Provençalen verübt hatte, noch weniger kümmerte man sich um Inhalt und Tendenz. Man flog einfach mit der leichtgeschürzten Muse des Dichters von Wunder zu Wunder, von Verwicklung zu Verwicklung; man ruhte auf dem Blüthenstaub seiner Detailmalerei aus, und schöpfte Kraft zu neuen flüchtigen Begegnungen in den Zaubergärten einer spielenden Phantasie. Ein wenig Bojardo, viel Pulci, so beherrschte Ariost die italienische Literatur. Er brachte nichts aus der Zeit, nichts für die Zeit, oder vielmehr er brachte die ganze leichfertig-sinnliche Zeit und das genußsüchtige Volk der Zeit zur Anschauung. Dort fanden sich Alle, dort verstanden sie sich.

Ariost machte einen Ansatz zum Lustspiel; Macchiavelli, zur politischen Komödie wie geschaffen, desgleichen. Nichts schlug durch, nichts wurde fortgesetzt. Der bombastische sogenannte Seneca war das einzige Dekorationsstück vom Tempel des antiken Dramas, das man kannte; Ruccellai verbesserte den Seneca nicht. Aus diesem deklamatorischen Schwulst und aus dem syrupsüßen Schäferspiel erwuchs das Recitativ mit Chören, „Oper“ genannt. Nur die Musik hatte den Vortheil davon.

Nach Berni's Blumaueriade konnte nur noch Einer kommen, nämlich Pietro Aretino, der Schmutzfink von Arezzo, den

jemals mit Voltaire in Verbindung gebracht zu haben, das Verbrechen lasterhafter Unwissenheit ist. Voltaire wußte sehr genau, was er selbst mit der Pucelle d'Orléans wollte, und er wollte etwas. Was aber sollte die Puttana errante des Pietro? Und was brauchen wir weiter Zeugniß als das selbsteigne des Fauns, der sich niemals einer Nymphe genähert hatte: „Die Völker zahlen den Fürsten Tribut, und diese zahlen mir, ihrem Sklaven und ihrer Geißel, schuldige Abgaben."

B. Deutschland.

Auch in Deutschland erwachten die Geister zu neuem Leben, theils selbstständig, theils von und in Italien mächtig angeregt. Die höhere Mathematik und die Astronomie hatten ihre klassischen Vertreter an Peuerbach zu Wien und dem berühmten Regiomontan (Müller aus Königsberg in Franken), der 1470 seinen Sitz zu Nürnberg aufschlug. Regiomontan erfand die astronomischen Instrumente, die später sein Schüler Walter verbesserte. Diese beiden Franken berichtigten die Ephemeriden, und führten dieselben vom Jahre 1475 bis 1506 durch, wo dann dem Kopernikus das Licht aufging. Papst Sixtus IV. berief den Regiomontan nach Rom, wo er sich mit der Korrektur des Kalenders beschäftigte und als Bischof von Regensburg 1476 starb.

Einen besonders mächtigen Einfluß auf die allgemeine Bildung übte der Stuttgarter Mathematiker und Philolog Stöffler aus, der für das erste Drittel des 16. Jahrhunderts die Ephemeriden als Kalender herausgab. Er bildete den gelehrten Sebastian Münster und indirekt den großen Kepler am Ende des Jahrhunderts. Philipp Melanchthon, der große deutsche Schulmann, der Praeceptor Germaniae, war sein Schüler. Melanchthon lernte zugleich bei dem geistreichen Bebel zu Tübingen, dem Verfasser der Facetiae oder geistlichen Narrenspossen, Latein, und bei Oekolampadius (Hausschein) Griechisch. Bereits mit 21 Jahren war er reif zu der Professur in Wittenberg, die er im Jahre 1518 antrat. Dem Melanchthon muß vieles Schwanken und sein ganzer

religiöser Moderantismus verziehen werden, in Anbetracht seiner ächt humanistischen Natur und lehrhaften Wirksamkeit.

Holen wir ein wenig weiter aus, um dem Wesen des deutschen Humanismus und seinem Unterschiede von den italienischen Leistungen näher zu treten. Das erste Erwachen der deutschen Geister fand in den Niederlanden, bei den „Brüdern des gemeinsamen Lebens" statt. Der fromme Thomas von Kempen trieb und lehrte eifrig die Humaniora. Seine zahlreichen Schüler: Rudolf Lange, Graf Moriz Spiegelberg, Rudolf Agricola, Hegius, Dringenberg, wurden zu Aposteln der Kultur in ganz Deutschland. Zum Theil sandte er sie direkt nach Italien, so den geistreichsten unter ihnen, den Friesen Rudolf Agricola. Zu Erfurt dozirte sogar ein Italiener an der Universität. In Italien lernte Johann von Dalberg den Agricola kennen, den er später nach Heidelberg zog und zum Curator der Universität machte. Man sieht, auch in Deutschland waren es nicht blos Laien, die sich den klassischen Studien hingaben: Dalberg war Bischof von Worms, Bessarion, der zu Wien wirkte, Cardinal, selbst Aeneas Sylvius (später Pius II.) hatte wohlthätig auf Deutschland eingewirkt. Dringenberg gründete 1450 die berühmte Schule zu Schlettstadt im Elsaß, die er bis auf 900 Schüler brachte. Rudolf Lange wirkte zu Münster, sein Schüler war der wackere Hermann vom Busche. Hegius leitete die Schule zu Deventer, am Ursitze der ganzen Bewegung.

Das, was man die deutsche Renaissance der schönen Wissenschaften nennen kann, konzentrirt sich in drei großen Namen: Reuchlin, Celtes, Erasmus. Johann Reuchlin, der Sohn eines Pforzheimer Boten, geb. 1455, studirte zu Paris, promovirte zu Basel, verstand Griechisch, und gab mit zwanzig Jahren ein lateinisches Wörterbuch heraus. Die Faustische Zeit war gekommen, der Wander- und Studiertrieb in die Menschen gefahren; gleich dem wildern Cornelius Agrippa von Nettesheim wanderte auch Reuchlin durch die Welt, studirte das Recht zu Orleans, lehrte und lernte zugleich. 1482 kam er als Geheimschreiber Eberhard's im Bart nach Rom: Italien bewunderte ihn wegen seines klassischen Lateins. 1492 lernte er von dem jüdischen Leibarzte des Kaisers Max Hebräisch; er gab eine Grammatik und

ein Wörterbuch dieser Sprache heraus und hieß davon der „Dreisprachige“. Seine großen philologischen Kenntnisse wandte er kritisch auf das kritischste Buch, auf die Bibel, an, und wurde so der Begründer der Hermeneutik und Exegese.

Reuchlin, der Philolog, Theolog, Philosoph und Jurist, ist der Humanismus als solcher und in Person. Er war weit entfernt, irgendwie feindselig gegen das Christenthum oder den Katholizismus aufzutreten; selbst die Reform hielt er sich vom Leibe und erklärte sich gegen die Klosterflucht der Mönche. Den astrologischen Wahnglauben, die Schwäche seiner Zeit, theilte er nicht, obwohl er der Mystik in seinem „Wunderthätigen Worte“, welches ihm die jüdische Kabbalah einflößte, große Zugeständnisse machte.

Ein jüdischer Convertit — sie sind in der Regel die schlimmsten — Pfefferkorn mit Namen, beantragte die Verbrennung aller hebräischen Bücher, mit Ausnahme des Alten Testaments, nach dem angeblichen Motto des Khalifen Omar zu Alexandrien. Auf Antrieb des Kaisers gab Reuchlin sein Urtheil über, d. i. gegen diese Kapuzinade ab. Jakob Hoogstraten, der Ketzermeister von Köln, der einen Arzt verbrennen ließ, tobte gegen Reuchlin. Dieser schien anfangs eingeschüchtert zu sein, schrieb aber 1513 sehr heftig gegen die Kölner. Hoogstraten lud ihn nach Mainz vor das Ketzergericht, mußte jedoch selbst vor der Stimmung des dortigen Volkes Reißaus nehmen. Das Speyerer Gericht sprach den Reuchlin frei. Als die Kölner so ihren Prozeß verloren, übernahm Franz von Sickingen, dessen Raubgelüst auch zu edleren Zwecken fähig war, die exekutorische Beitreibung der Gerichtskosten. Der Papst selbst, an welchen die unterliegende Partei appellirte, schlug die Sache nieder, ohne ein Urtheil zu verkünden.

Jetzt verallgemeinerte sich der Streit; Pirckheimer, der Graf von Nüenar, Wimpfeling, ja etliche Domherren von Bamberg und Würzburg, ergriffen Partei; Ulrich von Hutten begann zu donnern. Von ihm rühren die schneidigsten jener Briefe her, die 1516/17 unter dem Titel der Epistolae obscurorum virorum ein so berechtigtes Aufsehn machten. Dieser gelungene Pfaffenspott, die „Briefe der Dunkelmänner“, entstand wahrscheinlich in den Kreisen

des Crotus (Jäger) zu Erfurt und des Mutianus Rufus zu Gotha. Ulrich Hutten mischte sich erst in der zweiten Abtheilung ein, war aber zu bitter ernst für die Komödie. Im ärgsten Mönchslatein wurde die süperbe Dummheit jener Rotte so vorzüglich nachgeahmt, daß die Dunkelmänner selbst in lautes Entzücken ausbrachen; mit Jubel erkannten sich die Baccalaurei Thomas Langschneiderius, Petrus Hasenfussius, Henricus Schafsmulius, die illustren Genselius, Scherschleiferius, Dollenkopfius und Mistladerius wieder. Hutten ließ das Jahr darauf seinen „Triumpf Reuchlin's" folgen und stieß die Fanfare hervor: „Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es blühen die Geister. Selbst der Papst schämt sich Eurer Dummheit. Wollt Ihr's noch einmal wagen? Thut es nicht! Deutschland hat jetzt Augen." Zu den Freunden aber sagte er: „Der Kerker ist gebrochen, das Loos ist geworfen, den Dunkelmännern habe ich den Strick gereicht, wir sind Sieger!" Auch Luther sprach sich gegen die Obskuranten aus, wenngleich ihm die Episteln zu „hanswurstig" waren.

Ulrich von Hutten, dessen Namen hier schon genannt werden muß, obgleich er mehr in die Reformationsgeschichte gehört, ist weder durch den Humanismus, noch durch seine protestantische Propaganda erschöpfend bezeichnet. Er war neben Luther der bedeutendste Charakter Deutschland's, und der erste aktive volksthümliche Politiker seiner Nation, ein jugendlicher Held wie Achilles, nur daß er sich nie schmollend in sein Zelt zurückzog.

Er war 1488 auf Schloß Steckelberg in der Rhön, an der Gränze von Hessen und Franken geboren. Aus dem Kloster zu Fulda entfloh er 1505 nach Köln, und ging im folgenden Jahre nach Erfurt, wo Luther im Kloster lebte, Crotus und Eoban Hesse aber öffentlich Humaniora lehrten; in dem benachbarten Gotha wirkte der Prachtmensch Mutianus Rufus. Im folgenden Winter sehen wir Hutten in Frankfurt a/O., wo grade Kurfürst Joachim I. von Brandenburg durch seinen Lehrer Dietrich von Bülow und seinen Rath Eitelwolf vom Stein die Universität gegründet hatte. Im Winter 1507/8 ist Hutten in Leipzig. Als armer Vagabund zieht er nach Greifswald und Rostock, besteht allerhand Wider-

wärtigkeiten, die einen lateinischen Lessing aus ihm bilden, der eine unerhörte Polemik ausübt.

Das Unglück hat ihn zum Manne geschmiedet. Er geht nach Wien und 1511 nach Italien. Schon jetzt opponirt er heftig gegen den Papst (Julius II.) und den Ablaß.

1513 wird Albrecht Kurfürst von Mainz sein besungener Patron; er macht Bekanntschaft mit dem gefeierten Erasmus. 1515 gebraucht er zu Ems die Kur gegen sein schreckliches Uebel, das Malum Franciae, von dem ihn nur das Guaiakholz eine Weile befreien sollte. Zu Ems erhielt er die Nachricht von der tückischen Ermordung seines Vetters Hans durch Ulrich von Würtemberg. Ueber diese Missethat schrieb er, wie Cicero gegen Verres, vier klassische Briefe, die den Kreuzzug gegen den Tyrannen predigten. Von Rom aus schoß er, wiederum vor Luther, wahre Giftpfeile wider die päpstliche Korruption. Rom, sagte er,

„Wo mit dem Heiligen man selber den Gott auch verkauft". —
„Bringet ihr Geld nach Rom, so seid ihr die rechtlichsten Leute,
Ja, auch künftig Verruchtes zu thun erkauft man in Rom sich."

Ueberall leuchtet seine politisch-patriotische Ader durch:

„Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen?" —

So war der große Patriot beschaffen, der sich mit der gewaltigen Lebendigkeit seines Geistes in den humanistischen Streit wider die Dunkelmänner mischte, der Feder, Leyer, Schwert und ein Leben voller Entbehrung und Opfer für den Kampf des Jahrhunderts in Bereitschaft hielt.

Der zweite reine Humanist war Konrad Celtes, 1459 in der Nähe von Schweinfurt geboren. Mit 18 Jahren entfloh er nach Köln, um zu studiren. 1484 lehrte er in Heidelberg Geschichte und Poetik. Ein besonderes Verdienst hat Celtes um die Belebung der Quellenforschung für deutsche Geschichte. Er faßte den Plan zu einer großen literarischen Gesellschaft, in welcher er die neue Wissenschaft zu organisiren gedachte. So gründete er zuerst die „Rheinische Gesellschaft", dann die „Donaugesellschaft". Die „Rheinische Gesellschaft" zu Heidelberg wurde zum Mittelpunkte des geistigen Lebens in Oberdeutschland und am Rhein. Dalberg betheiligte sich natürlich. Agricola lehrte hier, Reuchlin

blieb treuer Genosse, Melanchthon studirte eine Zeit lang in Heidelberg.

Jakob Wimpfeling, der Gründer der Straßburger Gesellschaft und Verfasser einer kleinen „deutschen Geschichte“, stand mit Heidelberg in Verbindung; desgleichen Johann Tritheim, der berühmte Abt von Sponheim, ein Schüler Agricola's, der 2000 kostbare Manuskripte und Drucke, griechisch, lateinisch, hebräisch, sammelte. Zu Basel lehrte Sebastian Brandt, der Verfasser des „Narrenschiffes“, Literatur und Recht. — Konrad Celtes wurde 1497 nach Wien berufen, wo er 1508 als Professor an der Universität und Bibliothekar starb.

Der feinste Kopf, der spirituellste Latinist, der eleganteste Gelehrte war Erasmus von Rotterdam, ein Kind ungesetzlicher Liebe, geb. 1467. Die fünf Jahre, welche er gezwungen im Kloster verbrachte, drückten ihm den Stempel der Aengstlichkeit und Vorsicht auf. Er studirte in Paris Theologie und schwur der Scholastik wie der Möncherei ewigen Haß. Zu Basel, wo er am längsten lebte, und wo die Buchdrucker Froben und Ammorbach das schwere Geschütz der Renaissance bedienten, gab er eine korrekte Ausgabe des Neuen Testaments mit lateinischer Uebersetzung und Umschreibung heraus. Weltberühmt wurde er durch sein lateinisches „Lob der Narrheit“, von welchem 27 Auflagen ohne die Uebersetzungen erschienen; Niemand anders als Hans Holbein zeichnete die Illustrationen dazu. Eine lange Weile hießen Reuchlin und Erasmus „die beiden Augen Deutschlands“.

Ein ächter Ausdruck deutscher Renaissance war die Stadt Nürnberg, seit 1313 freie Reichsstadt. Sie zeitigte die ersten deutschen Dramatiker, einen Rosenplüt und Folz; Huß ward hier auf seiner Reise nach Konstanz feierlich empfangen. Hier glänzte Joh. Müller aus dem benachbarten Königsberg (Regiomontan), der erste Astronom Europa's, hier dessen Schüler Bernhard Walther. Träger des wissenschaftlichen Geistes wurde Wilibald Pirkheimer, geb. 1470, ein Jahr vor Albrecht Dürer, aus patrizischem Geschlecht. Sein Vater war befreundet mit Celtes und andern Humanisten. Wilibald studirte drei Jahre zu Padua, lernte Griechisch von Markus Musurus aus Kreta, ergab sich vier Jahre

lang dem Rechte zu Pavia, sprach vortrefflich Italienisch und spielte die Laute. 1497 verheirathete er sich zu Nürnberg, führte dem Kaiser Max die Fähnlein zum Feldzuge wider die Schweizer zu, ward kaiserlicher Rath, und schlug sich noch weit besser gegen die Dunkelmänner und den Ingolstädter Eck. Er übersetzte die Griechen ins Lateinische und Deutsche, und beschäftigte sich mit der Geographie der alten Germanen.

Augsburg, mehr italienische Renaissance, brachte den Konrad Peutinger und die Familie Holbein hervor. Konrad Peutinger studirte in Italien, wie Hans Holbein, wurde 1493 Stadtschreiber in Augsburg; Kaiser Max erhob ihn zu seinem Rath. Er lebte in Antiquitäten und entwarf die nach ihm benannte berühmte historische Tafel.

In Brandenburg kam 1499 der zwanzigjährige Joachim, Bruder des Mainzer Albrecht, zur Churwürde. Die Humanisten hatten gute Tage bei Hofe, wie später die französischen Aufklärer.

Maximilian, der Kaiser, immer guten Willens voll, immer freigebig mit dem, was er hatte, adelte den Reuchlin, machte ihn zum kaiserlichen Pfalzgrafen, und berief 1497 Konrad Celtes an die Wiener Universität. Der österreichische Hof war aus klassisch gebildeten Männern zusammengesetzt!

Die Universitäten thaten in jener Zeit ihre Pflicht; auf den ältern regte sich's neu, andere erstanden als ächte Kinder der Bewegung und als Pflegstätten des neuen Geistes. Die erste deutsche Hochschule war bekanntlich die Prager, von Karl IV. 1348 gegründet; Wien folgte 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392. So existirten zu Anfang des 15. Jahrhunderts fünf Universitäten in Deutschland. Im 15. wuchs die Zahl bedeutend, und bald redete der Humanismus mit, wo er nicht gar das große Wort führte. 1403 entstand Würzburg, 1409 Leipzig, 1419 Rostock, 1426 Löwen, 1454 Trier, 1456 Greifswald und Freiburg, 1460 Basel, 1472 Ingolstadt, 1477 Tübingen und Mainz. Eberhard im Bart gründete Tübingen für die neue Wissenschaft, und Heinrich Bebel war fast so geistreich wie Erasmus, dabei aber muthiger. Zu Mainz förderte der Brandenburger Albrecht die humanistischen Studien.

1502 entstand Wittenberg, 1506 Frankfurt a. O., 1537 Marburg, 1538 Straßburg. Alle Ehre diesen Hochschulen, welche die Offiziere der neuen Freiheitsarmee heranbildeten; aber die in den Niederlanden angeregten gelehrten Mittelschulen waren von noch größerer Bedeutung, da sich ihre Wirkung bis ins Herz des Bürgerstandes erstreckte. Welcher Segen für das deutsche Land waren außer den bereits erwähnten die Schulen von Herford, Minden, Düsseldorf, Goslar, Lüneburg, Osnabrück, Dortmund, Harlem, Lübeck, Emmerich, wo die Schüler des Hegius und Rudolf Lange's lehrten! Kein Zweifel, in Deutschland wurde das Wissen bürgerlicher, während in Italien die Auserwählten sich akademisch absonderten. In Italien gestaltete sich die Renaissance aristokratisch, und deshalb unfruchtbar; in Deutschland verstreuten sich die Keime demokratisch zur gewaltigsten aller Bewegungen. In Italien streifte man vornehm eine alte Ueberzeugung ab, in Deutschland sammelte man Kraft zu einer neuen.

Und noch Eines hatte die deutsche Renaissance vor der italienischen voraus. Die vornehmen Akademiker Italiens und ihre noch vornehmeren Gönner lasen sich freilich aus den alten Klassikern das Gegentheil der christlichen Moral heraus, und befreiten sich auch theoretisch von einer oktroyirten Sittenlehre, die mit dem dogmatischen Glauben stehen und fallen mußte. Aber das positive Element der neuen Ethik blieb ihnen doch wesentlich ein ästhetisches, mit der Sinnlichkeit zusammenhängendes, auf Genuß und Willkür hinzielendes. Der Platonismus wurde nur in vereinzelten starken Seelen zum Lebensernste. Die Hauptsache für die Meisten hieß: „Sich ein hübsch Leben zimmern". Anders stand die Sache bei den Deutschen.

Der Drang nach einer natürlichen Moral, nach einer Auffassung der Pflichten, wie sie sich dem einfachen Menschenverstande von selbst ergibt, war alt in der Nation. Diese natürliche Moral webt schon in Walter von der Vogelweide und besonders im „Brydank", der ja auch dem Würzburger Sänger zugeschrieben wird. Der populäre Humanismus des 15. Jahrhunderts hat es ganz

besonders auf diese natürliche Moral abgesehen, und die fremden wie die einheimischen Erzählungen aus jener Zeit tragen vornehmlich eine moralische Tendenz an sich. Während der eigentlichen Renaissance drückte sich dieser Zug noch stärker aus, man vergleiche nur Brandt's „Narrenschiff“. Wie kam nun dieser Richtung die nähere Bekanntschaft mit den Alten zu Statten, die ja von einer religiösen Moral niemals etwas gewußt hatten! „Der Natur gemäß leben“, „die Gesetze der Natur beobachten“, lautete es da von allen Seiten. „Bringe Dein Empfinden mit Deinem Wollen in Einklang!“ Wie rein und verständig klang das, im Gegensatz zu dem: „Thue den Willen Gottes, hüte Dich vor Gottes Zorn, Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen!“ Denn sehr schwerlich hat irgend etwas größeres Unheil in der Menschheit angerichtet, als eine *befohlene* Pflicht, ein grundloses Gebot, als mit Einem Wort die *religiöse* Moral.

Es wird Niemanden einfallen, die ersten deutschen historischen Versuche aus jener Zeit mit den Geschichtschreibern der italienischen Renaissance zu vergleichen. In Deutschland stammelte man noch, während man in Italien vollendet sprach. Macchiavelli's pointirte Kürze, seine scharfe Pragmatik, sind kaum je erreicht worden, und sein Nachfolger, der breite, behagliche *Guicciardini*, führt den Leser wie auf bequemem Schiffe den Strom des Geschehens hinab. Beide bedienten sich eines fertigen Instrumentes, der musikalischen Sprache Italiens.

Dagegen mußten die *Aventinus* und Seb. *Franck* erst völlig neue Bahn brechen. Es war eine That, daß *Joh. Aventinus* seine „Bayrische Chronik“ und die „Chronika vom Ursprung der alten Deutschen“ in seiner Muttersprache abfaßte. Aber der Verfasser stand doch schon über seiner Zeit, war durchaus Pantheist, und traf so mit Giordano Bruno zusammen, der 66 Jahre nach ihm, am Ende des Jahrhunderts, der Märtyrer derselben Weltanschauung wurde.

Noch höher begabt, wenngleich eben so unbeholfen in der Form, war *Sebastian Franck*, Verfasser des „Zeitbuch oder Geschichts-

bibel von Anbeginn bis auf das Jahr 1531", desgleichen der „Germania oder deutschen Chronik". Der radikale Franck, durchaus reformatorisch gesinnt, gab seit 1525 die Reformation auf und polemisirte scharf gegen das neue Papstthum. Auch er war Pantheist und sah in dem ganzen Gange der Geschichte eigentlich nur Effulgurationen oder Ausblitzungen des Weltgeistes.

Die Deutschen hatten sich überhaupt formell erst aus dem Rohen herauszuarbeiten. Man sieht das auch an dem genialen Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, dem Arzt und Naturphilosophen. War es doch eine Heldenthat von ihm, vom Katheder herab Deutsch zu reden, eine Heldenthat, die 200 Jahre nach ihm abermals nothwendig wurde, und die Thomasius in Leipzig leistete. Aber wie richtig und scharf verkündete Paracelsus das Lionardo'sche Prinzip der Naturforschung: „Die Augen, die an der Erfahrenheit Lust haben, sind die rechten Propheten." Und der das sagte war ein Jahr nach der Entdeckung Amerika's geboren, erlebte die Umschiffung des Cap's der guten Hoffnung, die Magelhaens'sche Reise um die Erde, und war ein Zeitgenosse des Kopernikus. Tantae molis erat . . .

Wäre etwa all' dieses Ringen und Schaffen, dieses Lernen und Lehren, dieses Sichbesinnen und Selbstdenken auf deutschem Boden ohne Einfluß auf die schöne Kunst geblieben? Hätten die Deutschen dem Triumphzuge hesperischer Menschen von Masaccio bis Raffael, von Ghiberti bis Sansovino, von Brunelleschi bis Michel Angelo nichts an die Seite zu setzen?

Freilich ein „Augustisch Alter blühte" bei ihnen nicht; „keines Medizäers Güte" gewährte der deutschen Kunst eine Freistatt; kein Papst ließ bauen und malen; keine Consulta und keine Aristokratie entfesselte die Schwingen des Genius. Auch in der Kunst war der Deutsche auf sich selbst angewiesen, und was der Meister erschuf, das konnte er im eminentesten Sinne sein nennen. Zum Ueberfluß zerstörte die Reformation als „Disputa" der Theologen den Kultus des Schönen, wie umgekehrt in Italien die Aesthetik die Reform nicht aufkommen ließ.

Die deutsche Vor-Renaissance ging von den westlichen Theilen des Reiches aus; vom Ufer der untern Maas, aus Maaseyck, stammten die nördlichen Masaccio's, die Gebrüder van Eyck; im burgundischen Kreise, zu Brügge und Gent in Flandern, schufen sie ihre Werke, bildeten sie ihre großen Schüler. Hubert van Eyck starb 1426, sein jüngerer Bruder Johann 1440. Das fröhlich-freie Kommunalleben der Niederlande, der glänzende Reichthum auf dem Stapel von Brügge, die Pracht des burgundischen Hofes zu Brüssel, erglänzten zugleich auf den satten Farbenpasten, die zum ersten Male wieder das Oel verband. Nicht die Heiligkeit des traditionellen Stoffes, nicht die mangelnde anatomische Kenntniß, hemmten den kerngesunden Realismus dieser Altniederländer, welcher schon in dieser frühen Zeit der Landschaft nicht entbehren mochte.

Die großen Schüler der van Eyck's waren Rogier van der Weyde oder van Brügge (1400—64), so scharf naturgetreu wie blühend im Kolorit, und Hans Memlinghe, der Poet der anmuthigen Innigkeit, groß in der Menschen- wie in der Pflanzenwelt. Die Spuren dieses Künstlers werden bis zum Jahre 1495, bis zu Holbein's Geburt, verfolgt.

Das Jahr vorher wurde Lucas van Leyden in Holland geboren; er war nicht nur Maler, sondern auch Kupferstecher, Holzschneider — ein besonders charakteristischer Zug deutscher Renaissance.

Gleichzeitig mit den Brüdern van Eyck, mannigfach mit der niederländischen Richtung verwandt, nur viel inniger, weicher, holdseliger, die vollendete Gothik der Malerei, trat die Kölner Schule mit ihren beiden Meistern Wilhelm und Stephan auf. Die Kölner wirkten wesentlich auf den Norden Deutschlands, bis auf die Tiefebene ein; man könnte sie mit Fra Angelico zusammenstellen, wären sie nicht der natürliche Ausfluß mittelalterlichen Gemüthslebens, wogegen der Mönch von Fiesole als Reaktion wider den aufstrebenden Italianismus zu betrachten ist.

Der Süden Deutschlands entwickelte eine eigenartige Kunst, welche die wahre Trägerin der deutschen Renaissance werden sollte. Hier verbanden sich drei Elemente: der Idealismus des Gemüths, in welchem die Kölner aufgingen; der markige Realismus der

niederländischen Darstellung, und der neue Kultus der schönen Form von jenseits der Alpen. Bartholomäus Zeitblom von Ulm (1450—1516) war ein Virtuose des christlichen Ideals; Martin Schöngauer von Kolmar (1420—88) ein niederländernder Realist; Hans Burgkmaier von Augsburg brachte 1508 die neue Kunst mit aus Italien, und in den Bildern des Martin Schaffner aus Ulm tagt bereits der wiedergeborne Schönheitssinn einer untergegangnen Welt.

Gleich hier an der Schwelle der neuern deutschen Kunst thut sich eine unterscheidende Eigenthümlichkeit hervor, welche Deutschland eben so scharf von Italien trennt, wie die Methode der literarisch-humanistischen Propaganda. Die gelehrten Italiener lebten in Akademieen und selbstgenügsamen Genossenschaften; die deutschen Humanisten lehrten zumeist in mittleren Schulen, das neue Wissen kam dem Bürgerthum zu gute. So arbeiteten die italienischen Künstler durchweg monumental, die deutschen meist zu privaten Zwecken; die Italiener verewigten sich auf der Leinwand wie auf der frisch gekalkten Mauer; ihre Unsterblichkeit bedurfte des Marmorblockes, des Pinsels und der Palette: die Deutschen arbeiteten eben so fleißig für den Holzstock und mit dem Grabstichel. Holzschnitt und Kupferstich sind die Werkzeuge deutscher Propaganda geworden; ohne Holzschnitt und Kupferstich keine Reformation!

Wir sahen diese Wendung schon bei Lucas van Leyden; sie wird typisch bei Martin Schöngauer, sie pflanzt sich fort auf Hans Burgkmaier, sie macht Albrecht Dürer und Hans Holbein d. J. zu mächtigen Kulturfaktoren. Holzschnitt und Kupferstich sind der technische Ausdruck für das Charakteristische, das maßgebende Merkmal deutscher Kunst, von Albrecht Dürer bis auf Paul Rembrandt.

Auf der Höhe deutscher Renaissance, ebenbürtig an innerm Werthe den Koryphäen Italiens, stehen Albrecht Dürer von Nürnberg und Hans Holbein d. J. von Augsburg, zugleich die würdigen Repräsentanten ihrer Geburtsstädte: Nürnberg, durchaus selbständig, aus gothischer Tradition herauswachsend, das Heimische mit italienischen Formen krönend; Augsburg mit vollen Segeln und offenen Armen dem italienischen Ideal zusteuernd — die

deutscheste Stadt, und die handeltreibende Weltstadt auf deutschem Boden.

In Nürnberg sammelten sich im 15. Jahrhundert alle Elemente deutscher Renaissance. Hier arbeitete der große deutsche Holzschnitzer Veit Stoß aus Krakau (1438—1513), der Kunstgenosse Jörg Syrlin's von Ulm (1469—1514); in diesen beiden vollendet sich der malerische Zug der deutschen Holzbildnerei, der seit Anfang des 15. Jahrhunderts deutlich hervorgetreten war. Auch Michael Wohlgemuth (1434—1519), der Lehrer Dürer's, war Holzschnitzer. In Nürnberg lebte der mächtige Steinbildner Adam Kraft († 1507), der Urheber der „Stationen" zum Johanneskirchhofe und des „Sakramentshäuschens" in der Lorenzkirche, der dem harten Stein die empfindende Seele einzuhauchen verstand. Nürnberg brachte den Rothgießer Peter Vischer hervor, der 1529 starb, und in seinem „Sebaldusgrabe" in der Kirche gleichen Namens Gothik und Antike zu ungestörter Einheit verband. Dieses Wunderkind haben Nürnberg und Italien zusammen erzeugt.

Aus Nürnberg stammt der Hochmeister deutscher Kunst, Albrecht Dürer; in Nürnberg auf dem Johanneskirchhofe liegt er begraben, der treueste, uneigennützigste Sohn der Stadt (1471—1528). In der Korrektheit ein Mantegna; in der genialen Konzeption und der plastischen Durchmodellirung ein Lionardo; an innerer Gediegenheit des abgeschlossenen Wesens ein Michel Angelo; in der Farbe ein Van Eyck; nur ein Deutscher, ein Charakterisirer, vom Lokalgeiste und der lokalen Umgebung beständig gefesselt, nicht immer harmonisch, oft eckig — kein Raffael. Dafür aber ein Mann der Bewegung, aus vollem Herzen-Protestant, die höchsten Kulturzwecke mit dem schönen Können verbindend; ein ganzer, großer, schöner Mann, äußerlich wie innerlich; von gleicher Leidenschaft für das Wahre wie für das Schöne, ein Priester des Guten.

Dürer war Protestant vor dem Protestantismus: das erste Blatt der „Apokalypse" trägt die Jahreszahl 1495. Die „vier Engel vom Euphrat", die den dritten Theil der Menschheit erwürgen, schonen nicht das Haupt mit der Tiara. Die große Babel, auf dem Thiere mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern, wird auch von einem Pfäfflein demüthig gesenkten Hauptes angebetet.

Eine andere Reihe von Blättern heißt: „Marienleben"; sie stammt von 1504—10. Maria ist aber nicht mehr die mystische Jungfrau des cölibatären Mittelalters, sondern die Frau, das getraute Weib, der Mittelpunkt der Familie. Die bürgerliche Innigkeit und Sinnigkeit, die Verherrlichung deutsch-weiblichen Wesens, treten hier schon so bezaubernd hervor wie bei den viel spätern niederländischen Genremalern.

1521 war Dürer in den Niederlanden; Luther wurde bekanntlich auf der Rückreise von Worms im Thüringer Walde aufgehoben und auf die Wartburg gebracht. Nach Außen hin sagte man ihn todt; bei dieser Nachricht fuhr Dürer auf, machte seiner Begeisterung wie seinem Schmerze Luft und durchbrach die kochartige Trockenheit seines Tagebuchs mit einem erhabenen Lyrismus.

Für sein bestes Gemälde hielt Dürer die sogenannten „vier Temperamente", d. h. die vier großen Träger der christlichen Lehre: Johannes und Petrus, Markus und Paulus; Sanftmuth und Kraft, die Feder und das Schwert; im Geiste Michel Angelo's entworfen und wie von Lionardo ausgemalt. Dieses Prachtwerk schenkte er seiner knauserigen Vaterstadt im Jahre 1526, mit einer vortrefflichen Erklärung der Figuren, um sie standhaft beim Banner der bereits bedrohten Reform zu erhalten. Zwei Jahre darauf starb er, emigravit, wie Wilibald Pirkheimer auf seinen Denkstein setzte, er wanderte in die Allseele zurück.

Kunstgeschichtlich steht Dürer vielleicht am höchsten in der „Dreifaltigkeit". Wie auf einer deutschen „Disputa" gliedern sich die anbetenden Patriarchen, Heiligen und Märtyrer unter der Engelglorie. Diese Farbenharmonie hat der Künstler nie wieder erreicht; diese Glut der Transfiguration hat er offenbar aus den Niederlanden, von den Eyck'schen Bildern heimgebracht. Die Landschaft am Fuße des Bildes ist entzückend schön.

Wie Dürer die Maria vermenschlichte und verbürgerlichte, so schuf er auch einen neuen Christus, der sogar idealer ist als die italienischen. „Und nach seinem Bilde schuf er ihn", nach dem Bilde Dürer's. Kein Künstler hat den „Menschensohn" so würdig schön, so männlich erhaben dargestellt.

Wie jeder große Geist hatte auch Dürer seine Periode der tiefsten Nachdenklichkeit, wenn man will, seine Hamletperiode. Sie fällt bei ihm in die Jahre 1513 und 14. Zeugen dessen die Einzelblätter: „Ritter, Tod und Teufel", „der heilige Hieronymus im Gehäus", „die Melancholie". Daß der ächte Ritter der anbrechenden Zeit ruhigen Schrittes und festen Auges durch Tod und Teufel hindurch reiten muß, das wußte Dürer, wie es Hutten bestätigte. Daß der Held der Gewissensfreiheit sich in ernster Einsamkeit zu sammeln, Kopf und Herz zu rüsten und zu ordnen hat, das ging Dürer auf, und das hatte Luther zu Erfurt so eben vollbracht. Die „Melancholie" sollte eigentlich heißen: „Der Genius und die Wissenschaft". Ein ernstes Weib sitzt zwischen sämmtlichen Materialien und Apparaten des menschlichen Wissens und scheint zu seufzen: „Habe nun ach Philosophie ꝛc." Es ist der Faust, der sich meldet. — Und so umfaßt der Geist Dürer's alle Strebungen und Probleme seiner gewaltigen Epoche. Er ist der Reformator der deutschen Kunst und der Künstler der Reformation. Er trägt und reißt uns fort mit unwiderstehlicher Gewalt, gerade wie Luther bis zum Bauernkriege. Er ist auch spezifisch protestantisch, aber „Natur" und „Vernunft" widerstreben seiner Phantasie nicht. Wenn die Reformation bald wieder die kaum eroberte Welt verhimmelte, so mußte Dürer als Künstler den Himmel verweltlichen, so lange er Crayon, Pinsel und Stichel führte.

Dürer war der italienischen Renaissance nicht freund und nicht feind, er liebte ihre reinen Formen; er war glücklich zu Venedig, von wo er schrieb: „O wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Renaissance-Motive finden sich in seinen frühesten Zeichnungen, in der „Apokalypse", im „Marienleben", ganz besonders im „Gebetbuch des Kaisers Max"; man betrachte nur das einzige Blatt der „Verkündigung"! Aber die italische Form war bei ihm doch nur Zuthat, Zierde; aus dem Heimischen ging er nie heraus.

Ganz anders ist es bei Hans Holbein d. J. (1495—1543), dem Sprößling einer Augsburger Malerfamilie, einem frühreifen Genie, dem der Zauberduft Hesperiens seit 1508 durch Hans

Burgkmaier zugetragen wurde. Auf den Bildern des 17jährigen Holbein wachsen bereits die üppigsten Ornamente hervor: Delphine, gehörnte Masken, Engel oder Liebesgötter zwischen Pflanzen und Zierrathen, oder in Blumenhörner trompetend. Große, durchaus freie historische Kompositionen sind die Passionsbilder zu Basel im Museum; die Wandgemälde im dortigen Rathhause, noch schlimmer verwüstet als Lionardo's Abendmahl, zeigen uns noch in ihren Entwürfen den größten deutschen Historienmaler aller Zeiten, auf den selbst Raffael nur congenialisch, der Gleiche auf den Gleichen, eingewirkt haben konnte. Was auch das unbekannte Resultat des Wettstreites zwischen Lionardo und Michel Angelo für die italische Kunst gewesen sein mag, über die „Begegnung Saul's und Samuel's" ist sicher Keiner hinausgegangen.

Und mit diesen Meisterwerken bricht nicht nur die deutsche Historienmalerei überhaupt plötzlich ab, sondern der Meister selbst ging dem Vaterlande und im höchsten Sinne auch der Kunst fortan verloren. Holbein kam nach England, arbeitete für den Hof Heinrich's VIII., schuf eine wahre Galerie von historischen Charakterköpfen, vollendete das Portrait bis zur plastischen Einfachheit und den wunderbar feinsten Uebergängen, dekorirte auch wohl eine Kapelle in ächt italienischem Geschmack, erwarb sich Geld, Ehre, hohen Ruhm; aber die eigentliche Schöpfung setzte er nicht fort, auf der Höhe seiner Dramatik schritt er nicht weiter. Er endete als der genialste aller Handwerker.

Trauriges Loos des deutschen Genius! Lungern und hungern mußtest du, wolltest du nicht auswandern und den Launen reicher Patrone gewärtig sein! Schon aus Venedig, im Jahre 1506, schrieb Albrecht Dürer: „Das fleißige Kleiblen (Klauben) ernähre ihn nicht; er müsse wieder seines Stechens warten." Später trug ihm die „Dreifaltigkeit" von dem Rothgießer Landauer nicht den Tagelohn ein. Der egoistische Klügling Pirkheimer, der so demüthig zu Kreuze kroch, als der päpstliche Bann über ihm zuckte, gönnte dem Künstler seine Gesellschaft, bestellte aber nie für einen Groschen bei ihm. Die hundert Dukaten kaiserlichen Gnadengehaltes, auf Nürnberg angewiesen, hatte Dürer die größte Mühe den Hochwohlweisen abzupressen. Den Kaiser Max hat er mit dem

Granatapfel gemalt, einen Degenknopf hat er Sr. Majestät gezeichnet, ein Gebetbuch illustrirt; endlich bestellte der Kaiser einen „Triumphzug" in großem Style, bei welchem sich ein ganzes Consortium von Künstlern betheiligte: — aber dieser Kaiser hatte niemals Geld! — Hans Holbein zeigte den Deutschen seine vollendete Meisterschaft, und damit diese nicht länger nach Brod gehe, wandte er ihnen den Rücken und ward Hofmaler bei König Blaubart!

Und noch haben wir die Verdienste und die Bedeutsamkeit der deutschen Renaissance nicht erschöpft; es lebt noch Ein Zug in ihr, den die Italiener nicht haben, der sich überhaupt bei den Romanen sehr selten und nur dann findet, wenn sie sich auf dem Markte der Weltliteratur und auf dem Forum des kosmopolitischen Lebens umgetrieben haben: der Humor. Der Witz, die Antithese des Verstandes, grassirt bei Italienern und Franzosen; der Humor, die Antithese zwischen Verstand und Gefühl, der „Witz des Herzens", ist germanischer Abkunft. In den Zeiten deutscher Décadence, im 18. Jahrhundert, haben ihn die Engländer insularisch monopolisirt; zur Zeit ihrer Vollkraft sprudelte er bei den Deutschen, wie das Wasser aus den Mäulern der Domthiere.

In diesen gothischen Ornamenten, in den Bestien und Teufeln der Kirchendächer, in dem Engel, welcher das Pulver auf der Pfanne Abrahams löscht, lebte schon der fröhlichste Humor. Die Eselsfeste des Mittelalters waren hochhumoristisch: dem wirklich geglaubten Glauben einen Esel bohren, den Pfaffen, der täglich Brod in Gott verwandelt, auf den Esel setzen: wie lustig und wie gutmüthig zugleich!

Das Große herabsetzen, das Kleine aufbauschen, bis, wie Jean Paul sagt, endlich „alle Berge in Einer Ebene liegen": das ist Humor. Vom höhern Standpunkte aus nivelliren, von der sichern Burg des unverwüstlichen Ich herab die Widersprüche des Lebens aufdecken, über die eignen Wunden und Schmerzen lachen; im Harnisch des Selbstbewußtseins alle Zufälligkeiten der Welt preisgeben, ja sich selbst mit Heiterkeit vergänglich finden, und aus der Allgemeinheit des sterblichen Looses Trost schöpfen; über die Eitel-

keit der Eitelkeiten eine wehmüthige Zähre weinen, in welcher Zähre sich aber der Irisbogen eines versöhnenden Lächelns reflektirt; dieses bewußte Spiel mit Kontrasten, nicht aus Leichtsinn und Oberflächlichkeit, sondern aus „Philosophie": „das ist der Humor davon." Und dieser Humor ist wesentlich der deutschen Renaissance eigen. Von den Bambocciaden des Niederländers Hieronymus Bosch, durch die heitern Einfälle Albrecht Dürer's in der „Apokalypse", im „Marienleben", im „Gebetbuch" hindurch, steigert sich dieser Humor bis zu den „Todtentänzen" des Nikolaus Manuel von Bern und des Hans Holbein. Bei Nikolaus Manuel schlägt der Humor noch vielfach in herbe Satyre und bittre Ironie um: Christus ersteht aus dem Grabe, die Wächter sind Pfaffen und Nonnen im Style des Boccaccio oder des Chaucer. Aber Holbein nivellirt Alles, der Tod holt das Kind, der Tod foppt den Blinden, dem Kaiser drückt er die Krone in den Kopf, den Papst umschleicht er, wie der Hund das Wild. Gut und böse, hoch und niedrig, verdient oder unverdient: das ist Alles Eins. Als Freudenstörer, ja als mephistophelischer Höhner erscheint die höhere Gewalt, von der das Lied sagt: „Wir werden einst alle des Sensenmanns Raub."

Das ist nicht mehr der Aufschwung zu neuen Idealen, des Künstlers Morgenlied an die Aurora der Zeit. Das baut sich schon auf aus den inneren Gegensätzen des Ideales, aus den Zerwürfnissen, aus der Tragik des Neuen. Das ist die blutige Dialektik der neuen Zeit selbst; so etwas entsteht erst auf der Schädelstätte des Bauernkrieges. — — —

Brechen wir ab, die Kunst hat uns schon weiter geführt als wir gehen wollten und sollten. Erinnern wir uns noch einmal an ihre großen, harmlosen Leistungen, an ihr glänzendes Mitstreiten auf geistigem Gebiete, an ihren Weckruf, an die Monumente, die sie mitten im Kampfe den Siegern setzte. Dürer war kulturhistorische, Holbein ästhetische Renaissance. In zwei Deutschen gingen die beiden Welten auf und auseinander. —

Angesichts all' dieser Pracht und Herrlichkeit Hesperiens und Germaniens erscholl eine Stimme aus der Tiefe der Katakomben:

„Was hülfe es mir, wenn ich die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an meiner Seele?“ Es war ein elegischer Ruf aus dem Grunde des deutschen Bewußtseins. Der Mann, welcher ihn ausstieß, glaubte den ganzen Werth des Humanismus zusammen zu fassen, wenn er äußerte: „Und lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen dies Messer des Geistes steckt, sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod trägt. Ja, wo wir's versehen, daß wir die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern auch endlich dahin gerathen, daß wir weder Lateinisch noch Deutsch reden und schreiben können.“

IV.

Martin Luther und sein Werk.

Luther's Idealismus: Augustinus, Paulus, Plato, Schiller. — Die Verweltlichung der Religion durch das Papstthum: Alexander VI., Julius II., Leo X. — Der Ablaßschwindel: Tetzel, Samson; die 95 Thesen, der Streit. Die Gefahr: Eck, die Leipziger Disputation, die Bannbulle. — Ulrich Hutten, der Bannerträger der Freiheit. — Luther, Zwingli, Calvin. —

Zustand des deutschen Reiches: Friedrich III., Maximilian I., die Korruption bei der neuen Wahl. — Karl V. in Spanien, seine Erscheinung, sein Charakter. Stellung zur Reformation, Unzulänglichkeit.

Luther zu Worms, Bruch mit Kaiser und Reich. — Erhöhung des Gewissens. — Die Wartburg und die Bibel. — Aufregung und Propaganda in Deutschland. Hans Sachs. — Karlstadt und die Zwickauer. Rückkehr Luther's, sein Muth. — Die Diversion Sickingen's; Hutten's Ende. Hutten und Erasmus. — Die theologischen Widersprüche in Luther. Seine Heirath. Schluß der Reformation. —

Häusliche Einrichtung der Lutherischen. — Italienische Händel. Leo's X. Tod; Hadrian VI., Clemens VII. — Zerfall des Kaisers mit dem Papst; Schlacht bei Pavia, Plünderung Rom's. — Nürnberger Reichstag, Ursprung der „Protestanten". — Luther und Zwingli über das Abendmahl. — Die Türken vor Wien. — Ausbreitung des Protestantismus. — Die Confessio Augustana. — Der Bund von Schmalkalden. — Luther's Tod. — Seine Prophezeiung auf „Vernunft" und „Liebe".

Am 10. November 1483 — ein Jahr vor Huldreich Zwingli, sieben Monate nach Raffael, neun Jahre nach Michel Angelo — erblickte Martin Luther zu Eisleben das Licht. Auf der Schule zu Eisenach nährte er sich als armer Student vom Chorsingen vor den Thüren reicher Leute. Er wurde, wie Friedrich Schiller, auch ein Kind des 10. November, zum Juri bestimmt, und

allerdings ist Einer wie der Andere zum Fürsprech seines Volkes, zum Richter über die Verderbniß geworden.

Luther besuchte die Universität zu Erfurt, rechtete aber zunächst mit sich selbst, und ging, als der Blitz den Freund an seiner Seite erschlagen hatte, angstvoll in sich; tief bekümmert um das Heil seiner Seele trat er ins Augustinerkloster. Hier versuchte er es mit der strengsten Werkthätigkeit des echten Mönches, betete, rutschte auf den Knieen, fastete und kasteite sich — Alles vergebens, der Frieden wollte nicht über ihn kommen. Erst die Schriften des Ordenspatrons, des heil. Augustinus, des interessantesten und tiefsinnigsten lateinischen Kirchenvaters, führten ihn auf den Weg der Beruhigung.

Es ist wohl ein glücklich überwundener Standpunkt, eine so mächtige Natur wie Martin Luther in der Wende des Mittelalters und der Neuzeit mit etlichen rationalistischen Phrasen abzuthun; zu seinem Ruhme zu sagen, er habe so und so viel vom katholischen Glauben abgemarktet, und nur zwei Sakramente von sieben stehen lassen; er sei persönlich noch in allerlei Vorurtheilen befangen gewesen, aber die Folgezeit habe auch etwas zu thun finden müssen. Mit solchem Gerede macht man diesen deutschen Riesen nicht begreiflich, erklärt mit Nichten seine wunderbar tiefe und allgemeine Wirkung, und geht der Geschichte einfach aus dem Wege. Der selbstgewisse Aufkläricht legt sich die großen Dinge der Vergangenheit in seiner Stube zurecht, während der Geschichtsfreund hinausstrebt auf das hohe Meer menschheitlicher Entwicklung.

Wohl oder übel, bei der Augustinischen Lehre von der „Rechtfertigung durch den Glauben allein“ muß sich etwas denken lassen. Die Menschheit kann irren, aber wahnsinnig ist sie nie gewesen.

Zunächst greift Augustinus vier Jahrhunderte nach Entstehung des Christenthums auf den Paulinischen Lehrbegriff zurück. Paulus, in seiner Weise gelehrt und vor allen Dingen scharfsinnig, ist der eigentliche Dogmatiker der jungen Kirche gewesen, und sein Dogma, um welches sich die christliche Anschauung wie um ihre Angel dreht, lautet: der Sohn Gottes ist für die Sünden der Menschen gestorben. „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Der seit Adam's Fall verderbte

Mensch kann sich nicht selbst helfen; er muß daher „das Verdienst Christi im Glauben ergreifen", durch den Glauben sich die „stellvertretende Gerechtigkeit" zu eigen machen. Dieser Glaube allein macht selig, die guten Werke vermögen das nicht. Es heißt zwar auch: „der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt an ihm selber"; aber diese Werke dienen doch nur zur Charakterisirung des Glaubens, der eben der rechte sein muß. Der Ton liegt einzig auf dem richtigen Glauben, dessen nothwendiger Ausfluß die Werke sind, der nicht anders kann, als sich in guten Werken äußern.

Läßt sich nun dieser mystischen Sprache, die man in ihrer ganzen Schroffheit betrachten lernen muß, keine vernünftige Seite abgewinnen? Das wird sich zeigen. Ganz unleugbar weisen die Anschauungen des Augustinus und des Paulus auf einen großen griechischen Weltweisen hin, dessen System beständig des eingehendsten Studiums werth erachtet wurde, und den noch Niemand über die Achsel anzuschauen gewagt hat, nämlich auf Plato selbst. Man pflegt Plato einen Idealisten zu nennen, im Gegensatz zu dem Realisten Aristoteles. Plato ist in der That der erste und größte aller Idealisten, denn sein ganzes System ist Ideenlehre. Die Idee, das Bildchen, die Grundform der Dinge, ist für Plato wirklich; sie allein existirt ihm wahrhaft, voll und ganz. Die Dinge dagegen sind ihm nur unvollkommene Bekundungen der Idee; sie ermangeln des Ruhmes, den sie vor der „Idee" haben sollen. Zu den Dingen der Wirklichkeit gehört natürlich die Menschenwelt, jeder einzelne Mensch. Die Menschenwelt und der Mensch sind Stückwerk: unbefriedigte und unbefriedigende Reflexe, Echo's der „Idee". Woher kann nun dem Menschen die Befriedigung einzig kommen, wie mag er „selig" werden, der Unselige, mit der „Erbsünde" des Lebens Behaftete? Einzig im Anschauen der Idee, im Sichversenken in die Idee, und in die Idee der Ideen, in Gott, durch die „Philosophie". Hier allein ist „Heil, Erlösung, Rechtfertigung" für Gott und den Menschen. Ist es nun wahr, daß Plato lediglich andere Ausdrücke gebraucht als Paulus und Augustinus, und daß die ihm untergeschobenen Ausdrücke sehr gut in seinen Gedankengang hineinpassen?

Und könnten wir nicht noch einen andern Idealisten anführen, der uns zeitlich viel näher steht als Augustinus, Paulus oder gar Plato, einen Idealisten, den die Deutschen ihren „großen Nationaldichter“ nennen, und der sich zum spezifischen Christenthum niemals besonders freundlich gestellt hat? Wir meinen Friedrich Schiller. Unter seinen vielfach nichtgelesenen stolzesten Gedichten findet sich eins, welches den Titel führt: „das Ideal und das Leben“ (früher gar „das Reich der Schatten“). Durch dieses ganze Gedicht zieht sich der Gegensatz von Idee und Wirklichkeit hindurch, und die Versöhnung erblickt der Dichter ausschließlich in der rückhaltlosen Hingebung an das ästhetische Ideal, als das einzig Positive. Alles Thun und Wirken läßt ohne Befriedigung; erst „in der Schönheit Sphäre“, wenn „das Bild vor dem entzückten Blicke steht“, „schweigen alle Kämpfe und Zweifel“. Nur „in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen, rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr“. Herkules hat sich durch zwölf Arbeiten hindurchgeplagt; aber erst, wenn er „des Irdischen entkleidet“ ist, „empfangen ihn des Olympus Harmonien“.

„Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.“

Paulus sagt: Ergreifet das Verdienst Christi im Glauben! — Luther erklärte nach Augustinus: der Glaube macht selig, nicht die Werke. Und Schiller dichtet nicht weniger apodiktisch:

„Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.“

Treten wir so dem armen Klosterbruder von Erfurt nicht bedeutend näher? Der mit tausend Aengsten und Gefahren ringende Schiffer ankert endlich in der Bucht des Ideales, wie er es immer anschaue, wie es fasse. „Jeder sagt's in seiner Sprache, warum nicht ich in der meinen?“ Wir werden sehen, wie der Gegensatz dieses Ideal ausbildete, wie die Ereignisse ihm zur Folie dienten.

1502 war die neue Universität zu Wittenberg gegründet worden; 1508 kam Luther durch seinen Prior Staupitz als Lehrer an dieselbe. Sie zählte damals 200 Immatrikulirte, Luther's Vorträge zogen 6—800 hin; ja, die Studenten mehrten sich bis zu Tausenden. Luther war sehr streng über Glauben und Buße; er

behauptete, die Kirchenlehre von der wohlfeilen Gnade sei **semi-pelagianisch**, nach dem Namen des Gegners des heil. Augustin. Während Raffael und Michel Angelo im Vatikan glänzende Renaissance schufen, hielt der Bruder Martin theologische Vorlesungen über die Gnadenwahl. Doch blieb er immer noch Augustiner, gedachte seines Klosters, und unternahm in dessen Angelegenheiten 1510 die Reise nach Rom, wo ihm die Schuppen von den Augen fielen. Da war Babel.

Nach Wittenberg zurückgekehrt, promovirte er 1512 mit einer Dissertation: „Ueber die Kräfte und den Willen des Menschen ohne die **Gnade**" zum Doktor der Theologie, und bekämpfte vom Katheder herab die Scholastiker Bonaventura und Thomas von Aquino wegen ihrer Werkheiligkeit als Pelagianer. Die Dominikaner äußerten seit 1515 ihren heftigsten Unwillen, und selbst ein Theil der Humanisten schlug eigene Wege ein: so Erasmus, Pirkheimer, Eck von Ingolstadt.

Um diese Zeit wagte der Renaissance-Papst Leo X. aus dem Hause Medici, ganz von dem Gedanken erfüllt, die Peterskirche zum größten Dome der Christenheit zu machen, das Aeußerste in der katholischen Gnadenlehre und der Verweltlichung der Religion. Seine Vorgänger waren der scheußliche Roderich Borgia aus Spanien, 1493—1503, der aus dem Vatikan ein wahres Sodom gemacht, sich z. B. an dem Convivium quinquaginta meretricum (dem Gastmahl der fünfzig Loretten) weidlich ergötzt, und den osmanischen Prinzen Zizim, den Bruder Bajesid's II., für Geld gemordet hatte; dann, nach kurzem Interregnum, Julius II., Rovere, ein trunkliebender Husarengeneral, der in die Bresche von Mirandola über den gefrornen Graben, im Panzer, das Schwert in der Hand, von Türken umgeben, über Leichen und Blut einstürmte, Parma, Piacenza, Reggio eroberte, und von Piacenza bis Terracina gewaltig herrschte, so daß selbst ein König von Frankreich nach Macchiavelli's sachverständigem Ausspruch Respekt vor ihm hatte. Auf diesen Husaren folgte der Heide Leo.

Von Leo sagt ein Vatikanischer Zeitgenosse: E ben religioso, ma vuol vivere; „er ist religiös, aber er will leben". Die Religiosität ist zweifelhaft, denn Kardinal Bembo erzählt, Leo habe ihm

gesagt: „Lassen Sie das gut sein, die Fabel von Christo hat uns viel eingetragen.“ Die Lebenslust ist dagegen um so gewisser: Leo ließ Komödien und Tragödien aufführen, Ariost war sein Jugendfreund; der päpstliche Hof begab sich in Stiefeln zur Baize, auf die Hirschjagd, zum Fischfang. Improvisatoren begleiteten den Papst, der selbst die neuen Melodieen sang. Als Giulian de' Medici nebst Gemahlin am päpstlichen Hofe erwartet wurde, schrieb Kardinal Bibïena: „Gottlob, denn hier fehlt uns nichts als ein Zirkel von Damen!“

Der Zustand der Geister in dieser mediceischen Welt tritt in unverkennbaren Anzeichen hervor: Pietro Pomponazzo hatte die menschliche Seele für sterblich erklärt. Dem Erasmus wurde von einem Priester bewiesen, zwischen Menschen- und Thierseelen sei kein Unterschied. Allgemein herrschte die Ansicht, die Religion sei durch die Kniffe etlicher „Heiligen“ entstanden. Luther selbst hatte gefunden, daß die Priester während des Hochamtes schlechte Witze über die Messe rissen. Mußte doch 1517 auf dem Lateranischen Konzil mit Majorität beschlossen werden: man solle an die Unsterblichkeit der Seele glauben! Man war eben über Alles hinaus, es war ein allgemeines Gaudeamus igitur!

1513 gelangte Leo X. zur päpstlichen Würde. Das Jahr darauf begann er den Ablaßhandel im größten Maßstabe. Nun war zwar der Ablaß aus der Fülle der im päpstlichen Schatze aufgehäuften Gnade nichts Neues. Im ganzen Mittelalter hatten die Päpste Sünden um Geld vergeben; die großen Jubiläen waren eigens dazu erfunden und abgekürzt worden. Sixtus IV., der 1484 starb, hatte die Schweiz mit Ablaßbriefen überschwemmt, und mit dem Erlös die Schweizer Söldner abgelohnt. Alexander VI. war „ein großer Handelsmann im Süden“, und Cäsar Borgia, il più bel figlio del mondo, pflegte nach den kostspieligsten nächtlichen Orgien zu sagen: „Pah, ich habe nur einen Theil der deutschen Sünden verzehrt!“

Aber wie es Leo X., im Interesse seines Hofes und des Kirchenbaues, jetzt in Deutschland und etliche Jahre später in der Schweiz trieb, das war denn doch noch nicht dagewesen. Er organisirte eine wahre Zettelbank, einen Crédit mobilier für das deutsche Land;

die Fugger wurden zum Syndikat der Glaubenslotterie, und der Erzbischof Albrecht von Mainz bezog als Vize-Gründer seine Provision. Dieser „aufgeklärte" Kirchenfürst hatte sein Pallium noch nicht bezahlt; zudem hielt er sich gut kirchlich, weil ihm auch noch das Erzstift Magdeburg gehörte. Sein Hauptagent war der Dominikaner Tetzel, der überall seine Wechslerbude aufschlug. Kein Wort mehr von Buße und Besserung, von der Erneuerung des inwendigen Menschen; die Tratten auf den Himmel wurden einfach so empfohlen: „Ich stelle dich zu der Unschuld und Reinheit her, in welcher du warest, als du getauft wurdest, so daß für dich beim Tode die Pforten der Strafe geschlossen, und die Thore des Paradieses der Freude geöffnet sein werden." Nicht nur vergangene, auch zukünftige Sünden wurden zum Voraus absolvirt. Es entstand im Volke der populäre Vers:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt."

Ein anderer Gnadenmakler, der Franziskaner-Guardian Samson, durchzog bald darauf die Schweiz, und erklärte den Bernern: für fünf Paternoster und ein Ave Maria kämen alle die Ihrigen aus dem Fegfeuer in den Himmel. Natürlich mußte die Wunderkraft bar bezahlt werden. Samson prahlte, er habe in 18 Jahren für drei Päpste 1,800,000 Dukaten erobert. Das regte den Wyttenbach in Biel, sowie dessen Schüler Zwingli zum entschlossenen Angriff auf.

Nun denke man sich den idealistischen Luther, der auf dem Grunde seines Bewußtseins, nach langen Kämpfen, den Frieden gefunden hatte, dem es zur lebendigen Thatsache geworden war: nur in der Selbstvernichtung liege die Erhöhung des Menschen, die Sonne des Ideals allein könne den sich selbst abgestorbenen Menschen wieder erwecken — man denke sich Martin Luther angesichts dieser Verlotterung alles Heiligen, dieser Verhöhnung alles sittlichen Ernstes!

Endlich rückte der kurfürstliche Agent Tetzel auf Wittenberg zu; er rumorte in Jüterbogk und Zerbst; Luther's Beichtkinder beriefen sich auf den Ablaß. Da brach Luther los, am 31. Oktober 1517. Im selben Jahre ward das deutsche Feuerschloß, die

eigentliche Flinte erfunden. Luther gab Feuer. Er schlug seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg.

Dennoch würde man irren, wenn man glaubte, Luther habe schon jetzt mit der Kirche gebrochen, als er gegen die Frivolität und den Charlatanismus ihrer Organe auftrat. Gegen die Kirche war vielmehr der 34jährige Mann sehr gemäßigt, gegen den Papst ehrerbietig. Er protestirte gegen den Unfug, gab aber zu, daß Sünden allerdings vom Papste vergeben werden könnten, jedoch nur so, daß er der inwendigen Buße und der Ueberzeugung von der Wiederherstellung die Sanktion ertheile. Nur der Kram, nur der Schacher, nur das nicht! Der Vorfall machte natürlich ungeheures Aufsehen, wiewohl Hutten noch ziemlich gleichgültig blieb, indem er erklärte, das sei theologisches Gezänk, die Herren sollten sich nur unter einander aufreiben. Erasmus, dem seine fünf Jahre gewaltsamen Klosterlebens die Spitze des Charakters abgebrochen hatten, dessen ängstlicher Verstand durch gelehrte Studien aber um so schärfer geworden war, fürchtete sofort das Richtige, nämlich eine Revolution, „weil die Welt voll schlechter Menschen sei, welche die allgemeine Unruhe benutzen würden.“

Wäre es nicht um die „Revolution“ gewesen, so hätte Erasmus sehr gut Bescheid gewußt. In seinem Enchiridion militis christiani („Handbuch des christlichen Streiters“) steht zu lesen: Alles komme auf den inwendigen Menschen an, keine Ceremonie rette von Judenthum und Heidenthum.

Auf der Augustinerversammlung zu Heidelberg that Luther einen Schritt weiter: er leugnete die Unfehlbarkeit des Papstes. In Rom hatte man ihn gereizt: Sylvester Prierias, Magister sacri Palatii, hatte gegen ihn geschrieben und die Schrift Leo X. gewidmet. In stolzer Geringschätzung hieß es da: nescio quis Martinus Luther, „irgend ein Martin Luther“, erhebe seinen Nacken gegen die Wahrheit selbst und gegen den heiligen Stuhl. Dieser Prierias war auch der zuversichtlichen Meinung: der Papst könne nicht im Konzil gerichtet werden, selbst wenn er die Seelen zum Teufel führe!

Luther ward nach Rom gefordert. Ging er, so war sein Loos besiegelt. Sein Kurfürst, Friedrich der Weise von Sachsen, ver-

mittelte jedoch ein Zwiegespräch auf dem Reichstage zu Augsburg zwischen dem Reformator und dem Kardinal Thomas de Vio von Gaëta (Cajetanus). Der Kardinal hatte es aufs Verbrennen abgesehen, obwohl Luther sich zu dieser Zeit noch erbot zu schweigen, wenn es die Gegner auch thäten, und sogar begütigend an den Papst schrieb: „Er wolle nichts Anderes wissen, denn daß Sr. Heiligkeit Stimme Christi Stimme sei, der durch jenen rede und handle.“ Den Ablaßskandal einzustellen, wurde Sr. Heiligkeit von hoher und höchster Stelle angerathen.

Der nächsten Gefahr zu Augsburg entrann Luther durch die Flucht; der Senator Langemantel ließ ihm bei Nacht und Nebel ein kleines Pförtchen in der Stadtmauer öffnen, durch welches Bruder Martin ohne Hosen und Stiefel entkam, zu Pferde stieg, und acht Meilen in Einem Zuge davonjagte (19. Oktober 1518).

Der von den Humanisten abgefallene Dr. Eck aus Ingolstadt schürte den Streit zur hellen Flamme auf. Er überbot die Tetzel'sche Ablaßlehre: „Wenn auch Einer sich mit der Mutter Gottes selbst vergangen hätte, so könne er durch den Ablaß wieder rein gewaschen werden!“ Mit diesem Dr. Eck, den Luther mit Weglassung des Punktes zu bezeichnen pflegte, während Jener den Reformator in „Luder“ verniederdeutschte, hatte Luther im Jahre 1519 eine lange Disputation zu Leipzig, deren Ausgang den Convertiten so erboste, daß er nach Rom reiste, um die Bannbulle zu erwirken. Luther aber hatte das Wort: „Freiheit des Glaubens“ ausgesprochen.

Luther's Ansehen wuchs zugleich mit seiner Entschiedenheit. An den Kardinallegaten Miltiz schrieb er: Wenn seine Gegner nicht schwiegen, so würde das Ding erst recht herausfahren, er habe seinen Vorrath noch beisammen. Erasmus aber, den der Churfürst von Sachsen damals um Rath frug, äußerte: Luther habe zwiefach gesündigt, daß er die Krone des Papstes und die Bäuche der Mönche angetastet!

Luther wendete sich auch an den neuen Kaiser, den spanischen Karl, und griff die katholische Abendmahlslehre an — ein weiterer Schritt. Da erfolgte die Bannbulle, d. d. 15. Juni 1520. Der getreue Eck hatte die Erlaubniß bekommen, alle Namen in die

Bulle einzufügen, die ihm belieben möchten. Es war eine Verdammung in blanco. Eck schob ein: Andreas Bodenbach aus Karlstadt zu Wittenberg, Johann Dolz von Feldkirchen, Johann Sylvius Egranus aus Zwickau, Adelmann von Adelmannsfelden aus Augsburg, Wilibald Pirkheimer und den Rathsschreiber Spengler zu Nürnberg. Pirkheimer schrieb im selben Jahre den „Gehobelten Eck", eine klassische Probe von lateinischem Grobianismus, und hütete sich dann, noch weiter etwas zu thun. Luther aber, dem 60 Tage zum Widerruf gegeben waren, brach jetzt die Brücke hinter sich ab. Am 10. Dec. 1520 verbrannte er in Gesellschaft seiner Studenten die päpstliche Bulle vor dem Thore zu Wittenberg. Als dann am 6. Januar 1521 die abermalige Excommunikation erfolgte, welche auch die Beschützer des Ketzers einbegriff, war die christliche Welt in zwei Hälften getheilt.

Schon im Monat Juni hatte Luther Berufung an die Nation eingelegt. Kaiser und Reich blieben gleichgültig bei dem gewaltigen Streit um die höchsten Interessen der Menschheit und die Ehre des deutschen Volkes. Luther aber erließ seine Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation"; im Monat August folgte eine zweite: „Von der babylonischen Gefangenschaft und christlichen Freiheit". Alle Schmach, so Rom dem deutschen Volke von jeher angethan, wurde mit glühenden Farben geschildert; die Grundlehren der römischen Kirche erfuhren eine ätzende Kritik. Nicht ein allmächtiger Oberer, nicht Fürsten und Bischöfe sollen den Streit zwischen ihm und seinen Gegnern entscheiden; jeder Einzelne soll vielmehr mit seinem Verstande und Gewissen prüfen und nach dem Inhalt des Evangeliums das Urtheil fällen. „Ich will nur Einen Meister haben, der heißt Christus, alle Anderen achte ich als Mitschüler."

Kein Gegensatz mehr zwischen Geistlichen und Laien; der Glaube macht geistlich, nicht die Weihe. Die weltliche Obrigkeit darf auch den Priester strafen. Dem römischen Raub muß man auf jede Weise steuern. Der Papst darf keineswegs die Schrift allein auslegen. Weltlicher Besitz ist dem Papst ganz ungebührlich, „mein Reich ist nicht von dieser Welt". Gelübde dürfen nicht ewig sein, die Priesterehe ist herzustellen, der Kelch den Laien zu reichen.

Wallfahrten nach Rom, Dispense, müssen aufhören; Fasten, Betteln, Ablaß, Heiligenverehrung, Reliquien sind unevangelisch. Irrlehren soll man nicht mit Feuer bekämpfen, sonst wären die Henker die gelehrtesten Doktoren der Welt. Rom müsse wie Sodom und Gomorrha vertilgt werden.

Im Oktober hielt er Predigten gegen die Messe. Er ließ nur noch drei Sakramente stehen: Taufe, Abendmahl und Buße. Die Schrift von der „christlichen Freiheit" sandte er direkt an den Papst. In einer heftigen Replik fuhr er „gegen die Bulle des Antichrists" los.

Sylvester von Schaumburg und Franz von Sickingen boten Luther ein sicheres Asyl an; aber er antwortete an Spalatinus: „Verjagt man mich aus Wittenberg, werde ich nur um so grimmiger auf die Romanisten losziehen. Mit der Demuth soll es jetzt ein Ende haben."

Die Sache hatte aufgehört, ein „theologisches Gezänk" zu sein. Ulrich von Hutten erkannte sofort die ganze politische Bedeutung des Moments. Mit rücksichtsloser Kühnheit hatte er im Jahre der Thesen die Schrift des Laurentius Valla über den Schwindel der „Constantinischen Schenkung" übersetzt, und in einer Widmung an Papst Leo die Päpste als Räuber und Plünderer dargestellt. Auf dem Reichstage von 1518 ergriff er offen Partei für den Reformator: „Ich glaubte früher, es sei die Pflicht des apostolischen Stuhles, das Wort Gottes auszusäen, nicht die Güter der Menschen einzuziehen; die Schafe Christi zu weiden, nicht das Volk in Hunger und Armuth zu stürzen; das Evangelium zu predigen, nicht die Kriegstrompete zu blasen; auf den Himmel zu schauen, nicht nach irdischer Herrschaft zu jagen; aber ich wurde eines Bessern belehrt."

Um diese Zeit begann auch der Humanist, seine politischen „Gespräche" in deutscher Sprache zu veröffentlichen, und sein „Jacta est alea", mannigfach zu variiren.

1519 zog Hutten wider Ulrich von Würtemberg zu Felde und lernte bei dieser Gelegenheit Franz von Sickingen kennen, von dem er bald hoffte, daß er „der Nation noch einmal zu großem Ruhme gereiche". In demselben Jahre gebrauchte Luther zu Leipzig den Aus-

druck: „Freiheit des Glaubens“; Hutten glaubte seinen Mann gefunden zu haben. 1520 erschien „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit“: „Drei Dinge halten Rom bei seinem Ansehen: die Gewalt des Papstes, Reliquien und Ablaß. Drei Dinge bringen die, welche nach Rom ziehen, mit heraus: schlechtes Gewissen, verdorbenen Magen und leeren Beutel. Drei Dinge tödtet Rom: gut Gewissen, Religion und den Eid. Dreierlei verlachen die Römer: das Beispiel der Alten, St. Peter's Papstthum und das jüngste Gericht. Mit dreierlei handeln die Römer: mit Christus, Pfründen und Frauen. Drei Dinge hört man zu Rom sehr ungern: allgemeines Konzil, Reformation der Geistlichkeit, und daß die Deutschen zu sehen anfangen.“

Den ersten direkten Brief an Luther schrieb Hutten 1520, als die Bannbulle herandrohte: „Es heißt, Du seiest in den Bann gethan. Wie groß, o Luther, wie groß bist Du, wenn das wahr ist! — Denn immer habe ich in Allem, was ich verstand, Dir beigestimmt, obschon bis jetzt kein Verkehr zwischen uns stattfand. Du sei fest und stark, und wanke nicht! Verfechten wir die gemeine Freiheit, befreien wir das unterdrückte Vaterland!“ Der Politiker reicht dem kirchlichen Reformator die Bruderhand. Als die Bannbulle erschien, schleuderte ihr Hutten seinen „Bullentödter“ entgegen, versah sie mit Anmerkungen und schloß wie ein deutscher Demosthenes.

In der Vorrede zu einer Schrift über das Schisma des 14. Jahrhunderts äußert sich Hutten sehr beziehungsvoll nach beiden Seiten hin: „Schon ist die Axt an die Wurzeln der Bäume gelegt, und jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, wird ausgerissen, der Weinberg des Herrn wird gereinigt werden. Das sollt Ihr nicht blos hoffen, sondern bald erwarten. Inzwischen habt Vertrauen, deutsche Männer und Frauen, und ermuthigt Euch gegenseitig! Ihr habt keine unerfahrenen und kraftlosen Führer zur Freiheit. Seid nur stark und unerschrocken und erliegt nicht im Kampfe! Denn durchgebrochen, durchgebrochen muß werden, besonders bei solchen Kräften, solch' gutem Gewissen, solcher Gelegenheit, solch' guter Sache, jetzt, da die Tyrannei auf den höchsten Gipfel gestiegen ist.“

Hutten war nach seiner Rückkehr aus Italien in kurmainzische Dienste getreten. Den Kurfürsten-Erzbischof Albrecht von Brandenburg glaubte er der Sache des Volkes und der Freiheit nützlich zu machen. Albrecht war allerdings humanistisch gesinnt, ein Gegner der Obskuranten; auch gegen den kirchlichen Primat in Deutschland hätte er nichts einzuwenden gehabt; auf Hutten war er eigentlich niemals böse, desto mehr aber auf Luther, weil dieser gegen die Verweltlichung der Kirche donnerte und dem Volke ins religiöse Gewissen griff. Besonders aber war dem nächsten Lehnsherrn des Tetzel der Ablaßstreit höchst fatal, und als man ihn von Rom aus zur Rede stellte, wie er einen Gegner päpstlicher Heiligkeit so lange habe unter seinen Schutz nehmen können, da schwankte der Gastfreund zu Mainz.

Hutten begab sich direkt an den kaiserlichen Hof zu Brüssel, ward aber gar nicht vorgelassen, vielmehr verwarnt. Die päpstlichen Agenten wollten ihn, der in der Bannbulle vergessen worden war, direkt nach Rom liefern. Auch zu Mainz war jetzt seines Bleibens nicht mehr, und Hutten zog sich in die „Herberge der Gerechtigkeit", auf die Ebernburg, zu Franz von Sickingen zurück.

Indessen regte es sich mächtig in Hessen, Franken, Schwaben, am Rhein. In Schwaben trat der beredte, politisch-radikale Franziskaner Eberlin von Günzburg auf, der schon im Jahre 1519 Luther's Partei ergriffen hatte. In Basel wirkte Capito und in Zürich legte Zwingli das schönste Zeugniß für den sächsischen Helden ab, der ihm später im Abendmahlsstreit so hartnäckig widerstrebte. Man muß es auf Schweizerisch lesen hören und verstehen, wie sich der klare, humane Mann vom Fuße des Säntis über Luther ausläßt: „Er hat die Gschrift durchfündelet als dheiner in tusend Jahren uf Erden je gsyn ist, und mit dem mannlichen unentwegten Gemüth, damit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm dheiner nie glych worden."

Als die Bannbulle von jenseit der Berge kam, brach ein wahrer Sturm los. Eck und Aleander, mit der Vollstreckung beauftragt, waren nirgends ihres Lebens sicher. Flugschriften regneten, und sie glichen Mühlsteinen: „So laßt uns denn ihre Fesseln zerbrechen und das Joch jener schamlosen Menschen abwerfen, die keinen

Glauben und Treue bewahren, die uns in die Knechtschaft führen wollen, uns, die wir frei sind, und keine Sklaven.“ Hutten errichtete auf der Ebernburg eine eigene Druckerei, Stückgießerei und Pulverfabrik zugleich, und schleuderte die schwersten Kaliber hinaus ins deutsche Land. Nur Erasmus blieb kühl und näselte: „Was haben die schönen Wissenschaften mit den Angelegenheiten des Glaubens zu thun, unsere Wissenschaften, die Er (Luther) nur obenhin versteht?“

So stellte der Augustinermönch von Erfurt der geistlosen verfaulten Wirklichkeit seinen platonisch-paulinischen Idealismus entgegen; so schritt er von Position zu Position fort, so erstarkte er allmählich zu seiner Großthat. Nur durch einen ganzen Charakter, der auf der eigenartigsten Weltanschauung ruhte, war das Bewußtsein der Menschheit zu erneuen; nur durch die Hartnäckigkeit eines Prinzips die Christenheit zu reformiren. Es bedurfte einer solchen Persönlichkeit, um den Deutschen wie den umwohnenden Völkern zu lehren, was Thomas von Kempen nur geflüstert hatte: „Jedermann sein eigner Priester!“

Daß Luther in vieler Beziehung befangen blieb, das hat er mit allen Meistern gemein, die sich nur in der Beschränkung zeigen. Daß er nur das Samenkorn streute, aus welchem der Baum hervorging, den er selbst nicht wiedererkannt haben würde, das wissen wir Spätgebornen sehr gut, die wir uns neueren Anschauungen und Ausdrucksweisen angepaßt haben. Aber dieses Samenkorn konnte nur Er streuen. Der liebenswürdige Zwingli, eigentlich viel mehr Humanist als Reformator, hätte für sich allein dem Pfaffenunfug und der Mönchspest in etlichen Schweizerkantonen eine Weile gesteuert; sein Opfertod wäre schwerlich dem Erdtheile und der Menschheit zu gute gekommen. Von Calvin und seiner Bedeutung wird weiterhin ausführlich die Rede sein; sein politischer Demokratismus hat Viele verführt, um so herzhafter auf den „Fürstenknecht“ Luther zu schelten. Die Wurzel des wahren, des bleibenden Demokratismus aber ruht nicht in vergänglichen, momentan nützlichen Staatsformen, sondern in der Befreiung von Innen heraus, in dem Wagniß des Geistes, für sich selbst zu denken und auf eignen Füßen zu stehen. Und das war die That Martin Luther's.

Das Papstthum war geworfen, der Scheiterhaufen vor dem Thore zu Wittenberg hatte einmal zur Abwechselung ultramontane Ketzereien verbrannt. Aber das war nur die Hälfte der Arbeit, das hatte nur die Hälfte des Muthes gekostet. Die ganze politische Welt hing mit dem römischen Papstthum zusammen.

Es war hohe Zeit, daß Kaiser und Reich sich in die Sache mischten. Hatte doch schon 1519 der päpstliche Legat Miltiz gemeldet: unter fünf Menschen in Deutschland seien nicht drei oder zwei Päpstliche. Karl V., der neue Kaiser, hatte seinen ersten Reichstag auf den Anfang des Jahres 1521 nach Worms berufen. Sickingen ging mit einem Sendschreiben Hutten's zur Krönung nach Aachen; aber der päpstliche Legat Aleander, der mit Eck die Bulle gegen Luther exekutiren sollte, und dem namentlich die Mainzer grell genug heimgeleuchtet hatten, begleitete den jungen Kaiser nach Worms. Schon im Dezember 1520 traf Karl hier ein. Die kirchliche Entscheidung war getroffen, jetzt nahte die politische.

Wie sah es im Reiche aus?

Kaiser Friedrich III. — 1440 bis 1493 — der Unendliche, verrieth, wie wir sahen, die Rechte Deutschlands und der Konzilien an den Papst. Dann schlief er auf seinem Throne ein, und setzte dieses Geschäft häufig auf Reichstagen fort. Sein Nicken im Schlafe ist mehr als einmal für Zustimmung genommen worden. Das Reich zerfiel und die Türken drangen immer weiter vor.

Auf Friedrich III. folgte dessen Sohn Maximilian I., 1493 bis 1519, ein Mann von ritterlichen Tugenden — „ritterlich" wurden sie jetzt alle, am Ende des Ritterthums, auch Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England — und von Geschmack für die schönen Künste, dem nur zweierlei fehlte: eine andere Zeit und Geld. So wie er war, brachte er es nur zu Projekten, in diesen aber brachte er es weit. 1495 auf dem Wormser Reichstage wollte er die Türken, Rom nnd Italien zu gleicher Zeit bekriegen, während die Städte einfach eine prosaische Reichsordnung zum Schutze wider die ewigen Fehden und das Raubritterthum verlangten. Durch den Erzkanzler Berthold von Mainz kam

der ewige Landfrieden zu Stande; die Selbsthülfe wurde mit Acht und Bann belegt. Sodann entstand das Reichskammergericht, welches nach unendlichen Zänkereien um die Besoldungen in Speier eingesetzt ward, von wo es später nach Wetzlar übersiedelte. Da der Kaiser jetzt nicht mehr „Richter auf Erden" sein sollte, so gründete er den Reichshofrath zu Wien, dem Reichskammergericht ebenbürtig. Die streitenden Parteien hatten die Wahl. Dieser Institution verdankt die Welt die Spezies „Hofrath".

Endlich wurde das Reich in Kreise getheilt, deren Zahl auf zehn stieg, mit je zwei Kreisobersten an der Spitze, berathenden Kreisständen und militärischer Verfassung. Das kaiserliche Ansehen sank mehr und mehr, und die aristokratische Republik Deutschland versuchte es sogar auf dem Augsburger Reichstage von 1500 mit einem Reichsregiment, unabhängig vom Kaiser. Der Kurfürst von Sachsen, Johann der Weise, wurde mit 6000 Gulden zum Stellvertreter des Kaisers ernannt. Unterdessen ging die Schweiz im Jahre 1499 dem Reiche verloren.

Maximilian's erste Heirath mit der Tochter des Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen, des Jägers mit der Jägerin, war nicht ohne Romantik. Marie stürzte auf der Falkenjagd mit dem Pferde: das war schon weniger romantisch. Maximilian wurde Vormund seines Sohnes Philipp; als solcher gerieth er in Streitigkeiten mit den Vlaemen; die Zünfte von Brügge steckten ihn eine Weile ein: was durchaus nicht romantisch war. Philipp vermählte sich mit der spanischen Johanna, der Tochter Ferdinand's des Katholischen und der respektableren Isabella. Philipp starb früh, Johanna wurde wahnsinnig, zog mit der Leiche ihres Gemahls nach Granada, ließ Tag für Tag den Sarg öffnen, hob die Tücher auf und küßte die Füße. Bei einem Nonnenkloster angelangt, ließ sie aus Eifersucht ein Lager auf offenem Felde aufschlagen. Sie hoffte stets, die Leiche werde ins Leben zurückkehren. Wahnsinnig lebte Johanna bis zum Jahre 1555, bis zur Abdankung ihres Sohnes Karl.

Spät noch heirathete Maximilian um Geld die Bianca Maria, die Nichte des Ludovico Moro von Mailand; sie brachte ihm freilich mehr ein als das Reich und seine sämmtlichen Erbländer. Seinen

Schwager Johann Galeazzo gab er auf, und erkannte den illegitimen Moro als Herzog von Mailand an.

Die spanische Armee bildete sich damals zur ersten Armee der Welt heran. Prosper Colonna und der Marquis von Pescara schlugen in der Schlacht bei Vicenza (7. Oct. 1513) die Venezianer total. Max lief in dem Koalitionskriege gegen Venedig so nebenher; es fehlte ihm an Soldaten und Geld. Um aber doch etwas zu thun, spielte er den Condottiere Heinrich's VIII. von England, trug dessen weiße Rose und nahm einen täglichen Sold von 100 Kronen. Ja, Max trug dem König Heinrich die beständige Reichsverweserschaft für eine runde Summe an! War es da zu verwundern, daß die Kaiserkrone bei Maxens Tode als Gegenstand einer Lizitation betrachtet wurde?

Als Max sich mit der Republik Venedig verständigt hatte, verhandelte der Bischof von Gurk mit dem Kardinalskollegium wegen einer Vereinigung der Tiara mit der Kaiserkrone! Möglich, daß Max darüber gespaßt hat; aber die Idee einer solchen Schlichtung des Papst=Kaiserstreites mußte dem Projektenmacher sicherlich in die Seele lächeln. Herkules konnte den Konflikt am Scheidewege nicht gründlicher lösen, als wenn er die Tugend an den einen Arm, das Laster an den andern genommen hätte!

Der Sohn der tollen Johanna war Karl, durch seinen Vater Philipp Herr der Niederlande, durch seinen Großvater Max Besitzer von Oesterreich, als Enkel Ferdinand's von Aragon Karl I. von Spanien, Herr von Neapel, später von Mexiko und Peru, geboren zu Gent im Jahre 1500.

Ferdinand von Aragon, genannt der Katholische, starb 1516. Sein Enkel Karl machte sich nach Spanien auf. Er kam aus den Niederlanden, wo er erzogen worden war; ließ er sich doch mit Vorliebe „Karl von Gent" nennen, und bewahrt die Stadt Brüssel doch noch immer seine Wiege in ihrem Museum! Seine vornehmen Niederländer brachte er mit nach Spanien. Diese Günstlinge, deren Vaterland ein halbes Jahrhundert später sich so bitter über spanische Tyrannei beklagen sollte, traten in Spanien mit der größten Anmaßung auf, und verfeindeten den jungen König mit dem besten Theile seines Volkes. Der alte staatskluge Kardinal

Ximenez, der bis dahin die ungeheueren Besitzungen zusammengehalten hatte, ward in Ungnade entlassen, die Niederländer besetzten alle hohen Stellen. Der Aufruhr brach in Castilien und Valencia aus; der Adel fiel nach seiner Gewohnheit von der Sache des Volkes ab; Don Juan Padilla ward geschlagen, gefangen und hingerichtet; Toledo, von Padilla's Gattin Maria Pacheco heldenmüthig vertheidigt, fiel und — ständische Freiheit wie politisches Leben in Spanien waren hin. Der junge Universalherrscher sah sich in Spanien unumschränkt. Der stolze Eid der Cortes bei der Huldigung: „Wir, die wir eben so viel werth sind als du, wir machen dich zu unserem König und Herrn, unter der Bedingung, daß du unsere Rechte und Freiheiten beobachtest und schützest, se no, no, wo nicht, nicht", war kassirt. Ende des Jahres 1521 wurde es in Spanien todtenstille.

1519 war Kaiser Max gestorben. Es handelte sich um die Neuwahl. Wer sich über modernste Käuflichkeit ereifert und die Rolle des Geldes in Rechts- und Freiheitsfragen anstaunt, der soll sich aus authentischen Aktenstücken belehren lassen, wie 1519 um die deutsche Kaiserkrone gewürfelt wurde. Franz I. von Frankreich setzte drei Millionen Goldkronen oder 160 Millionen heutiger Franks an diesen Titel. Sein Unterhändler Bonnivet warf die goldene Angel aus; Ulrich von Würtemberg, Franz von Sickingen und Joachim von Brandenburg zappelten daran. Die Fugger und Welser zu Augsburg gingen in die Contremine für Rechnung Karl's V. 852,000 Gulden, zwölf Millionen Gulden nach heutigem Gelde, wurden später verrechnet. Der Erzbischof von Mainz erhielt über 100,000 Gulden; der Erzbischof von Köln 53,000; der von Trier 40,000; die „Leute" des Böhmenkönigs 41,000 Gulden. Der Kurfürst von Sachsen war unbestechlich; der von Brandenburg erhielt nichts, weil er bis zuletzt französisch blieb. Der Pfalzgraf bekam 37,108 Gulden, der Markgraf Kasimirus von Brandenburg dito; und dann ging es hinunter durch die „Graffen, Freyherrn, Ritter und Bottschaffter der Fürsten und Reichsstett", bis zu den Edelknaben, Sekretären, Kammerdienern, Sänfteträgern und Postreitern, welche sämmtlich „verehrt", bestochen, geschmiert werden mußten. Ein Doctor Reichardt

Bartolino „für ein Buch so er gemacht zur Ere und Erhöhung Kn. Mt.“, repräsentirte für 100 Gulden die Korruption der Presse. So ward Karl I. von Spanien Karl V. von Deutschland!

In demselben Jahre, in welchem Juan Padilla fiel, fand der Reichstag zu Worms statt. Hier sollte auch Luther's Sache abgeurtheilt werden. Das freie Geleit, welches Johann der Weise für seinen Schützling begehrte, wurde dem Reformator ertheilt: Nostro honorabili, caro ac devoto, „unserem Ehrsamen, Lieben und Getreuen“. Werfen wir einen Blick auf Karl's V. Persönlichkeit und äußere Erscheinung.

Ranke beschreibt uns den Kaiser nach den Quellen also: Karl war spät entwickelt. Mit 21 Jahren — also grade jetzt — kam ihm erst der Bart; er trug ihn deutsch, weiter hatte er nichts von uns. Als seine Heere Italien unterwarfen, hielt man den in Spanien Weilenden für schwach, untheilnehmend. Mit 29 Jahren trat er zuerst persönlich in Italien auf — beim Frieden von Cambray und der Zusammenkunft mit Clemens VII. zu Bologna. Man gewahrte keine Leidenschaft, keine Uebereilung an ihm. Sein erstes Wort, sein letztes. Er war fleißig, geduldig, wollte Alles selbst machen.

Einmal läßt ihn ein Vorspanner beim Geschütz die Peitsche fühlen, in Algier (1541) legt ein Landsknecht auf ihn an, Beide weil sie ihn für einen Spanier halten. Als er den Kurfürsten von Sachsen gefangen nahm (1547), lachte er hämisch; den Landgrafen von Hessen fing er zu Halle hinterlistig ab. Deutsch verstand er niemals ordentlich.

In seiner besten Zeit, etwa bis zum Zuge nach Tunis (1535), wo er 20,000 Christensklaven befreite, (aber dafür 30,000 Sarazenen mordete und 10,000 in die Sklaverei führte!) war er ein „Ritter“ in allen körperlichen Uebungen, kannte auch die Furcht nicht. Sein Mund war befehlshaberisch geschlossen, seine Augen waren groß und feurig, seine Züge gedrungen. Aber bald theilte sich sein Gesicht in ein oberes und unteres. Der Mund öffnet sich halb, die untere Kinnlade strebt hinab, die Augenlider senken sich. Er ist kränklich, appetitlos. Mit 35 Jahren denkt er an Abdankung. Mit 36 Jahren hat er weiße Haare an den Schläfen. Mit



40 Jahren ist er halb gebrochen, das Gedächtniß bewahrt nur schwer Vergangenes.

Wer sieht in diesem Portrait nicht die fatale Mischung des Vlaemen und des Spaniers, die edlen Eigenschaften beider Volksstämme unentwickelt? Zäh, hartnäckig, selbstgewiß, aber ohne Schwung; verständig, unternehmend, arbeitsam, aber verschlossen, phlegmatisch. Das Habsburgerthum Friedrich's III. im Konflikt mit der größern Lebendigkeit Maximilian's; das Naturell der Großmutter Maria lahm gelegt durch die Krankheit der Mutter Johanna. Das Resultat: jenes furchtbare Sosiego, die Windstille des Gemüthes, das entsetzliche Motto Philipp's II., das in seinen Nachfolgern bis zum vollkommnen Stumpfsinn herabkam!

Eine solche Natur war von vornherein nur zum Konserviren angethan, wo sie allerdings vollauf zu thun fand. Karl V. mochte den Machiavelli und den Philipp de Comines, die er stets bei sich führte, so oft lesen wie er wollte; der Letztere verrieth ihm nur die Schliche und Pfiffe des elften Ludwig, der Erstere gab ihm nur die Rezepte der Machtstellung; für die Nationalität, welche bei Beiden sehr in Betracht kommt, fand sich kein Organ in Karl'n, denn er hatte keine Nationalität. Er war weder Vlaeme, noch Deutscher, noch Spanier, das letzte noch am ehesten; und grade als die Völker ihr Ich betonten, war der Kaiser auf eine Weltherrschaft aus. Nur auf diese bezog sich seine Devise: Plus ultra! Vorwärts!

Der Mangel einer nationalen Bestimmtheit erklärt auch sein Verhalten zur Reformation. Wenn die Reformation eine latente Thatsache in Deutschland heißen konnte, war sie es auch in Italien, besonders in Neapel und Sizilien? war sie es gar in Spanien? Und was war mit dieser Neuerung jenseits des Ozeans anzufangen, wo man eine neue Welt so eben im Namen des stupidesten Bonzenthums in Ketten und Banden schlug? Wie aber wäre es vollends geworden, wenn der unternehmende Franz von Frankreich die Gegenpartei ergriff, sich auf den Papst und die alte Kirche gestützt, Italien für sich gewonnen hätte, am Ende auch Spanien? Wenn die neue Idee, auf die Karl spekuliren sollte, nicht stichhaltig erfunden wurde?

Das war es, der blos diplomatische Verstand kann keine neue Idee auf sein Banner sticken, weil er nicht bis in ihre Tiefen reicht. Die Idee ist wie das reine Weib, sie fordert Hingebung; sie verlangt, daß man ihr ganz gehöre, nicht zu einem Drittel und nicht zur Hälfte. Nur wer liebt, kann wagen. Erst wenn die Idee in dein inneres Selbst eingekehrt ist, wirst du ihre Schönheit und ihre Macht begreifen, und keine Kombination mehr fürchten, die sich ihr entgegenstellen könnte. Karl V. war der Erbe eines der drei Magier, eines jener atheistischen Einheitsmonarchen, deren Atheismus sich sehr wohl mit der Bigoterie für den Gewohnheitsglauben vertrug.

Karl konnte sich offenbar zu dem neuen Glauben nur feindselig verhalten, weil dieser seiner Universalherrschaft widerstrebte; aber es konnte ihm dienlich erscheinen, den neuen Glauben hin und wieder als einen der Faktoren zu benutzen, die er auf seinem politischen Schachbrette gegen andere Faktoren ausspielte. Der vom Papste vertretene Glaube war der geeignetste, ihm seine Völker in passivem Gehorsam zu erhalten; aber den Papst als Herrscher, als diplomatische Macht zu zügeln, seinen politischen Einfluß zu lähmen: dazu war ihm die Reformation grade gut genug. Sobald die andern Gegner niedergeworfen und unschädlich gemacht waren, trat auch bei dem Kaiser die Lieblingsidee wieder in den Vordergrund, den Protestantismus auszurotten!

Das zeigte sich, sobald Frankreich im Frieden von Cambray auf Mailand verzichtet und Clemens VII. die Herrschaft Karl's über Italien anerkannt hatte, im Reichstagsabschiede von 1530 zu Augsburg. Die Türken brauchten aber nur Ungarn und Oesterreich zu bedrohen, so kam auch schon das Nürnberger Kompromiß 1532 zu Stande. Als der Friede von Crespy 1544 Franzens Hoffnungen auf Mailand definitiv begrub, vereinbarte Karl mit dem französischen Könige die „Ausrottung der Ketzer", und Paul III. berief das Tridentinum. Am 20. Juli 1546 erklärte Karl den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen in die Acht; am 24. April 1547 — Franz I. war am 31. März gestorben — erfolgte die Schlacht bei Mühlberg. Die schmähliche Gefangenhaltung des Kurfürsten und die noch schmählichere des

Landgrafen dauerte bis zum Jahre 1552, ein Brandmal auf dem Namen des Kaisers. Erst der geniale zweite Verrath des Verräthers Moriz von Sachsen rettete die gefangenen Fürsten und den Protestantismus.

Das alte deutsche Reich war aus den Fugen, die kaiserliche Macht nach dem Buchstaben der Reichsgesetze Null. 1503 war die Rede von einer Reichssteuer oder vom „gemeinen Pfennig“ zur Reichsarmee: von 400 Seelen unter einem Pfarrer sollte immer ein Mann zu Fuß ausgerüstet werden; die Fürsten, Grafen und Herren die Reiterei stellen. Das scheiterte an Maximilian, der damals mitsammt dem Kaiserthum Bankerott machte.

Seit 1507 (Kostnitzer Reichstag) bestand die ganze Reichseinheit für die nächsten 300 Jahre in der Reichsmatrikel und im Kammergericht. Die kaiserliche Autorität war zu schwach, als daß sich die Städte ihr hätten anschließen können, besonders wenn sie, durch den Luxus verzärtelt, von „des Muthes besserm Theil“ angekränkelt waren.

Hier gab es nur Einen Ausweg, nur Ein Mittel: der Kaiser mußte sich einer neuen volksthümlichen Idee bemächtigen, welche die besten Städte, den besten Theil des Adels und die Bauern ergriffen hatte. Die Reformideen unter Maximilian waren noch nicht veraltet; der Gedanke der Einheit unter dem obersten Richter trat noch im Bauernkriege deutlich und mahnend genug hervor. Er war durchzuführen, sobald der Kaiser auf die Reformation einging und Rom den Fehdehandschuh hinwarf. Das ward ihm entgegengetragen, als er den Rhein hinauf fuhr. Man sagte ihm: Papst und Kardinäle werde er künftig nicht mehr gebrauchen, ihnen vielmehr die Konfirmation geben. Er aber hatte schon in Belgien und am Rhein die neue Lehre verbieten und Luther's Schriften verbrennen lassen; vor einem allgemeinen Edikt hütete er sich noch, angesichts des Reichstages.

In einer Flugschrift, betitelt „die klägliche Klag“, hieß es: „Dann werden die starken Deutschen auf sein mit Leib und Gut, und mit Dir ziehen gen Rom, und ganz Italien Dir unterthänig machen. Dann wirst Du ein gewaltiger König sein. Wirst Du

erst Gottes Handel ausrichten, so wird Gott Deinen Handel ausrichten."

Und Hutten, der Bannerträger der Freiheit, der Herold der muthigen Wahrheit, rief dem nahenden Cäsar von der Ebernburg aus in seiner „Clag und vermanung gegen den übermässigen unchristlichen gewalt", seinem ersten deutschen Gedicht, zu:

„Des sollt ein Hauptmann du allein,
Anheber, auch Vollender sein.
So will mit Allem was ich mag
Zu Dienst dir kommen Nacht und Tag. —
Ich will dir wecken auf zu gut
Und reizen manchen stolzen Held. —
Uns fehlt allein an deinem Gebot."

Die erste Stelle in der Welt innehaben, eine mächtige Idee in der Hand: wie großartig verführerisch! Und erst 21 Jahre zählen!

Auf einem mit Leinwand gesprenkelten Karren zog Luther am 16. April 1521 in die Reichsstadt Worms ein. Mancher Senator und Edelmann, besonders aber viel fürstliches Volk, war ihm entgegen gekommen. Die Stadt war gestopft von Ständen, Gefolge und Leuten aus der Umgegend. Er kam nicht allein; 101 Beschwerden deutscher Nation gegen die kirchlichen Mißbräuche waren bereits beim Reichstage angelangt.

Der Kaiser ließ gleich zum Beginn Luther's Schriften verbieten und das Verbot an den Straßenecken anschlagen. Das Volk riß die Verbote herunter. Drohungen erschienen im Druck: der Reichstag solle sich in Acht nehmen! 400 Edelleute und 8000 Bauern seien bereit .... Dahinter steckte Ulrich Hutten.

Am 17. April ward Luther in die Versammlung eingeführt. „Mönchlein, Mönchlein, du thust heut einen schweren Gang!" sagte ihm der Feldhauptmann Georg von Frundsberg. Man muß sich ihn nicht denken, wie er später durch Schnitt und Stich so weltkundig geworden ist: im protestantischen Talar, mit den weißen Bäffchen und dem stattlichen Doppelkinn. Erst am 9. Okt. 1524, nachdem er und sein Prior das Augustinerkloster dem Kurfürsten übergeben hatten, erschien er auf der Kanzel zu Wittenberg im

evangelischen Priesterrocke, zu welchem der Kurfürst das Tuch geschenkt hatte. Das Doppelkinn war erst die spätere Frucht des Eislebener Bieres. Hager und blaß, von Sorgen und Arbeit abgemagert, in die Augustinerkutte gehüllt, so trat er zagend in den „Saal voll Pracht und Herrlichkeit“, in die prächtigste Versammlung des Reiches.

„O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!“ so konnte er sich sagen, wenn er den jungen Weltherrscher gegenüber anblickte. Die Spanier, welche Karl mit sich nach Worms führte, stampften mit den Füßen, wenn sie nur den Namen „Luther“ aussprechen hörten. Sie drohten heimlich, Karl werde Spanien nicht wieder sehen, wenn er Den begünstige. Karl fixirte den Mönch und meinte phlegmatisch: der da werde ihn nicht bekehren. — Möglich, sagt die Geschichte, aber vielleicht zermalmen.

Als der Widerruf, auf den es einzig abgesehen war, von Luther verlangt wurde, nahm er seine heftigen Schriften, die polternden Ausfälle, die Personalien zurück. Als das nicht genügte, erbat er sich Bedenkzeit bis zum folgenden Tage.

Die Theilnahme des Volkes wuchs. Herzog Erich von Braunschweig sandte dem hagern Mönchlein eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier in die Herberge. Am zweiten Tage sammelten sich 5000 Menschen in und außer dem Saale. Die Stimmung war schwierig für die Päpstlichen; selbst Herzog Georg von Sachsen, den Luther als seinen wüthendsten Feind betrachtete, war stark gegen den Ablaß.

Am 18. April beantwortete Luther das kategorische Verlangen nach Widerruf, die Bibel in der Linken, die Rechte auf der Brust, mit den sakramentellen Worten: „Weil denn eine schlichte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Die theoretische Ueberzeugung wider den kirchlichen Unsinn; in der praktisch-politischen Welt das Gewissen! Das vollendet den Mann. „Ich kann nicht anders“! Da sind Hunderte, Rothstrümpfe und Violettstrümpfe dazu, die anders können, die von positivem Christenthum unendlich weniger in sich tragen als ich; denen es aber bequemer ist, in Amt und Würden, Pfründen und Wohlleben zu bleiben, die den Umständen Rechnung tragen, den Mantel nach dem Winde hängen. Ich kann nicht!

Wollte ich selbst, wollte ich um des lieben Friedens willen nachgeben, meine innere Stimme zum Schweigen bringen; wollte ich mein Gewissen an die Kette der Zweckmäßigkeit legen: ich könnte nicht, das Gewissen ist stärker als ich, es ist mein Herr und Meister. Ich bin Niemandes Knecht, nur der Sklave meines Gewissens. Hier stehe ich, macht mit mir was Ihr wollt und könnt. Gott helfe mir! Ich stelle mein Loos der höheren sittlichen Idee anheim, welche die Menschheit leitet!

Das war der Bruch mit der weltlichen Macht, wie der Scheiterhaufen zu Wittenberg der Bruch mit der geistlichen Gewalt gewesen war. Hier liegt der Beginn einer völlig neuen Zeit. Kenntnisse, Erfahrungen, Entdeckungen, Erfindungen, Schönheitssinn, natürliche Moral, Alles besaß der neue Mensch schon; jetzt hatte er auch ein Gewissen bekommen.

Die Pfaffen mit ihrer besondern Moral drangen in den Kaiser, sein Wort zurückzunehmen; Joachim von Brandenburg war derselben Ansicht; Ludwig von der Pfalz aber schlug an sein Schwert. Es war für Karl'n nicht allzuschwer, das freie Geleit aufrecht zu erhalten; in Worms wäre die Revolution ausgebrochen. Luther reiste am 26. April unbehelligt ab, vermuthlich nicht ohne Verständigung mit seinem Kurfürsten. Am 4. Mai ward er zwischen Altenstein und Schweina von zwei verkappten Rittern aufgehoben und als „Junker“ Georg auf die Wartburg gebracht. Am 26. Mai erfolgte die Achterklärung, die man klüglich auf den 8. Mai zurückdatirte, da bereits viele bedeutende Reichsstände abgereist waren. Der Bullenträger Aleander, gewesener Sekretär Cäsar Borgia's, hat sie abgefaßt.

Luther aber saß ruhig und sicher auf der romantischen Burg des Sängerkrieges, übersetzte den Codex des neuen Glaubens, die Bibel, in sein geliebtes Deutsch, und gründete die neuhochdeutsche Sprache, seit jener Zeit das Medium aller Herzen und Geister, „so weit die deutsche Zunge klingt“. Und da er mit irgend Jemanden streiten mußte, und ihm kein Anderer zur Hand war, so stritt er mit dem Teufel, dem er das Dintenfaß an den Kopf warf. Vor diesem hat der Satan stets am meisten Furcht gehabt.

Die Reformation war populär geworden, das geheimnißvolle Schicksal des Reformators goß Oel in die Flamme. Er sei vom Papste gefangen, hieß es; er sei nicht mehr unter den Lebenden, glaubten die Meisten. Man muß in Albrecht Dürer's Tagebuch aus den Niederlanden lesen, wie der trockene Ton, in welchem der Reisende über Ausgaben und Einnahmen, über Besuche und sonstige Vorkommnisse Rechnung legt, plötzlich bei der Nachricht von Luther's Tode von wahren Feuergarben des Schmerzes und der Entrüstung durchbrochen wird, welche Herzensangelegenheit dem großen Künstler das vermeintliche Ende seines heldenhaften Zeitgenossen ist, und wie er in seiner Verzweiflung sogar an den ihm persönlich bekannten Erasmus denkt, der das unterbrochene Werk wieder aufnehmen und durchführen soll!

Der Sturm richtete sich auch gegen die Fürsten, die weltlichen sowohl als die geistlichen. Die Bewegung wurde entschieden politisch. Eberlin von Günzburg, Jakob Stranß, Paul von Spretten, lauter fahrende Prädikanten, regten allenthalben das Volk auf. Der Karsthans (wahrscheinlich ein Geistlicher, der als Laie auftrat), der Bauer von Wöhrd (vermuthlich auch ein pseudonymer Geistlicher) schrieben Brandfackeln; namentlich leistete der Karsthans das Stärkste, was gegen geistliche und weltliche Bedrücker zu sagen war. Mathäus Hall von Kaisersberg berichtet uns: „An die Vollziehung des Wormser Edikts war gar nicht zu denken; die Bücher Luther's wurden allenthalben feilgeboten, selbst an den Orten, wo obenan das päpstliche und kaiserliche Mandat stand. Im ganzen deutschen Lande gab es keine Stadt, keinen Flecken, keine Versammlung, kein Kloster, keine hohe Schule, kein Kapitel,

kein Geschlecht, nicht einmal ein Haus, in dem nicht Leute waren, die trotz des Ediktes der Lutherischen Lehre anhingen."

Einen großen Antheil an der Verallgemeinerung der Propaganda hatte der Holzschnitt, diese Malerei der Armen. Die Illustrationen mehrten sich und thaten Wunder. Hoch berühmt wurde das „Passional Christi und Antichristi" aus der Kranach'schen Schule: Christus und den Papst, die eitle Pracht und die demüthige Niedrigkeit, als Gegensätze darstellend. Die Karikirung der alten Kirche und dessen, was mit ihr zusammenhing, erstreckte sich bis auf die Spielkarten. Was einst erfunden worden, um einen wahnsinnigen König zu zerstreuen, das wurde jetzt zur Lehre für den erwachten Sinn des Volkes. Im Jahre 1523 trat auch die Poesie auf die Seite der Bewegung; Hans Sachs, der Holzschneider auf dem Parnaß, stimmte das Lied an von der „Wittenberg'schen Nachtigall, die man jetzt höret überall". Man ist davon zurückgekommen, den Nürnberger Poeten als schusternden Meistersinger vornehm abzuthun. Schon Göthe würdigte ihn besser. Seine Erzählungen mit gesunder bürgerlicher Moral, seine oft treffenden Fastnachtsscherze, seine ganze gemessene, immer korrekte Haltung machen ihn zum bürgerlichen Träger der neuen Ideen und stellen ihn als einen unentbehrlichen Propagandisten des Luther'schen Gedankens hin.

Bewegung aber heißt Weitergehen, Stillstand ist Aufhören. Noch hatten Luther's Grundsätze keine Form gefunden, nicht einmal kirchlich, geschweige denn politisch. Als Luther von der Bühne verschwunden war, gedachten Andreas Bodenstein aus Karlstadt und die Wittenberger Augustiner zur That zu schreiten. Melanchthon war nicht Mannes genug, ihnen Schranken zu setzen. Es gab Tumult. Luther, der zwar seiner hohen Bedeutung inne geworden war, wie er denn von der Wartburg an seinen Vater schrieb: „Jetzt sei er ein Mönch, und doch kein Mönch, eine neue Kreatur, nicht des Papstes, sondern Christi", hielt doch die Vorgänge in Wittenberg für Ueberstürzung. Er erschien plötzlich im November 1521 mitten unter den Hadernden und stellte für den Augenblick den Frieden her. Er warnte damals noch die Geistlichen vor der Verheirathung.

Aber Karlstadt und die Augustiner gingen weiter, sie schritten wirklich zur That. Die Messe ward deutsch gelesen, die Hostie sollte nicht mehr emporgehoben werden; man warf die Bilder aus den Kirchen und zerstörte die Altäre. Obendrein kamen jetzt auch noch die Zwickauer Propheten nach Wittenberg: Nikolaus Storch, Markus Stübner, Martin Cellarius und der Blutzeuge Thomas Münzer, ein pantheistischer Independent. In Zwickau schon hatten sie eine radikale Umgestaltung beabsichtigt, die Abschaffung der Kindertaufe, die Aufhebung des Privateigenthums, und die Ueberflüssigkeit der Wissenschaft gepredigt. Von dort vertrieben, schlossen sie sich in Wittenberg der Karlstadt'schen Bewegung an. Es wurde Ernst, die Professoren und die Regierung waren auf den Tod erschrocken.

Luther, der keineswegs abgedankt hatte — erließ er doch von der Wartburg eine erste Verwarnung an den Mainzer Kurfürsten, als dieser den Ablaßkram wieder aufnahm, und drohte ihm zum andern Male, als der Kurfürst einen Geistlichen wegen ketzerischer Meinung in Untersuchung zog — schrieb jetzt an den Kurfürsten von Sachsen, der ihm die Heimkehr widerrieth: „Er brauche seinen Schutz gar nicht, Er wolle vielmehr ihn, den Kurfürsten, schützen. Er ginge auch nach Leipzig, und wenn's neun Tage eitel Herzog George regnete."

Im Anfang März war er richtig wieder da, und predigte acht Tage lang wider die „falschen Propheten". Mit seiner Donnerstimme und seiner ehernen Ueberzeugung drang er durch, die Ordnung kehrte zurück. Keine Gewaltsamkeit in religiösen Dingen, lehrte er; die Ceremonieen machten's nicht aus, man könne sie beibehalten oder abschaffen. Doch wollte er auch keine Gewalt gegen die Neuerer gebraucht wissen. Karlstadt begab sich nach Basel; die Propheten wurden ausgewiesen, Thomas Münzer ging grollend nach Nürnberg.

Luther's Muth hatte ihm zum Siege verholfen. Muth war auch jetzt sein ganzes Wesen. Was er befehdete, befehdete er mit Gefahr seines Lebens, der Gebannte und Geächtete. Er blieb fortan in Wittenberg, und das Edikt von Worms war grade so

todt, wie die päpstliche Bulle. Man konnte in Deutschland leben, trotz Kaiser und Papst!

Politisch suchten Hutten und Sickingen eine Diversion zu machen, und zwar gleichfalls mit Gewalt. Seit dem Jahre 1518 war in Ulrich Hutten der Gedanke aufgestiegen, die Macht der Territorialherren zu brechen, die Gewalt des Kaisers zu erhöhen, eine Landeskirche zu gründen, und das römische Recht zu beseitigen. Franz von Sickingen ließ sich leicht zu dem Kühnsten bewegen, nur mußte dabei gerauft werden; im Jahre 1520 bot er Luther'n eine Freistatt auf seinen Schlössern an. Nach dem Wormser Reichstage reifte der Plan; ein großer Theil des Adels hatte Zuzug versprochen, viele Städte waren eingeweiht. Sickingen sollte deutscher Kaiser werden. Hutten ging wie immer furchtlos und opfermuthig ans Werk; Luther ward benachrichtigt; er antwortete: für das Evangelium solle nicht gekämpft werden. Sickingen's Pläne versetzten ihn in Unmuth. Als auch Eoban Heß, der Muthigsten Einer, zum vorläufigen Ausharren aufforderte, antwortete ihm Hutten: „Der Kampf ist beschlossen. Kann ich nicht Führer sein, so werde ich Soldat. Ich werde fest bleiben, auch wenn aus Furcht hie und da Freunde abfallen. Viel haben bisher meine Schriften gewirkt, aber jetzt ist es Zeit, zu den Waffen zu greifen. Entweder will ich lebend dem Vaterlande die Freiheit erkämpfen, wo nicht, will ich als ein freier Mann sterben. Ich weiß nicht, welches Geschick mir bevorsteht, aber ich habe die schönste Hoffnung. Sickingen wird uns unterstützen und der gesammte Adel; dann wird Rom zu Grunde gehen, Christus hergestellt werden und die Freiheit der Rede und des Gedankens. Ja, die Zeit ist gekommen, den Nacken dem schmählichen Joch zu entziehen. Sie ist gekommen. Wohlan, ergreift den Augenblick, ergreift die Waffen! — Und so will ich durchbrechen, ich werde es, oder selbst zu Grunde gehen, der Würfel ist geworfen!“

Sickingen rückte gegen Trier, mit dem dortigen Kurfürsten den Anfang zu machen. Er mußte die Belagerung nach 7 Tagen aufgeben, ward selbst belagert, und fiel im April 1523 auf der Bresche seiner letzten Veste Landstuhl bei Kaiserslautern. Hutten, von dem sich Melanchthon in seinem und Luther's Namen lossagte, floh in

die Schweiz, ward bei Erasmus zu Basel von der Thür gewiesen, und starb am 29. August 1523 auf der Insel Ufnau im Zürichsee.

Kein schrofferer Gegensatz in dieser widerspruchsvollen Zeit als der zwischen Hutten und Erasmus. Der Eine geht dem Kampfe beständig aus dem Wege, der Andere zieht ihn, wenn auch an den Haaren, herbei. Der Eine schont sich vor allen Stücken und schreitet auf Eiern einher; der Andere achtet seine Wohlfahrt und sein Leben für nichts. Hutten ganz Enthusiasmus, Verwegenheit; Erasmus eitel Vorsicht und Kühlheit. Hutten will, daß das Recht werde; Erasmus will Recht behalten. Hutten's letzte Schrift war die Expostulatio contra Erasmum, die „Auseinandersetzung", wie er sich mit Allen und Jedem auseinanderzusetzen pflegte. Erasmus antwortete mit: Spongia contra aspersiones Hutteni, mit dem „Schwamm gegen die Bespritzungen Huttens". Er wusch sich den Pelz. Hutten erlebte die perfide Schrift nicht mehr. Wird die denkmalsüchtige Zeit seiner ganz vergessen?

Der Pfalzgraf Ludwig und Philipp von Hessen waren gegen Sickingen ausgezogen! Der Adel sparte offenbar seine Kräfte für den Bauernfeldzug auf, und die Städte am Rhein waren halt zu reich und zu wohllebig!

Luther's politische Stellung zeichnet sich, ehrlich in ihren Widersprüchen, in allen seinen Schriften und brieflichen Aeußerungen aus dieser Zeit. Der Widerspruch in ihm war der theologische Standpunkt selbst. Der Grundton ist beständig: der Christ darf nicht rebelliren. 1522 schreibt er eine „treue Vermahnung an alle Christen, sie vor Aufruhr und Empörung zu hüten". Einem Freunde aber verhehlt er seine Herzensmeinung nicht: „Wenn die Fürsten noch länger dem thörichten Gehirn Herzog Georg's Gehör geben, so wird ein Tumult durch ganz Deutschland entstehen, der auch die gesammte Clerisei darin verwickeln wird. Die Fürsten sollten bedenken, die Völker seien nicht mehr wie sie bisher gewesen." Das Eine ist Lehre, das Andere persönliche Ansicht.

In der Schrift „von weltlicher Obrigkeit" (1523) entfaltet sich derselbe Dualismus ganz ausführlich: „Gott der Allmächtige hat unsere Fürsten toll gemacht, daß sie nicht anders meinen, sie mögen

thun und gebieten ihren Unterthanen was sie nur wollen. Und die Unterthanen auch irren und glauben, daß sie schuldig, dem Allem zu folgen." Dieses Letztere bezieht sich aber wesentlich auf jene Anmaßung der Fürsten, daß sie „nun angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von sich zu thun, glauben und halten, was sie aufgäben, in Gottes Stuhl zu sitzen, die Gewissen und Glauben zu meistern". In geistlichen Dingen ist also der Ungehorsam nicht verboten. Dann lautet es wieder sehr stark: „Nun es aber gilt, den armen Mann schinden, und ihren Muthwillen an Gottes Wort büssen, jetzt muß man sie christliche Fürsten heißen." „Und sollt wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsamer Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ärgsten Buben auf Erden" — „sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen."

Dann droht er den Fürsten mit Psalm 107: „Es ist schon ein groß Theil angegangen, denn gar wenige Fürsten sind, die man nicht für Narren und Buben hält; das macht, sie beweisen sich auch als solche." Den Hauptzorn erregen sie ihm aber deshalb, weil sie „nicht viel darnach fragen, wo Gott und sein Wort bleibe". Es werden nach dem Psalm alle Grundvesten des Landes umfallen, denn „sie haben sich gerüstet mit einem starken dicken Unglauben, der schaffet ihnen ein steinern Herz und einen eisernen Kopf. Wohlan, so lasse man sie auch fahren immer zum Teufel zu, weil sie es ja nicht anders wollen!"

Immer dieselbe Antithese: die Fürsten taugen nichts, Gott wird mit ihnen ins Gericht gehen; nur der Unterthan soll und darf nichts thun, die Rebellion ist unchristlich. Es liegt keine Sophistik darin, es ist eitel Theologie, und wenn Sophistik, so nur die natürliche Sophistik der Theologie selbst. Ueber manche Dinge ließ sich Luther um diese Zeit sogar auffallend weltlich vernehmen; so in seinem „Traktat vom ehelichen Leben", 1522, über die Ehe. Die Ehe war ihm eine äußerliche leibliche Verbindung, mit welcher Religion und Kirche nichts zu schaffen hätten! Auch an der Ehe zwischen Christen und Nichtchristen nahm er nicht den mindesten

Anstoß. Ja, in der Untüchtigkeit des einen Theiles fand er eine Entschuldigung für den andern. Die Wörter „Natur“ und „Vernunft“ kommen ihm ganz harmlos unter die Feder, obwohl der Göthe'sche Kanzler meint: „Natur und Geist, so spricht man nicht zu Christen, deshalb verbrennt man Atheisten, weil solche Reden höchst gefährlich sind.“ Neben „Natur“ und „Vernunft“ tritt aber stets die Bibel, und zwar als absoluter Maßstab des Denkens. Nur in der Auslegung der Bibel gestattete er Freiheit. Daß durch diese Lücke der unabhängige Geist zunächst als Bibelkritik seinen Einzug halten würde, war unschwer vorauszusehen; die Geschichte schuldet es dem etwas unstäten Karlstadt, ihn für den Bahnbrecher auf diesem Gebiete zu erklären. Er zuerst leugnete, daß Moses der Verfasser des ganzen Pentateuch sein könne, da er ja sonst seinen eigenen Tod hätte beschreiben müssen. Er machte darauf aufmerksam, daß es sich mit den Büchern Samuel's eben so verhalte, da ja Samuel im 25. Kapitel des ersten Buches sterbe!

Zu dieser selben Zeit dachte endlich Luther nicht daran, daß Fürsten und Adel jemals die geistlichen Güter zu ihrem Vortheile konfisciren sollten; er sah sie an als zur Aufbesserung der Schulen und zur Unterstützung der Armuth bestimmt.

Trotz der Unruhen in Wittenberg und der Sickingen'schen Fehde stand die Sache der Protestanten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522/3 leidlich gut. Der Kaiser war abwesend, der päpstliche Legat verlangte vergebens die Ausführung des Wormser Edikts, namentlich der Acht gegen Luther. Die Fürsten replizirten vielmehr in den stärksten Ausdrücken mit Angriffen auf den römischen Hof. Es wurden Stimmen genug laut, welche verlangten, das Wort Gottes solle rein und lauter gepredigt werden. Die Regelung der religiösen Angelegenheiten ward auf eine — allgemeine Kirchenversammlung verschoben.

Doch war die Parteiung unvermeidlich geworden. Im folgenden Jahre verbündeten sich die Katholiken zu Regensburg zur Ausführung des Wormser Ediktes. Die Evangelischen sahen sich be-

droht. Auf dem Reichstag zu Speier, 1524, langte ein drohendes Edikt des Kaisers von Burgos in Spanien an: er werde nach Deutschland kommen und die Ketzer zu Paaren treiben. Endlich entstand der evangelische Gegenbund zu Torgau, 1526. Immer wurden die kirchlichen Angelegenheiten auf ein allgemeines Konzil verschoben; immer hemmten die Türken, die 1523 nach entsetzlicher Belagerung die Insel Rhodus genommen und die Johanniter nach Malta vertrieben hatten, den Ausbruch des Konflikts. Einmal wollte der Heißsporn Philipp von Hessen schon losschlagen, rüstete aber doch wieder ab.

Im Jahre 1525 that Luther seinen letzten reformatorischen Schritt, er verheirathete sich mit einer gewesenen Nonne, Katharina von Bora, und drückte der Polemik gegen den Cölibat feierlichst das Siegel auf. Fortan war der evangelische Geistliche Mensch mit Menschen, Bürger unter Bürgern, nicht mehr der kirchliche Sonderling, dessen Asketik der öffentlichen Moral oft so theuer zu stehen kommt.

Die eigentliche Reformation wurde in demselben Jahre abgeschlossen, in welchem der Bauernkrieg über das Programm hinaus zu gehen strebte. Sie hatte acht Jahre gebraucht, um ihr Prinzip herauszustellen; was jetzt folgte, war eigentlich nur ihre Ausdehnung in die Breite und ihre Kodifikation. Sie arbeitete ihr System aus, während sie Propaganda machte. Alles Weitergehen war ausgeschlossen, sie selbst als geschichtliche That vollendet.

Die evangelische Welt richtete sich auf dem eroberten Territorium ein. Der Gottesdienst ward vereinfacht, die Kirchen wurden bildlos, die weißgetünchten Wände wiesen den suchenden Blick zurück auf das Innere des Menschen; das Mysterium der Messe machte der Reflexion des Predigtstuhles Platz. Die Musik entschlug sich jeder sinnlichen Aufreizung, der Choral verlieh der Gesammtstimmung der Gemeinde den einfachsten Ausdruck. Im Jahre 1523 vollzogen Wittenberg, Frankfurt a M. und Zürich die kirchliche Reform. Für ganz Sachsen schrieb Melanchthon die neue Kirchenordnung unter dem Namen des „Visitationsbüchleins". Luther verfaßte seine beiden Katechismen, den großen für die Prediger, den kleinen für die Katechumenen. Sie enthielten den Niederschlag

der ganzen Bewegung, die neue Orthodoxie: Dreieinigkeit, Sündenfall, Erbsünde, Erlösung, Heiligung durch zwei Sakramente: Taufe nnd Abendmahl, letzteres mit wirklicher Gegenwart Christi, welche aber doch nur spiritual zu verstehen sei; ewiges Leben und ewige Höllenstrafen. Im Wesen bezog sich Alles auf die Luther'sche Grundanschauung von der Rettung des sündigen Menschen durch den Glauben an den Gottmenschen; in der Form war es eine dürre Mythologie, zu viel für den Verstand, zu wenig für die Phantasie. Es fielen weg: die Tradition, die Kirchenväter und Konzilienbeschlüsse, sofern sie der Bibel widersprachen, der Kultus der Jungfrau und der Heiligen, da der Christ nur Einen Mittler gebrauche, der freie Wille und die Werkheiligkeit, fünf Sakramente, der päpstliche Primat, die kanonischen Gesetze, der Cölibat, selbstredend alle Abgaben nach Rom.

Die evangelischen Geistlichen standen fortan unter Dekanen, Superintendenten (Bischöfen) und Konsistorien — in der Schweiz und bei den Reformirten Presbyterialverfassung —; die Gerichtsbarkeit der Kirche ging an den Staat über, summus episcopus wurde der Landesherr. Die Kirche, um sich aus den Banden des kosmopolitischen Bischofs von Rom zu befreien, kroch als öffentliches Institut unter die Fittige des unfertigen Staates.

Die italienischen und türkischen Händel kamen in den zwanziger Jahren den Evangelischen bei ihrer häuslichen Einrichtung sehr zu statten. Leo X. war 1521 gestorben, und zwar ohne Sakramente. Das Volk in Rom war nicht von ihm erbaut: „Wie ein Fuchs hast du dich ins Pontifikat eingeschlichen, wie ein Löwe hast du drin gehaust, wie ein Hund bist du hingefahren.“ Hierauf ließ Karl V. seinen früheren Lehrer, den Utrechter Hadrian VI., zum Papst wählen. Hadrian war ein redlich-frommer Nazarener, der den Römern das allerseltsamste Schauspiel darbot, als er Ende August 1522 mit seiner alten Haushälterin in den Vatikan einzog, wo die Borgia gehaust und Kardinal Bibiena sich nach einem „Hofe von Damen“ gesehnt hatte. In Einem Punkte begegnete er sich mit Luther: der Laokoon war ihm ein heidnisch Götzenbild, die weltlichen Dichter waren ihm Heiden. Wucher, Sittenlosigkeit, Unzucht wollte er abstellen; den Kurfürsten schrieb er: „Selbst

auf dem heiligen Stuhle geschah manches Abscheuliche; Alles hat sich so zum Bösen verändert, daß unter den Geistlichen kaum Einer vorhanden ist, der da Gutes thue.“ Nur wollte er zuerst die Bannbulle gegen Luther und das Wormser Edikt, die Acht, ausgeführt wissen, und dann reformiren, pedetentim, Füßchen vor Füßchen, so alle Jahrhunderte ein Schritt! spottete Luther. Der Papst replizirte: Luther sei ein kleiner, abgefallner Mönch. Es war der alte Streit. Da starb der nazarenische Hadrian am 24. Dez. 1522. Es folgte der zweite Medici, Giulio, als Clemens VII., 1523—34.

Clemens wollte nichts mehr hören von einer Entartung der Kurie, von einer Reform der Kirche. Sein Legat stiftete das katholische Bündniß zu Regensburg zwischen dem Erzherzog von Oesterreich, dem Herzog von Bayern und den meisten süddeutschen Bischöfen (1524). Jetzt erfolgte das drohende Edikt von Burgos, die Ausführung des Wormser Ediktes befehlend. „Wider den unmenschlichen und unchristlichen Luther“, sagte der Kaiser. Luther antwortete dem „sterblichen Madensack“ Karl. Es fielen evangelische Märtyrer zu Antwerpen, Wien, in Schwaben und Elsaß. Der Herzog von Bayern ließ 9 Männer zum Tode im Feuer, 29 zum Tode im Wasser verdammen. Bernhard Käser ward zu Passau verbrannt, in Köln Adolf Clarenbach hingerichtet, weil er den Papst nicht als das Haupt der christlichen Kirche betrachten wollte, und die Konzilien nicht für unfehlbar hielt. „O Köln, Köln, was verfolgst du Gottes Wort! Es ist noch ein Nebel in der Luft, aber er wird einmal reißen.“ Luther tröstete die Verfolgten und pries die Märtyrer.

Aber Karl zerfiel mit dem Papste wegen der Herrschaft in Italien. Franz I., des Papstes Mann, brach über die Alpen und mußte bei Pavia geschlagen werden; dann wurde er gefangen nach Madrid gebracht. Hierauf ging es gegen Rom. Karl Montpensier, Herzog von Bourbon, als Generalissimus der kaiserlichen Armee, stürmte die Ewige Stadt am 6. Mai 1527. Der Connetable fiel auf der Sturmleiter; aber die Soldateska, aus allerlei Volk und Glauben zusammengesetzt, rächte ihn. Frundsberg erzählt: Erst nach sieben Tagen ward Brennen, Rauben, Plündern und Tödten

verboten. Von beiden Seiten kamen in der ersten Woche 12,000 Menschen um. Jetzt begannen die Deutschen zu essen und zu trinken. Die Lutheraner trieben Spott und Schimpf, die Franzosen Unzucht. Der Vatikan ward verwüstet. Häuser und Ställe, darin Esel und Roß gestanden, fand man später voll zerrissener Briefe und päpstlicher Bullen, die man den Thieren untergestreut. Prozessionen mit Papst und Kardinälen in pontificalibus wurden nachgeahmt. Der Sultan Suleiman meinte: er gehe mit dem griechischen Patriarchen nicht so um, wie die Christen mit ihrem Papste.

Der gefangene Papst mußte unerhörte Bedingungen eingehen: 100,000 Dukaten gleich, 50,000 in acht Tagen, in zwei Monaten noch 250,000, bis zur Zahlung der ersten 150,000 bleibt der Papst gefangen; die Engelsburg, die Burgen von Ostia, Civitàvecchia, Città Castellana, Parma und Piacenza werden dem Kaiser übergeben. Karl, der nie etwas Anderes werden konnte als ein Diplomat, heuchelte in Spanien vortrefflich. Er ließ bereits angekündigte Festlichkeiten absagen, trauerte gar über das Unglück des heiligen Vaters. Von den Friedensbedingungen aber ließ er kein Jota ab.

Der Damenfriede von Cambray (3. August 1529) machte den Kaiser zum Herrn von Italien; der Papst fügte sich; zu Bologna fand jene berühmte Zusammenkunft statt, bei welcher Karl zum ersten Male selbständig auftrat und mit Clemens die gründliche Reaktion vereinbarte. Der deutsche Reichstag zu Speier war bereits am Werke.

1529 kamen die katholischen Stände zu Speier auf den Nürnberger Beschluß zurück; die Mehrheit beschloß: die neue Abendmahlslehre darf nicht öffentlich gepredigt, die Messe nicht abgeschafft, Niemand der Religion wegen vergewaltigt, und das Wormser Edikt muß ausgeführt werden. Namentlich sollten die Rechte der geistlichen Stände unantastbar sein. Dagegen protestirten am 19. April die evangelischen Stände, Sachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, und 14 Reichsstädte, und zwar unter Berufung an den Kaiser, am 25. April an ein allgemeines oder ein deutsches Konzil. Von diesem Protest hießen sie Protestanten, nicht in einem höheren, allgemeineren Sinne.

Der Kaiser, der in Italien war, nahm den Protest nicht an. Luther aber, seiner Natur getreu, widerrieth auch jetzt noch die bewaffnete Abwehr. Von einer Verständigung mit den Zwinglianern wollte er gar nicht reden hören.

Um diese Verständigung grade war es dem energischen und verständigen Landgrafen Philipp von Hessen zu thun. In demselben Jahre veranstaltete er das Zwiegespräch zwischen Luther und Zwingli zu Marburg. Luther nahm in der Abendmahlslehre eine mystische, noch halb katholische Stellung ein, von dem „Sakrament" wollte er durchaus nicht lassen. Zwingli dagegen, überhaupt mehr humanistischer Aufklärer, als Kirchenstifter, erblickte im Abendmahl lediglich eine Erinnerungsfeier, ein Gedenkfest zu Ehren des Märtyrers Jesus von Nazareth.

Zu Marburg wurde heftig und lange gestritten; aber zwischen dem wohlwollendsten Verstande und dem Symbolismus, der von seinem Zeichen nicht loskommen konnte, war keine Versöhnung möglich. Zwingli mochte immerhin zugeben, es lasse sich ja alles Mögliche bei „Wein und Brod" denken, Luther beharrte dabei: „Wir genießen Christi Leib und Blut mit, in und unter Brod und Wein"; zwar nicht real, wohl aber spiritual, d. h. mystisch!

So wurde denn ein einheitlicher evangelischer Bund unmöglich. Luther urtheilte so schroff, daß seine Nachtreter über eitel Ketzerei der Schweizer schrieen. Bucer und Capito zu Straßburg vermittelten vergebens; Philipp von Hessen betrug sich vergebens als Weltweiser. Die reformirten Städte unterschrieben auch später nicht die theologischen Artikel zu Schmalkalden. Die Schweizer aber reformirten nur um so gründlicher; sie verwendeten die geistlichen Güter zu Hospitälern und Schulen, verbesserten die Besoldungen von Geistlichen und Lehrern, und begannen schon damals auf jenen öffentlichen Unterricht hinzuarbeiten, der sie in jüngster Zeit über alle Staaten Europa's erhöht.

Der Bruch schien 1529 unvermeidlich zu sein; aber die Türken halfen. Ferdinand, Karl's Bruder, hatte in Ungarn und Oesterreich den Stoß auszuhalten. Als König Ludwig von Böhmen und Ungarn starb, konnte Ferdinand, dem beide Kronen nach dem Erbvertrage zufielen, in Ungarn nicht Besitz ergreifen. Zwar

wählten ihn die Ungarn zu Stuhlweißenburg und krönten ihn im Jahre 1527. Aber auch Johann Zapolya war gewählt, und diesen setzte Suleiman der Türke mit bewaffneter Hand in Ofen ein. Dann zog Suleiman 1529 mit 250,000 Mann, 300 Kanonen und einer Donauflotte gegen Wien. Die wackere Vertheidigung unter dem Herzog Philipp von Bayern zählte nur 20,000 Krieger mit 72 Kanonen. Da konnte man an keinen Bürgerkrieg in Deutschland denken; die Zeiten Musa's schienen sich zu erneuern. Luther war patriotisch genug, seine „Heerpredigt wider die Türken" zu schreiben, und so des Kaisers Antrag auf Reichshülfe kräftigst zu unterstützen. Suleiman wurde zwar am 15. Oktober zum Rückzuge gezwungen; aber die „Türkengefahr" blieb auf der Tagesordnung.

So gewann der Protestantismus in den zwanziger Jahren Muße, sich auch räumlich auszudehnen und zur politischen Macht zu werden: in Sachsen und Hessen, in Franken, Braunschweig, Lüneburg, Ostfriesland und Schleswig-Holstein, theilweise sogar in Schlesien. Die Reichsstädte, Magdeburg und Nürnberg, die alten Inhaber des deutschen Bürgerrechts, an der Spitze, blieben nicht zurück. Der deutsche Ordensmeister Albrecht von Brandenburg in Preußen sagte sich auf Luther's Rath von Reich und Kirche los, und säkularisirte das Ostseegebiet als polnischer Lehnsträger. Ebenso traten Lievland unter Plettenberg und Kurland unter Kettler zur protestantischen Sache über. In Schweden reformirte Gustav Wasa, Dänemark wurde lutherisch; in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen zog die neue Lehre, dem Hause Habsburg zum Trotz, ein. Bekenner genug gab es in Deutschösterreich und Bayern.

1530 kam der Kaiser selbst zum Reichstag nach Augsburg. Er fühlte sich auf der Höhe seiner Macht und völlig dazu angethan, dem Ding ein Ende zu machen, „die Schmach, die man Christo angethan, zu rächen". Die Protestanten reichten ihre Confession ein, ihr Glaubensbekenntniß; noch behaupteten sie, keine neue Kirche zu gründen, sondern blos die alte zu reinigen. Sie drückten sich so nahe als möglich an den katholischen Glauben und verwahrten sich energisch gegen Zwingli's Lehre. Sie rechtfertigten sich ferner wegen der Abschaffung katholischer Mißbräuche.

Darauf antworteten die Katholischen mit einer Confutation oder Widerlegung. Sodann wählte man eine gemischte Conferenz zum Ausgleich: merkwürdig, über die Dogmen hätte man sich nahezu verständigt, der gute Melanchthon schrieb sogar nach Wittenberg: „Niemand am ganzen Hofe ist sanfter als Cäsar", — wäre nicht die Kirchenverfassung, das Regiment gewesen. Der Papst gab nicht nach, und Luther auch nicht. Der Reichstag bezeichnete die Protestanten als Sekte. Melanchthon verfaßte die Apologie, die Evangelischen protestirten und gingen. Der Abschied, vom Kurfürsten von Brandenburg verlesen, drohte der „Sekte" die Ausrottung und sprach über alle ihre Anhänger die Acht aus. Luther, der nicht nach Augsburg kommen durfte, dichtete zu Coburg auf der Veste: „Ein' feste Burg ist unser Gott".

Jetzt erst, da das Kammergericht die geistlichen Güter zurückforderte, kam der Schmalkaldner Bund zu Stande (1531). Aber noch halfen die Türken. Das Nürnberger Compromiß ward 1532 geschlossen: man wollte Frieden halten bis zum allgemeinen Konzil; die Prozesse sollten sistirt werden. Der nothdürftige innere Friede Deutschlands ward noch 16 Jahre lang erhalten. Luther erlebte den Krieg nicht, er starb im Jahre vorher, am 18. Februar 1546. Als Wittenberg nach der Schlacht bei Mühlberg in kaiserliche Hände fiel, mußte seine Witwe mit den Kindern bis nach Dänemark fliehen, ehe sie Schutz und Ruhe fand.

Wer das Wehen des Sonnenaufgangs im Wendepunkt der Jahrhunderte vernommen hatte, wer Zeuge gewesen war von dem „Aufeinanderplatzen der Geister" bis zum Ende des ersten Vierteljahrhunderts der neuen Aera — und auf dem Boden der Geschichte sind wir ja immer noch Zeitgenossen und Zeugen — der mußte ausrufen: Wie wenig ist von der großen Idee in die Wirklichkeit gedrungen, wie spröde und hart zeigte sich das Leben gegen den Gedanken! Wie einseitig und beschränkt ist die Schöpfung, im Verhältniß zu den großartigen Mühen der Schöpfer! Freiheit auf allen Gebieten, in der Wissenschaft und Kunst, im Denken und Glauben, im Staate und in der Gesellschaft wollte man, und — die Confessio Augustana erreichte man!

Ungeheuere Ansätze, Herkulesarbeiten scheinen nothwendig, um nur etwas zu bessern; die Saat ist massenhaft, die Ernte schmal. Die Menschheit ist dazu verurtheilt, stufenweise vorwärts zu schreiten und für ihre edelsten Absichten in der Bescheidenheit Buße zu thun. Aber jede zurückgelegte Stufe gibt der folgenden ihr mot d'ordre; wie von einer Sehergabe über das eigene Wollen hinausgerückt, verkündet selbst der Abschließende, sich Beschränkende, die Aufgabe der Folgezeit. Ein solcher Seherblick war es, der Luthern in seiner Schrift „von der weltlichen Obrigkeit", 1523, in der Blüthe seiner Kraft, die Worte eingab:

„Daß alle Zeit über alles Recht regiere und das oberste Recht und Meister aller Rechte bleibe die Vernunft. Das sage ich darum, daß man nicht meine, es sei genug und köstlich Ding, wenn man dem geschriebenen Recht oder Juristen-Räthen folgt; es gehört mehr dazu. — Also soll man handeln mit allem unrechten Gut, es sei heimlich oder öffentlich, daß immer die Liebe und natürlich Recht oben schwebt. Denn wo Du der Liebe nach urtheilst, wirst Du gar leicht alle Sachen entscheiden und richten, ohne alle Rechtsbücher. Wo Du aber Liebe und Naturrecht aus den Augen thust, wirst Du es nimmermehr so treffen, daß es Gott gefalle, wenn Du auch alle Rechtsbücher und Juristen gefressen hättest, sondern sie werden Dich nur irrer machen, je mehr Du ihnen nachdenkst. Ein recht gutes Urtheil, das muß und kann nicht aus Büchern gesprochen werden, sondern aus freiem Sinn daher, als wäre kein Buch. Aber solch frei Urtheil gibt die Liebe und natürlich Recht, deß alle Vernunft voll ist."

Die Vernunft auf intellektuellem, die Liebe auf praktischem Gebiete: weiß Einer zwei höhere Kriterien? Die Vernunft im Staate, die Liebe im geselligen Verbande: ist das nicht die höchste Politik und das Evangelium Johannis? Die Vernunft gegen die Autorität und die Tradition; die Liebe gegen die Tyrannei und die Verhetzungen der Glaubensmänner: hat das 19. Jahrhundert etwas Größeres erdacht? Unser Vorzug besteht nur darin, daß wir es nicht so nebenher und in der Aufwallung denken, sondern darauf wie auf einem Fundament von Granit stehen.

V.

Der Bauernkrieg.

Der religiöse Radikalismus. — Politische Stimmungen: Luther's Kraftstellen. Wenzeslaus Link. „Teutscher Nation Nothdurft." — Sozialismus: Eberlin von Günzburg. Thomas Münzer. Schweizerische Konflikte. Eine deutsche Mahnung. Pfiffigkeit der Autorität. — Geschichte der sozialen Bewegungen im Mittelalter. — Bundschuh, Armer Konrad, kurz vor der Reformation. — Oekonomische Lage der Städte, des Adels und der Bauern. — Das römische Recht dinglich und persönlich. — Die Lasten der Bauern. — Ausbruch in Oberdeutschland. — Luther über die zwölf Artikel und gegen die Bauern. — Die Häupter des Bauernkrieges. — Der Terrorismus zu Weinsberg. — Florian Geyer und Götz von Berlichingen. — Die Heilbronner Reichsverfassung. — Münzer in Thüringen. — Luther's Bedenken gegen die Reaktion. — Das Ende der Reformation.

Der Bauernkrieg in Oesterreich und Ungarn. — Der Zwiespalt der Stände in der Zeit der Gährung. — Demuth und Feigheit der Reformatoren. — Sebastian Frank, der freie Mann. Sein Gegensatz zu Luther. — Das Zeitalter richtet sich selbst.

Wer spricht zum wogenden Meere: „Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen"? Und wer sagt dem mächtigen Strome: „Kehre zu deiner Quelle zurück"?

Die Bewegung der Renaissance und der Reformation, jenes Erwachen des Verstandes und dieses Lautwerden des Gewissens, waren viel zu gewaltig, als daß sie sich in dem schmalen Bette der Confessio Augustana hätten einfangen lassen. Viel zu viele Gedanken waren in Umlauf gesetzt, viel zu viel Begeisterung war entflammt, und — das wolle man nicht vergessen — viel zu viele Interessen waren angeregt worden. In den großen religiös-kirchlichen und humanistischen Doppelstrom hatten die kecken Berg-

wasser des philosophischen und politischen Radikalismus und der sozialen Noth gemündet. Nicht nur die Klammern der geistlichen Weltherrschaft, auch die Dämme des Feudalstaates und der gesellschaftlichen Zwangslage begannen zu weichen.

Luther hatte die katholische Kirche um fünf Sakramente verkürzt, zwei blieben noch übrig. Wozu zwei? wozu eins? frug die weitergehende Kritik. Was sollen uns die Zaubermittel zur Seligkeit überhaupt? Hatte doch Zwingli das Abendmahl bereits zu einer Erinnerungsfeier herabgesetzt. Andreas Bodenstein aus Karlstadt drang auf Abschaffung von Taufe und Abendmahl. Er ward aus Sachsen verwiesen, denn die junge Reformation hatte bereits ihre Polizei und weltliche Macht. In Süddeutschland machte er Propaganda; Oekolampadius (Hausschein) und selbst Zwingli waren nicht abgeneigt.

In Nürnberg ließen die Ketzer nur noch Gott bestehen, wollten aber von der Dreieinigkeit nichts wissen. Der Unitarismus, durch welchen Faustus und Lälius Socinus aus Oberitalien bald nachher zu Ketzern werden sollten, auf den der Amerikaner Channing noch in unserm Jahrhundert seine Berühmtheit zu gründen vermochte, regte sich schon an der Wiege der Reform. Sebastian Frank, der erste deutsche Historiker von Geist, erzählt uns in seiner Chronik, schon zu Anfang des Jahrhunderts habe der Niederländer Ryßwick behauptet: „Die Welt ist von Anbeginn gewesen, nicht wie dem albernen Moses träumt, oder als die ungereimte Bibel anzeigt. Gott hat weder böse noch gute Engel erschaffen; es ist keine Hölle, und nach diesem Leben ist keins mehr. Christus ist ein thörichter, einfältiger Phantast gewesen und ein Verführer der einfältigen Leute. Christus hat die ganze Welt in Jammer bracht, denn viel Leut sind von seinetwegen und seines thörichten Evangeliums wegen umgekommen. Christus ist durchaus nicht Gottes Sohn." Ryßwick wurde zu ewigem Gefängniß verurtheilt; er entkam, aber nur, um seine Bücher bei zwei Notarien nieder zu legen und sich frei zu ihnen zu bekennen. Die Inquisition verbrannte ihn sammt seinen Büchern.

Wie frei hatte sich Luther über die Fürsten ausgelassen, wie demokratisch hatte er zu Anfang ans allgemeine Wahlrecht der

Gemeinden appellirt! Wie sprang er mit Karl V., mit Heinrich VIII. von England, mit dem Herzog von Braunschweig um! Erklärte er doch 1522: „man solle thun wie im Volke Israel, da nur Einer König blieb". — „Müssen denn Alle Fürsten und Edel bleiben, die Fürsten und Edel geboren sind? Was schadet es, ein Fürst nehme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines ziemlichen Bürgers Gut?"

Ja, in seiner eigensten Angelegenheit, in dem was er bald „mein" Evangelium nennen sollte, war ihm die Anwendung der Gewalt nicht immer ein Greuel gewesen. 1519 schrieb er die geflügelten Worte: „Wenn der Römlinge rasend Wüthen einen Fortgang haben sollte, so dünkt mich, es wäre schier kein besserer Rath und Arznei, ihm zu steuern, denn daß Könige und Fürsten mit Gewalt dazu thäten, sich rüsteten und diese schädlichen Leute, so alle Welt vergiften, angriffen, und einmal des Spiels ein Ende machten mit Waffen, nicht mit Worten. So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer strafen: warum greifen wir nicht vielmehr an diese schädlichen Lehrer des Verderbens, als Päpste, Kardinäle, Bischöfe, und das ganze Geschwärm des römischen Sodoma mit allerlei Waffen, und waschen unsere Hände in ihrem Blut?"

Im Jahre 1524 griff er in der Schrift „von Kaufshandlung" Fürsten und Profitmacher zugleich an; verrieth er dabei keine Ahnung von heutigen nationalökonomischen Gesetzen, so war er um so entschiedener in seiner Verdammung der Habsucht und Betrügerei: „Könige und Fürsten sollten hie dreinsehen, und nach gestrengem Recht solches wehren; aber ich höre, sie haben Kopf und Theil daran, und geht nach dem Spruch Esaja I: Die Fürsten sind der Diebe Gesellen geworden. Dieweil lassen sie Diebe hängen, die einen Gulden oder einen halben gestohlen haben, und hantieren mit denen, die alle Welt berauben und stehlen sehrer denn alle Andern, daß ja das Sprichwort wahr bleibe: große Diebe hängen die kleinen. Was wird aber zuletzt Gott dazu sagen? Er wird thun wie er durch Ezechiel spricht, Fürsten und Kaufleute, einen Dieb mit dem andern, in einander schmelzen, wie Blei und Erz, gleich als wenn eine

Stadt ausbrennt, daß weder Fürsten noch Kaufleute mehr seien, als ich besorge, daß schon vor der Thür sei."

War nicht der Kurfürst von Mainz einer der Gründer des Ablaßschwindels? Hatten nicht die Städte, von kaufmännischen Interessen getrieben, die erste deutsche Einheit, die des Zolles, hintertrieben? Die Fugger hatten die Wahl Karl's V. in Entreprise genommen; die Fugger hatten den Dr. Eck besoldet, daß er den Ablaß gegen Luther durch Dick und Dünn vertheidigte; die Fugger trugen dazu bei, die Bannbulle Leo's X. zu provoziren, weil sie als Makler ihren Schnitt an den „Sünden der Deutschen" machten!

Viel bestimmter formulirte freilich Wenzeslaus Link in einer Flugschrift das politische Credo der Zeit, wenn er sagte: „Eine Gewalt oder Obrigkeit ist Gottes Dienerin, die Tyrannei des Teufels. Wie käme man darauf, wenn die Fürsten oder Herren im Spiel ein Land versetzten oder sonst mit Prangen unnöthig Geld verzehrten, daß man ihnen darnach Schatzung sollte geben? oder wo sie mit einander uneinig würden, daß man Heerfahrt machte? Wenn es nicht gemeinen Nutzen betrifft, ist man's nicht pflichtig, mag es auch mit gutem Gewissen ablehnen." Das klingt doch schon vernehmlich an die Volkssouveränität an, wie auch Hieronymus Savonarola schon in der allgemeinen Abstimmung die einzige Sanktion der Gesetze erkannt hatte.

Der „Neue Karsthans", welcher lange Zeit Ulrich Hutten zugeschrieben wurde, richtete sich direkt an die Thatkraft des Volkes, und predigte in seinen 30 angehängten Artikeln die Revolution. Ganz aus derselben Zeit (1521) sind die „Vier Gespräche" Hutten's, in denen Sickingen vier Räuberarten aufzählt: 1) die eigentlichen Wegelagerer; 2) die Kaufleute, Monopolisten und namentlich die Fugger; 3) die Schreiber und Juristen; 4) die Geistlichen. Der schwäbische Franziskaner Eberlin von Günzburg, eine Natur, so mächtig wie Savonarola, nur geschmeidiger, reicher an Hülfsmitteln, entwarf in seinen Flugschriften förmlich den neuen Staat und die neuen Sozialgesetze. Wie er Luther's reformatorische Gedanken meisterhaft popularisirte, so arbeitete er dem großen politischen Sturm vor. Es heißt in seiner „Neuen Ordnung weltlichen Standes" (1521): „Keine ehrlichere Arbeit oder Nahrung

soll sein, denn Ackerbau. Aller Adel soll sich nähren von Ackerbau. Kein Oberhaupt soll Gewalt haben etwas zu thun, ohne Hülfe und Rath derer, so vom Haufen der Unterthanen dazu gesetzt oder geordnet sind. Gewild, Vögel und Fische soll Jedermann gemein sein für seine Noth zu fahen, was er vermag. Holz soll Jedermann gemein sein zu hauen, doch nützlich. Alle alten kaiserlichen und Pfaffenrechte thun wir ab. Jeglicher soll gemeine Rechte wissen, und daß Jeglicher wisse sein Billiges und Unbilliges. Kein Jurist, kein Fürsprecher soll fürhin sein: welcher für sich selbst nicht reden kann, der nehme den nächsten Mitbürger. — Welcher Bürger unter hundert Gulden Werth hat, darf nichts geben, aber hundert Gulden gibt alle Woche einen Heller: den soll man alle Wochen fordern."

Da sind also ausgesprochen: die Arbeit als einzige Grundlage der Existenz; das Recht der Volksvertretung; die Abschaffung der Monopole auf das Gemeingut; die Nothwendigkeit eines volksthümlichen Rechtes, mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit; eine Einkommensteuer von einem gewissen Vermögenssatze an. Eberlein von Günzburg eröffnet die Aera der „Artikel", die zu einer so großen Rolle bestimmt waren.

Aehnlich behandelt die Gebresten der Zeit und deren Abhülfe eine anonyme oder richtiger pseudonyme Flugschrift: „Teutscher Nation Nothdurft. Die Ordnung und Reformation aller Ständ im Römischen Reich. Durch Kaiser Friedrich III., Gott zu Lob, der ganzen Christenheit zu Nutz und Seligkeit fürgenommen" (1523). Hier haben wir dreizehn Artikel vor uns. Nicht der schläfrige Kaiser hatte solche Dinge gewollt, sondern ein Mann der Reformationszeit verbarg sich hinter der Majestät, indem er verlangte: Alle Doctores der geistlichen und weltlichen Rechte sollen ab und todt sein. Alle Zölle, Mauth, Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuern und Beschwerungen, sollen fürbaß hin alle todt und ab sein, ausgenommen was zu der Nothdurft erkannt wird. Kein Kaufmann soll mit mehr als 10,000 Gulden handeln, das Uebrige soll er bei der Obrigkeit zu 4% anlegen, die es zu 5% austhut. Der Volksunterricht soll aufgebessert werden. Zur Aufrechthaltung der Artikel diene — die allgemeine Volksbewaffnung!

Religionsphilosophisch, politisch und sozial ist aber bei Weitem die bedeutendste und radikalste Erscheinung der Zeit Thomas Münzer aus Stollberg am Harz. Zu diesem sollten die Poeten greifen, wenn sie episch oder tragisch die Extreme der Reformationsperiode behandeln wollen; die Münster'sche Wiedertäuferei ist nur ein unflätiger Auswuchs. In Thomas Münzer drängen sich alle Umsturz-Ideen des ersten Vierteljahrhunderts der neuen Zeit zusammen, in ihm haben alle, auch die verfrühtesten Hoffnungen gegohren. Was er auch that, er nahm Alles frei und bewußt auf sich; rein ist sein Leben bis zu dem herben Schicksalsschluß. Auch ein Jahrhundert mag irren, so lang es strebt; wer aber nicht sich selbst sucht, der hat das Privilegium des Irrthums. Er ist 1498 geboren, als Savonarola verbrannt wurde, und starb als Märtyrer seiner Ueberzeugung 1525, mit 27 Jahren.

Thomas Münzer's Vater wurde unschuldigerweise gehängt — das erklärt des Sohnes Leidenschaft; er selbst lebte in dem Joachimitischen „Ewigen Evangelium" — das begründet seine Richtung; durch den Humanismus gestaltete sich seine Gottesidee pantheistisch: das ist der Schlüssel zu seinem Wesen und Wirken. Er ging mit Luther'n, so lange ihm Luther vorwärts zu gehen schien; schon 1520, vor dem Wormser Reichstage, verlangte er als 22jähriger Jüngling eine ganz neue Kirche für die „ächten Kinder Gottes". Luther machte ihm zu viel Wesens aus dem Glauben, legte ihm zu geringe Wichtigkeit auf die Werke. Er sprach von „todter Glaubenspredigt". Als die Zwickauer Propheten vertrieben wurden, ging er nicht mit ihnen nach Wittenberg, sondern nach Böhmen, wo er vergeblich versuchte, die Flamme aus dem Aschenhäufchen des Hussitismus herauszublasen. Er kehrte nach Allstedt zurück, predigte (?bei Eisleben) wider die „Rechtfertigung durch den Glauben", nannte Christus einen Propheten, nichts mehr, setzte den „Geist" über die Bibel, lehrte die fortdauernde Inspiration — er selbst ein Inspirirter —, verwarf das Jenseits, wies auf die Verwirklichung des Ideals auf dieser Erde hin, sagte dem Kurfürsten von der Kanzel herab die stärksten Dinge, und nahm das Exil fröhlich auf sich.

Wie unbequem er Luther'n werden mußte, geht aus dem Umstande hervor, daß er den Reformator zu Orlamünde förmlich

unpopulär machte. Er nannte ihn im Style der Zeit: „Lügner, hoffärtigen Narren, Erzheiden, Erzbuben, schmeichelnden Schelm, welcher die Fürsten in Ehren halte und der Enthusiasterei widerstehe“. Der „Enthusiast“ brachte es dahin, daß die Bürger von Orlamünde den Dr. Martin mit Koth und Steinwürfen aus der Stadt eskortirten!

Von Allstedt, nicht ohne Luther's Zuthun, vertrieben, begab sich Münzer nach Nürnberg. Hier schrieb er seine Vertheidigungsschrift „wider das sanftlebende Fleisch von Wittenberg“. Er wird heftig ausfahrend gegen die lutherische „Unfreiheit des Willens“. Luther ist ihm ein Fürstendiener, der blos auf Bürger und Bauern schelte. „Vater Leisetritt“ nannte er ihn. Die Volkssouveränität nach altem germanischen Recht fordert er von den Fürsten zurück; ihre Regierung nennt er ein Raubsystem. Und wieder ist Luther der „Doktor Lügner“, ein „Neuer Papst“. Höhnisch räth er ihm, er solle den Fürsten jetzt auch noch die Kirchen und Klöster schenken. „Ich rath dir's, der Bauer möchte sonst zufallen.“

Darob ward Münzer auch aus Nürnberg verjagt; er begab sich weiter nach Süden, auch in die Schweiz, ganz erfüllt von dem großen Gedanken einer revolutionären Verbindung und Organisation über das gesammte deutsche Land. Sein Schriftenthum war eigentlich bloßes Geplänkel, er wollte mit Waffen kämpfen, nicht mit Worten. Bald werden wir ihm wieder begegnen.

Auch in der Schweiz erhob sich die politisch-soziale Linke wider den Doctrinarismus der blos kirchlichen Reform. Zwingli hatte den Konrad Grebel, den Simon Stumpf und den Felix Manz gegen sich, die sich offen zur Wiedertäuferei bekannten. In Waldshut schloß sich ihnen der Reformator Balthasar Hubmaier an, wie im Norden Andreas Karlstadt. Auch Zwingli rief leider, wie Luther, die Obrigkeit an, doch nicht ohne Weiteres und in viel legalerer Weise. Zwingli disputirte mit den Wiedertäufern, besiegte sie öffentlich, und der Rath wies sie aus Zürich. Als sie darauf in Zollikon eine Gemeinde mit Gütergemeinschaft stifteten, wurden sie eingesperrt und verbannt. Die politischen Dinge nahmen sich denn doch schon damals in gewissen Theilen der Schweiz anders aus als in Deutschland. Zwingli konnte nie begreifen, daß

die Könige nach Erbrecht regieren, und nicht nach der Wahl des Volkes. Wenn das Volk, meinte er, einen Tyrannen absetze und hinrichte, so sei Gott der Haupturheber der That!

Die Bewegung auf dem politisch-sozialen Gebiete beschränkte sich aber nicht auf etliche Sektirer und deren Gemeinden, mit denen man rechten und die man richten mochte; sie ergriff den „gemeinen Mann", die ganze deutsche Bauernschaft und einen Theil der Kleinbürger, alle von der Feudalität Gedrückten und Geschundenen, die absolut nicht einsehen wollten, daß „christliche Freiheit" nichts mit des Leibes Nahrung und Nothdurft zu thun haben sollte. Und wenn es das Volk nicht von selbst gewußt hätte, so sagten es ihm die fliegenden Blätter deutlich genug:

„In welchem Codex hat Gott, ihr Herr, ihnen solche Gewalt gegeben, daß wir Armen ihnen zu Frohndienst ihre Güter bauen müssen, und zwar nur bei schönem Wetter, aber bei Regenwetter unserer Armuth den erarbeiteten blutigen Schweiß im Feld verderben lassen sollten? Gott mag in seiner Gerechtigkeit dies gräuliche babylonische Gefängniß nicht gedulden, daß wir Armen also sollen vertrieben sein, ihre Wiesen abzumähen und zu hauen, die Aecker zu bauen und den Flachs darein zu säen, wieder herauszuraufen, zu riffeln, zu röseln, zu waschen, zu brechen und zu spinnen, Erbsen zu klauben, Möhren und Spargeln zu brechen. Hilf Gott, wo ist doch des Jammers je erhört worden! Sie schatzen und reißen den Armen das Mark aus den Beinen, und das müssen wir verzinsen. Wo bleiben hie die Stecher und Renner, die Spieler und Bankettirer, die da völler sind als die kotzenden Hunde? Dazu müssen wir Armen ihnen steuern, Zinsen und Gült geben, und soll der Arme nichts minder, weder Brod, Salz noch Schmalz daheim haben, mit sammt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Wo bleiben hie die mit ihrem Handlehn und Hauptrecht? Verflucht sei ihr Schandlehn und Raubrecht! Wo bleiben sie, die Tyrannen und Wüthriche, die ihner selbst zueignen Steuer, Zoll und Umgeld, und das so schändlich und lästerlich verthuen, das doch Alles in gemeinen Seckel kommen und zu Nutz dem Lande dienen soll? Und daß sich ja keiner dawider rümpfe, oder gar flugs gehts mit ihm als mit einem

verrätherischen Buben ans pflöcken, köpfen, viertheilen; da ist minder Erbarmung, denn mit einem wüthenden Hund. Hat ihnen Gott solche Gewalt gegeben, in welchem Kappenzipfel steht doch das geschrieben? Ja, ihre Gewalt ist von Gott, aber doch so fern, daß sie des Teufels Söldner sind und Satanas ihr Hauptmann. Nur mit diesen Moabs und Behemots weit hintan und weit hinweg, ist Gottes höchstes Gefallen."

Mit der Bauernfrage wurde allerdings eine tausendjährige Vergangenheit in Frage gestellt; aber einmal mußte daran gegangen werden. Frankreich wartete noch zwei Jahrhunderte und mußte sie doch lösen. Als die Deutschen im 16. Jahrhundert den Muth dazu nicht hatten, gruben sie sich und ihrer Geschichte auf drei Jahrhunderte das Grab.

Wenn die berechtigten Forderungen der Völker und des Volkes hartnäckig verweigert und die Völker wie das Volk zur Selbsthülfe gezwungen werden, so duftet die Geschichte niemals nach Rosenwasser. Dann ertönt der Triumphgesang der Reaktion:

„Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

Und auch diejenigen bekommen Recht, welche mit inquisitorischer Spürnase nach den „geistigen Urhebern" des „Attentats wider die Ordnung" fahnden, und diese „geistigen Urheber" richtig herausfinden. Solche unfehlbare Konkordätler gab es schon sehr früh. Papst Martin V., der dem Kaiser Siegmund die Kreuzbulle gegen die Hussiten ertheilte, hatte auch dem polnischen Jagellonen, um ihn gegen die Böhmen aufzuhetzen, ein Jahrhundert vor dem Bauernkriege, geschrieben: „Es ist nicht nur die Verderbniß der Religion, die einen katholischen König gegen sie aufbringen muß, die Klugheit verlangt es ebenfalls. Durch die Dogmen dieser Leute wird jede polizeiliche Ordnung umgeworfen. Die Autorität der Könige wird mit Füßen getreten; sie stören und verwirren alle menschlichen Rechte, indem sie sagen, daß man keiner Macht gehorchen müsse, nicht einmal dem Könige, daß alle Güter gemeinschaftlich und alle Menschen gleich seien!

Alle zur Dauer bestimmten Völker haben die **Sklaverei** gekannt. Sie war ihr erster Kulturfortschritt: anstatt die Kriegsgefangnen niederzuschlagen, **band** man sie (δοῦλος), oder **bewahrte** sie (servus von servare) zur Zwangsarbeit auf. Die Stammesgegensätze innerhalb desselben Volkes, von Indien bis nach Wales und Irland, bedeuten nichts Anderes als Eroberung und Herrschaft — Unterwerfung und Knechtschaft. Es war vortheilhafter, die Unterjochten für sich arbeiten zu lassen. Auch die Germanen brachten unleugbar die Sklaverei mit sich auf die Weltbühne, und benannten sie nach dem zahlreichsten unterworfenen Volksstamm, nach den Slaven (englisch slave). Die römischen Kaiser milderten die Sklaverei theilweise durch das System der Kolonen, Ansäßigen; die Germanen kannten dieselbe Abstufung in den liti, Leuten, Hörigen. Ein Mensch war Herr über den Andern, verfügte schrankenlos über seine Person oder doch über deren Thätigkeit.

Die Völkerwanderer führten die Leibeigenschaft ganz besonders hart in den slavischen Gebieten des deutschen Nordens und Ostens ein, in Böhmen, Mähren, Schlesien, Pommern, Holstein, Mecklenburg. Milder war der Zustand, wo keine stammesfremden Massen zu bewältigen waren, in Schwaben, Bayern, Oesterreich und am Oberrhein. Wenn in den slavischen Ländern alle Kinder dem Herrn gehörten, keines erben konnte, so durften im Süden die Hörigen ihr eignes Vermögen haben, mit gewissen Vorbehalten vererben, und wenn das Besitzthum dazu ausreichte, sich selbst leibeigene Knechte kaufen. Eigentliche Rechte besaß das Volk jedoch nirgends. Im Süden wie im Norden wurden durch die Ungunst der Zeiten, durch geistliche und weltliche Uebermacht, die Gemeinfreien immer mehr zu Liten oder Hörigen herabgedrückt, und es gab eine Zeit, wo man den Stolz und das Salz der Nation, die Gemeinfreien, mit der Laterne suchen mochte.

Die Geschichte Deutschlands, Frankreichs, Englands ist voller Empörungen der Gemarterten und Ausgesogenen gegen ihre Drücker und Dränger; in der Regel macht ein rächendes Blutbad unter den Empörern den Schluß solcher Episoden. Der 30jährige Kampf der Sachsen wider Karl den Großen war nur ein unaufhörlicher

Bauernkrieg; die Edelinge und Gemeinfreien vertheidigten ihre Götter und ihre Güter wider den Begründer des Feudalismus. Ludwig's des Frommen Sohn Lothar wußte was er that, als er sich in der Noth an das Volk wandte; der Bund der Stellinga war der älteste deutsche Bundschuh gegen die fränkischen Herzöge und Priester; ihre Auflehnung wurde barbarisch bestraft, in ihrem eignen Blute erstickt.

In der Normandie erhob sich die Masse der Leibeignen und Hörigen um das Jahr 1000 mit furchtbarer Energie, und welches Bewußtsein bereits in den Opfern der fremden Piraten lebte, das geht aus dem Schrei hervor:

Nous sumes omes comme eulx!
„Wir sind Menschen wie sie!"

1086 ward Kanut der Heilige in Jütland in der Kirche durchbohrt. 1181 empörten sich die Bauern in Schonen wider den Erzbischof Absalon; der Fluß ward roth von Blut und wälzte die Bauernleichen. Im 12. Jahrhundert erhoben sich die semperfreien Dithmarsen gegen ihre Grafen. Wie im „Macbeth" hieß es plötzlich: „Der Wald rückt an, der Wald rückt an", als die Bauern zum Sturm auf die Burg heranmarschirten. Bei Bornhövede, 1227, gewannen die deutschen Fürsten die Schlacht gegen die Dänen, weil die Dithmarsen das Heer König Kanut's verließen; die alte volle Freiheit war ihr Lohn.

Die Städte wurden die ersten Asyle für die rechtlosen Leibeigenen. Im 11. und 12. Jahrhundert beschenkten die fränkischen Kaiser die Städte und Flecken mit besondern Rechten; hier bargen sich die leibeignen Bauern hinter Wall und Graben, wo sie binnen Jahr und Tag zu freien Leuten wurden. In Frankreich, besonders im nordöstlichen Theile, bildete sich die Commoigne (Commune) jurée seit dem 12. Jahrhundert gegen Bischöfe, Aebte und Grafen, und Ludwig VI. oder der Dicke war staatsschlau genug, dieses Gemeindewesen zu fördern.

Die Stedinger an beiden Ufern der Niederweser, welche wie die Dithmarsen die alte germanische Freiheit bewahrt hatten, verweigerten seit dem 12. Jahrhundert der Geistlichkeit den Zehnten; als zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Oldenburger Ritter

Burgen bei ihnen anlegen wollten, schickten sie die Eindringlinge mit blutigen Köpfen heim. Im 13. Jahrhundert that sie der Bischof von Bremen in den Bann; die braven Friesen aber verjagten die Pfaffen und richteten den Gottesdienst selbst ein. Der Bischof kam mit Heeresmacht, wurde aber zurückgetrieben. Der Papst sprach den Bann aus, Friedrich II. die Acht; noch einmal siegten die Stedinger, 1233. Dem Kreuzzuge, der wider sie gepredigt wurde, widerstanden sie so wenig wie die Albigenser; unter dem Herzog von Brabant, den Grafen von Oldenburg, von Cleve und von der Mark, rückten 40,000 Mann wider 11,000 Bauern. Bei Altenesch kam es zur Schlacht, der Graf von Oldenburg fiel mit 4000 Reisigen; die Bauern wurden umritten, zur Hälfte niedergemacht; aber sie „fielen früher als ihre Freiheit". Der Rest floh außer Landes.

Um 1268 entbrannte der Kampf westlich von den Friesen, in Holland. Der Adel ermordete den Bauernfreund, den Grafen Florenz V., das Volk übte furchtbare Rache.

Das 14. Jahrhundert ist das Zeitalter der Städte und der großen städtischen Kämpfe. Ueberall in Deutschland rebellirten die Zünfte gegen die erbgesessenen Geschlechter, den städtischen Adel, vielfach siegreich. In Frankreich wurde diese Kommunalrevolution zur politischen: Stephan Marcel, der erste Communeux, beherrschte eine Weile Paris. Das Landvolk, der berühmte Jacques Bonhomme, regte sich allenthalben. Im Beauvaisis fielen 60 Schlösser; der Sklave, welcher die Kette brach, wurde fürchterlich und mordete in der Wuth seines Herzens. Die Bauern reichten einer Dame das geröstete Fleisch ihres Ritters, den sie mit Keulen erschlagen hatten. „Wir thun, was wir Andere thun sehen", sagten sie, „und denken, daß es so Brauch sei, die Edelleute aus der Welt zu schaffen." Der Charakter jener Verzweiflungskämpfe drückt sich ergreifend in dem hochpathetischen Wort aus: Der Mensch steht höher, wenn er auf sein Elend tritt.

Im selben 14. Jahrhundert befreite sich die Schweiz von der österreichischen Zwingherrschaft und dem fremden Adelsdruck, wie unhistorisch der Apfelschuß Tell's immer sei. Auch in Tyrol siegten die Bauern über das Junkerthum.

In England hatte die Predigt Wycleff's ihre politischen Folgen. Die Lollarden (hart lullen = laut beten) übertrugen die „christliche Freiheit“ auf weltliches Gebiet. Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Empörung der gemeinen Leute bedrohlich; Wat Tyler, der Ziegelbrenner, und John Ball rückten mit hellen Haufen gegen London und nahmen für eine kurze Spanne Zeit die Hauptstadt in Besitz.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts entbrannte der hartnäckige politisch-soziale Kampf der Hussiten wider Katholizismus und Deutschthum. Die Taboriten waren die Vorboten der Wiedertäufer. Damals ließ der Kaiser Siegmund durch Friedrich von Landskron eine „Reichsreformation“ entwerfen, in welcher der denkwürdige Satz vorkommt:

„Es ist eine unerhörte Sache, daß in der heiligen Christenheit Einer so beherzt ist vor Gott, daß er darf sprechen zu Einem: „Du bist mein eigen!“ Denn wer getauft ist und glaubt, er sei edel oder unedel, reich oder arm, der wird unter Christi Glieder gezählt. Wer darum seinen Mitchristen eigen spricht, der ist nicht Christ und ist wider Christum.“ (1436)

Im Jahre 1476 erlebte Deutschland schon seinen Savonarola. Die hussitischen Lehren hatten sich weit über die böhmischen Landesgränzen verbreitet, und vielleicht war Hans Böheim im Taubergrunde böhmischer Abstammung. Er hieß der Pauker von Niklashausen, weil er bei der Kirchenmusik die Pauken schlug, auch das Pfeifferhänslein. Im Glauben blieb er streng katholisch, rühmte sich der Erscheinung der Jungfrau Maria, und lehrte: Das Weltliche müsse abgethan werden; es solle hinfürder kein Kaiser, Fürst, Papst, keine weltliche und geistliche Obrigkeit sein, sondern Jeder des Andern Bruder; sein Brod müsse man mit eigenen Händen gewinnen und Keiner mehr als der Andere haben. Alle Zinsen, Gülten, Besthaupt, Handlohn, Zoll, Steuer, Beed, Zehnt sollen abgethan, Wald, Wasser, Brunnen und Weide allenthalben frei sein. — Das Volk strömte in Schaaren herbei, das tausendjährige Reich stand vor der Thür. Da lud der begeisterte Pauker seine Anhänger ein, bewaffnet zu kommen; sie strömten bis zu 40,000 herbei. Der Bischof von Würzburg legte sich darein,

bekam den Hans Böheim in seine Gewalt und verbrannte ihn im Schlosse zu Würzburg zu Pulver. Fünfzig Jahre später bewies der Taubergrund in Ostfranken, daß der Pauker von Niklashausen Samen gelassen hatte.

1490 erstanden in Niederland die sogenannten „Käsebröder“, rebellische Bauern mit einer Fahne, auf welcher ein Heiliger abgemalt war, ein Gerstenbrod und grünen Käse zu seinen Füßen — die einzige Nahrung der Armen.

1493 bildete sich im Elsaß der Bundschuh, eine geheime Verbindung von Bauern, die den Schuh mit Schnüren, im Gegensatz zum Ritterstiefel, zu ihrem Wappen gemacht hatten. Sie wollten geistlich und weltlich reformiren: die Ohrenbeichte abschaffen, das Gehalt der Priester herabsetzen, die Reichsgewalt über die Fürsten erhöhen, Selbstverwaltung der Gemeinden einführen, ein Jubeljahr für die Schulden fixiren, Zoll und Umgeld beseitigen. Schlettstadt sollte genommen werden, der Adel sympathisirte hin und wieder. Verrath setzte der Sache für diesmal ein Ziel.

Der Bundschuh tauchte 1503 im Bruchrain bei Bruchsal wieder auf. „Unsere Frau und Johannes der Evangelist“ war die Parole. Nur der römische König soll bleiben, sagten die Bauern. Der römische König Max antwortete ihnen mit einer brutalen Verordnung.

Der Bundschuh wanderte ins Freiburgische. Zu Lehen organisirte Jost Fritz, ein dunkler Verschwörer, die Verbindung. Hier traten zwölf Artikel auf: Kein Oberhaupt als Papst und Kaiser, Ermäßigung der Abgaben, Aufhebung der Jagdgesetze, freies Waidwerk, freie Fischerei und Holzung.

Gleichzeitig mit der Verschwörung im Bruchrain hatte sich in Schwaben die Verbindung vom „Armen Konrad“ gebildet. Ein armer Gesell im Remsthale scheint auf seinen Namen angespielt zu haben, er wisse für das Elend „koan Rath“. Gewiß ist, daß die Verbindung eine streng geschlossene war, daß kein Wohlhabender und auch kein Bettler aufgenommen wurde, sondern nur solche, die von ihrer Arbeit lebten. Der Hauptmann trug einen leinenen Kittel und einen grauen Filzhut. Humoristisch vertheilten sie die Güter auf der „Fehlhalde“, auf der „Hungersburg“, am „Bettel-

rain", zu „Nirgendsheim". Ihre Fahne war ein Kruzifix auf blauem Grunde, darunter der arme Konrad auf den Knieen.

In Würtemberg verpraßte damals der leichtsinnige Herzog Ulrich des Volkes Schweiß; im Jahre 1514 schrieb er eine Kapitalsteuer aus. Da trat der arme Konrad zusammen, der Hauptmann zog einen Kreis und sprach:

„Der arme Konrad heiß' ich, bin ich, bleib' ich.
Wer nicht will geben den bösen Pfenning,
Der trete mit mir in diesen Ring."

Zweitausend traten zugleich ein. Das Landesgewicht war verringert worden; Peter Geiß von Beutelspach schlug vor: Machen wir die Wasserprobe! Schwimmt das Gewicht oben, so hat der Herzog recht, geht es unter, so wir." Ganz Würtemberg fuhr in die Höhe. Auf dem Landtage beruhigte man die Städte, die Bauern wurden nicht zugelassen. Als sie sich empörten, wurden sie bewältigt. Schon fünf Jahre nachher, 1519, erreichte den Herzog die Nemesis, deren Herold Ulrich Hutten war. Diesem hatte er einen Vetter erschlagen. Da er sich an der Stadt Reutlingen, welche zum schwäbischen Bunde gehörte, vergriff, so ward er durch den Bund von Land und Leuten gejagt.

Die Empörung war im Jahre 1514. Was konnte Luther dazu? Die Bewegung war vorhanden ohne ihn, vor ihm. Als Theologe verstand er nicht einmal die tiefer liegenden Ursachen der Steigerung des Elends, wußte er nicht, weshalb der Bauer grade jetzt noch mehr litt als früher. Die Ursachen dieser Steigerung aber waren nach Wilhelm Zimmermann folgende.

Schon seit der Hohenstaufenzeit hatte sich der Luxus aus dem Orient und Italien in Deutschland eingeschlichen; zunächst machte er sich in den Städten und auf geistlichen Herrensitzen breit. Erst seit dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts bürgerte er sich bei hohem und niederm Adel ein. Früher lebte der Adel einfach: ein Waffenanzug, selbstgejagtes Wild, Käse, Häring; bei Festmahlen gepfefferter Kuheuter, Rindszunge; als Getränk Bier und Landwein. Die Edelfrauen spannen Wolle und Flachs, webten, nähten, strickten.

In den Städten ging es im 15. Jahrhundert anders zu: die Bürger trugen Perlen auf den Hüten, am Wamms, an den Hosen, Röcken und Mänteln, Goldringe an den Fingern. Messer, Schwerter, Gürtel waren mit Silber beschlagen. Die Weiberkleider, von Sammt, Damast oder Atlas, waren mit Silber, Gold und Perlen verbrämt; ihre Hemden bestanden aus Seide mit goldenen Borten; Hüte, Mäntel und Röcke trugen Besatz von Zobel, Hermelin und Marder. Die Zöpfe und Locken waren mit Gold und Perlen durchflochten, oben darauf saßen goldene Kronen.

Dieser Luxus, besonders beim weiblichen Geschlechte, verursachte die städtischen „Kleiderordnungen", die eben so begründet als vergeblich waren. Da ist z. B. die Regensburger Kleiderordnung von 1485, welche nota bene einschränkend wirken sollte. Sie gestattet einer Frau oder Jungfrau: zwei Perlengebinde in die Haare, zu je 12 fl.; ein Kränzlein von Gold und Perlen, nicht über 5 fl.; Schleier nicht mehr als drei für eine Person, zu 8 fl., nur Eine Unze Goldes in jedem; seidene Franzen an den Kleidern, aber nicht von Perlen und Gold; ein Goller von Perlen, nicht über 5 fl.; eine Perlenbrust, nicht über 12 fl.; zwei Reihen Perlen um die Aermel, das Loth zu 5 fl.; ein goldenes Kettlein 15 fl.; ein Halsband 20 fl. Außer dem Braut- oder Ehering andere Ringe nicht über 24 fl. zusammen; 3 bis 4 Paternoster zu 10 fl.; höchstens 3 Gürtel von Seide, à 4 fl.; Röcke soll keine über 8 haben, nicht mehr als 6 lange Mäntel, 3 Tanzkleider und nur 3 Aermel in einem geflügelten Rocke.

Rechnet man diese erlaubten Posten zusammen und berücksichtigt den mindestens zehnfach geringeren Werth des Goldes von heute, so erhebt sich die Toilette einer Frau oder Jungfrau nach heutigem Maßstabe auf mindestens 7000 Gulden, und zwar ohne den hohen zünftigen Schneiderlohn, ohne die Veränderungen der schon damals launischen Mode, und, wohlverstanden, ohne jede theilweise Erneuerung der Garderobe in Anschlag zu bringen. Der bürgerliche Aufwand bei Hochzeiten, Taufen, Leichenfeiern, bei Festen aller Art, die Wochen lang dauerten, war eben so unsäglich, wie die Zahl der geladenen Gäste.

Das wollten nun die Edel-Frauen und -Fräulein nachmachen; solche Bürgerpracht ließ ihnen keine Ruhe; ja nach Maßgabe ihre bessern Blutes hätten sie sich gar zu gern vor jenen ausgezeichnet. Der Morgen Landes stand dazumal 2—3 fl., nach unserem Gelde zwischen 20 und 30 Gulden. Um Eine Toilette zu bestreiten, mußte man schier 300 Morgen verkaufen; bestand die adlige Familie aus 4 Damen, so gingen 1200 Morgen darauf. Und dann kamen erst die Tücher, Teppiche, Gold- und Silbergefäße, der Wein, das Gewürz, das Oel, der Zucker, die Südfrüchte. Plötzlich, von 1512—19, stiegen alle diese Dinge in Folge der Entdeckung Amerika's enorm im Preise, oft auf das 3- und 4fache; zu allem Ueberfluß kamen auch noch die prunkenden Niederländer und Spanier ins Reich und entfalteten auf Maximilian's Reichstagen eine unerhörte Pracht. Der Kaiser hatte niemals Geld; der Adel, der schon viel an die Klöster verloren hatte, verstand die Wirthschaft nicht. Arbeiten, sich um die Bodenkultur kümmern, das war tief unter seiner Würde. Feldarbeit war Knechtsarbeit. Er borgte also, zu 10, zu 20%; zahlte er nicht zurück, so war die Gült oder das Pfand verloren. Das bürgerliche Geld betrieb Rentenkauf. Es wurde sprichwörtlich:

„Edel Blut, das wenig hat und viel verthut."

Von einem Grafen von Werdenberg erzählte man, er habe sein Gut eingebüßt durch „ungezäumten Appetit nach Lebkuchen".

Die bisherige adelige Existenz wurde noch unmöglicher gemacht durch die Anwendung des Schießpulvers. Die Schlösser mußten jetzt mit bessern Mauern umgeben werden, und Geschütze zu ihrer Vertheidigung haben. Das Fußvolk, der Landsknecht, wurde zur Hauptsache, der adelige Reiterdienst sank im Preise. Das Wegelagern und Stegreifwesen fand den Landfrieden auf seiner Straße; namentlich der schwäbische Bund verstand keinen Spaß. Wo also hernehmen und nicht stehlen?

Da blieb wieder nur der Bauer übrig; an ihm mußte der Junker schinden und schaben. Alle Mittel, jede Rabulisterei wurden angewandt, die Freien in die Hörigkeit hinabzudrücken. Hatte Einer nur Etwas vom Schlosse zu Lehen, so nahm man ihn für Alles in Anspruch. Man verbot die Heirath mit Freien,

damit die Kinder wieder hörig würden. Ein Zwang, z. B. der Mühlzwang, mußte sie alle beweisen, den Schenkzwang, den Wildbann, die Jagdfrohn 2c.

Dazu paßte vortrefflich das neuaufgekommene römische Recht: fand sich eine einzige servitus, so wandten die Doktoren das ganze Kapitel an. Daher die fortwährende Protestation der Bauern wider die „Doktoren", daher ihr Haß wider das römische Recht:

„Darnach wird Recht fälschlich Ohnrecht,
Und machet manchen armen Knecht."

Dinglich wurde das römische Recht zum Fluche des Bauern, persönlich kam es ihm, bei späterer wohlwollender Auslegung, mannichfach zu Gute. Des Bauern Interesse aber ging vor Allem auf das Ding, auf seinen Antheil am Dinge. Er trug instinktiv das Recht des semperfreien Mannes auf seine Hufe in Kopf und Brust, und ihn von dieser Hufe zu verdrängen, das war das Ziel des ganzen Mittelalters gewesen.

Man überdenke doch einmal, was der Bauer, in Frankreich bis zum 4. August 1789, in Deutschland theilweise bis zum Jahre 1848 zu leisten und zu dulden hatte; man erwäge die Ausgaben und den Luxus des Adels, einzig durch des Bauern Schweiß bestritten, und man leugne, wenn man kann, die „Produktivität der Arbeit" und die Intensität dieser Arbeit!

Wie staunte die „aufgeklärte" Welt, als sie im Jahre 1848 aus den Verhandlungen der preußischen Nationalversammlung und des Kremsierer Reichstages fast zugleich die unzähligen, unaussprechlichen Rechte des Adels und die entsprechenden Verpflichtungen des Landmanns erfuhr, welche bis dahin noch für selbstverständlich gegolten hatten. Und wie viel schlimmer war es im großen Ganzen zu Anfang des 16. Jahrhunderts! Zählt doch ein genauer Kenner ener Zustände der „alten guten Zeit" nicht weniger als 750 solcher Rechte und Verpflichtungen auf!

Seit geraumer Zeit hatte sich der Zehnte fortgeerbt: die zehnte Garbe, ein Zehntel von allem Geschlachteten, von Gemüse, Obst, Wein. Kirche und Grundherr rissen sich darum. Hand- und Spanndienste wurden seit dem frühesten Mittelalter geleistet, und zwar drei Tage in der Woche, d. h. die Hälfte der

Arbeitszeit. Wer kein Zugvieh besaß, leistete eitel Handdienst. Die Kost von Seiten des Herrn war eine ausnahmsweise Begünstigung. Die Wahl der Tage hing vom Herrn ab, er zerriß die Tage in je zwei halbe oder vier Viertel.

Das Laudemium oder Besthaupt bedeutete für den Erben des verstorbenen Kolonen die Ablieferung des besten Pferdes oder Stieres an den Herrn, sobald er die Stelle auf dem Gute antrat. Das „Bauernlegen" oder Clearing system, d. i. die muthwillige Austreibung der Bauern, war allgemein bis auf Friedrich II. von Preußen. Die Kinder des Kossäthen mußten sich der Herrschaft präsentiren, drei Jahre auf dem Hofe dienen, und nur gegen Erlaubnißschein, wie der russische Mujik, durften sie auswärts dienen.

Zur Stadt durfte kein Glied der Familie gehen, ohne sich nach Bestellungen zu erkundigen, keines über Nacht ausbleiben. Der Bauer mußte die Nachtwache auf dem Edelhof halten.

Verheirathete sich ein Kind des Herrn, so mußte der Bauer „beisteuern". Zins-Hühner und Eier waren obligat. Am drückendsten war die Wildfrohn; hatte der Bauer seine Saaten vom Wilde des Herrn verwüsten lassen, so diente er als Werkzeug bei der Ausübung der „nobeln Passion". Hunde und Jäger hatte er zu füttern.

Das Weiderecht auf dem Acker des Bauern war vor der Saat und nach der Ernte des Herrn. Endlich konnte der Bauer nur bei dem Herrn Recht suchen, sein Herr war sein Richter.

Nach Gustav Freytag, in dessen „Neuen Bildern aus dem deutschen Volksleben", hatten sich auf deutschem Boden von dieser absoluten Hörigkeit nur frei erhalten: die ripuarischen Franken, d. i. das linksrheinische Gebiet von Cleve bis zur Mosel; ferner die Grafschaft Mark, Essen, Werden, Berg, wo der Bauer, wenn nicht im Eigenthum, so doch im Erbpacht saß; Ostfriesland, die Marschen an Elbe und Weser; Tyrol, Oberösterreich, mit größtentheils freien Bauern (!), und zum Theil Steyermark, wo blos der Zehnte geleistet wurde. Alles andere deutsche Land unterlag dem denkbar abscheulichsten Zustande.

Von der andern Seite preßten Pfaff und Mönch an dem geschundenen Hörigen. Die irdische Herrlichkeit war hin, sie verkauften ihm die himmlische so theuer als möglich. Der Papst zu Rom holte sich was noch irgend vorhanden war, Ablaßgeld, Peterspfennige, Annaten &c. Die Annaten, zahlbar bei Erledigung der Bisthümer, bildeten eine wahre Goldgrube für Rom. So zahlte Passau dreimal binnen 8 Jahren 15,000 Goldgulden; Mainz in 7 Jahren dreimal 20,000; die Geistlichkeit selbst war steuerfrei, der Bauer mochte es aufbringen! Geld regnete es damals so wenig wie jetzt.

Dahinein fuhr nun das Evangelium, Lüther's schneidige Predigt, der allgemeine Aufschrei der besten Geister, der Schlachtruf „Freiheit"! Es wäre eine Nation von Leichnamen gewesen, die sich nicht gerührt hätte.

Prophezeiungen gingen um, geheimnißvolle Worte flogen durch die Lande: „Es soll eine Kuh auf dem Schwanenberg stehen (in Mittelfranken) und da plarren, daß man's mitten in Schwyz hört." Auf einer hussitischen Münze stand als Legende das Wort des Huß oder des Hieronymus: „Ueber hundert Jahre werdet Ihr Gott und mir antworten." Das wurde auf Luther gedeutet, und Luther, das faßte alle Erlösung in sich zusammen.

Im Jahre 1522 und 23 hatten es Hutten und Sickingen mit dem Adel und den Städten versucht. Vergebens. Die Sache mußte an die Triarier kommen, an das dritte Glied. Im Jahre 1524 kochte es, im Jahre 1525 flog der Kessel in die Luft.

Wir haben gesehen, wie es in Oberdeutschland lange vor der Reformation rumort hatte, im Elsaß, im Bruchrain und Breisgau, in Schwaben. Seit den letzten zehn Jahren war dort die Bewegung permanent. In Oberschwaben bildete sich jetzt ein neues Pronunciamento, unter dem Namen der „16 Artikel"; ihr Hauptbegehr war die Abschaffung der Guts- und der Jagdfrohn; sie verlangten freie Jagd und freie Gerichtsbarkeit — „nicht gethürmt und geblockt" —. Die Abgaben sollten „zu Recht erkannt" werden. Die Heirath und das Erbe sollten frei sein.

Allem Anschein nach fehlte es aber an einem Manne, der zugleich die Bestrebungen der verschiedenen Gaue unter einander, wie auch die religiöse Idee mit der sozialen in Verbindung brächte. Ein solcher Mann mußte nothwendig den Schein den Prophetenthums ums Haupt tragen. Er fand sich in dem damals 26jährigen „Enthusiasten" Thomas Münzer. Von ihm und dem gesinnungsverwandten Balthasar Hubmaier zu Waldshut (später in Wien als Ketzer verbrannt) ging eine höhere, mystische Propaganda im Oberlande aus, die für das „neue Jerusalem". Der „Artikelbrief der evangelischen Brüderschaft am Wald" ist in ihrem Geiste, wenn nicht von ihnen selbst verfaßt. Darin war vor allen Stücken betont: „daß der arme Mann in Städten und auf dem Lande die ihm von geistlichen und weltlichen Herren und Obrigkeiten auferlegten ungöttlichen und ungerechten Bürden und Beschwerden nicht länger tragen noch dulden möge; demnach der Anschlag und das Fürnehmen dieser christlichen Vereinigung sei, mit der Hülfe Gottes sich davon ledig zu machen, und das, so viel möglich, ohne Schwertschlag und Blutvergießen". Zugleich wurde der weltliche Bann gegen alle diejenigen ausgesprochen, welche sich weigern sollten, in diese „christliche Vereinigung" einzutreten, namentlich gegen die Bewohner von Schlössern, Klöstern und Pfaffenstiften.

Also eine förmliche Assoziation mit klar ausgesprochenem Programm: Abschaffung aller geistlichen und adeligen Privilegien, Herstellung der allgemeinen Gemeinfreiheit, wo nöthig mit Gewalt. Natürlich war es nöthig. Münzer organisirte die „christliche Vereinigung" durch den ganzen Süden; er bildet die geistige Einheit des Bauernkrieges. Als er im Herbste 1524 seine Aufgabe im Süden gelöst glaubte, ging er zu Anfang 1525 nach Thüringen zurück.

Schon im Frühling 1524 war die alte Unzufriedenheit zu Stühlingen in Oberschwaben ausgebrochen. Die Bauern sollten am Feiertag Schneckenhäuschen zum Garnwinden und Erdbeeren sammeln: sie widersetzten sich. Hans Müller von Bulgenbach vereinigte sie unter der schwarzrothgelben Fahne. Am 24. August zog er, mit den Städtern fraternisirend, in Waldshut, einer der vier österreichischen Landstädte ein. Von hier gingen

Boten ins Reich, mit der Aufforderung, die geistlichen und weltlichen Herren abzuthun, und nur den Kaiser stehen zu lassen. Der Klettgau, der Hegau, die Baar schlossen sich an. Den ganzen Winter geschah jedoch nichts. Der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg, früher selbst ein arger Bauernschinder, suchte sich jetzt mit den Bauern zu verständigen, und im März 1525 sein Herzogthum mit ihrer Hülfe zurück zu erobern. Das mißlang.

Im Frühjahr 1525 regte es sich allenthalben, im Innthal, auf dem Schwarzwald, im Breisgau, Elsaß, die Donau hinab, im Odenwald und Rheingau, in Franken und Thüringen. Das war Münzer's Parole. Die Bauern wären stark genug gewesen, jeden Widerstand niederzuwerfen, hätten sie nur ein militärisches Haupt und einen gemeinsamen Feldzugsplan gehabt. Daß sie aber im geistigen Wasser der Zeit segelten, bewiesen sie durch die Abfassung ihrer „Zwölf Artikel", die sie direkt an Martin Luther sandten. Dieser hatte seit 1522 die richtige Ahnung gehabt; vom rein theologischen Standpunkt, ein Jahr vor der „Kaufshandlung", schrieb er an seinen Kurfürsten Friedrich: „Wir sehen, daß dies Evangelium fällt in den gemeinen Mann trefflich, und sie nehmen's fleischlich auf, sehen, daß es wahr ist und wollen's doch nicht recht brauchen." Die Wiedertäuferei erboste ihn nun vollends.

Zu den 12 Artikeln macht der Reformator wahrhaft seltsame Bemerkungen, die in ihrem Lakonismus nichts an Deutlichkeit zu wünschen lassen.

1. Art. Verkündigung des reinen Evangeliums: Luther's Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, freie Wahl der Pfarrer. — Dieser Artikel allein hat Luther's Zustimmung.
2. Art. Beschränkung des Zehnten. Luther: der Zehnte gehört der Obrigkeit.
3. Art. Aufhebung der Leibeigenschaft, da Christus Alle erlöst habe. Luther: Abraham hatte Knechte.

4.—11. Art. Aufhebung der Jagd- und Fischerei-Gerechtsame, sie seien denn erkauft. Freies Holzungsrecht, wenn der Eigenthümer nicht erwiesen ist; die Gemeinde mag's vertheilen. Milderung der persönlichen Dienste, bloße Leistung des Nothwendigen; Abschaffung der Gülten, die Arbeit ist

ihres Lohnes werth. — Keine Strafen nach Neid oder Gunst, sondern nach dem Gesetz; keine Konfiskation von Wiesen, Aeckern 2c., vorbehaltlich des Kaufes. Der Todfall soll aufhören, Witwen und Waisen sollen nicht mehr belästigt werden. — Luther: das seien Rechtsfragen, die ihn nichts angingen!

Art. 12 war ganz besonders auf Luther gemünzt: Was wider die Schrift ist, wollen die Bauern aufgeben; eben so behalten sie sich andre Artikel vor, die sich etwa noch in der Schrift fänden.

Darob gab der Reformator den Bauern zu verstehen: Sie seien keine Christen, wenn sie aber den Namen beibehielten, „so muß ich die Sache nicht anders verstehen, denn daß sie mir gelte und Euch für Feinde rechnen und halten, die mein Evangelium dämpfen oder hindern wollen, mehr denn Kaiser und Papst bisher gethan haben, weil Ihr unter des Evangelii Namen wider das Evangelium fahrt und thut".

Luther war zu Anfang noch gutmüthig im Vergleich mit dem sonst so sanften Melanchthon, der da meinte: „Es sei ein Frevel und Gewalt, daß die Bauern nicht wollten leibeigen sein. Das wehre dem Glauben nicht, Christus rede blos von geistlicher Freiheit, so daß ein Christ die Leibeigenschaft fröhlich tragen könne." So war es allerdings zu der Zeit gewesen, wo es sich noch blos darum gehandelt hatte, Christ zu sein. Vergleiche Paulus an den Timotheus!

Und doch war in Luther keine reaktionäre Ader; er schrieb zu gleicher Zeit an die Fürsten und sagte ihnen eindringlich, daß sie des Aufruhrs Urheber seien; ja er drohte ihnen: „Thun's diese Bauern nicht, so thun's Andere, denn es ist Gott selbst, der sich wider Euch setzt." Luther blieb nur beständig in der göttlichen Welt-Oekonomie, wo von keinem Rechte die Rede ist.

Der Reformator gab die Bauern preis, und Karl V. hatte am 24. Februar 1525 die Schlacht bei Pavia geschlagen; ein Theil seiner Truppen wurde frei und zog nach Deutschland. Der Truchseß Georg von Waldburg befehligte die Streitkräfte des schwäbischen Bundes, sowie die österreichischen Truppen.

Am 26. März griffen die Bauern die Schlösser an der Iller an; am 2. April schlug der Truchseß einen großen Trupp bei Leipheim unterhalb Ulm. Bei den Gefangenen war der Pfarrer Hans Jakob Wehe, der hingerichtet wurde. Der ganze schwäbische Haufen löste sich in lauter Raubzüge auf, die im Schwarzwald, an den Quellen der Donau, an der Iller ihr Wesen trieben.

Massen genug waren auf den Beinen, von Krain und Tyrol an bis nach Franken, Thüringen, am Ober- und Mittelrhein. Es fehlten nur die Organisation, die militärische Zucht und das Geschütz. Und schon war die moderne Kriegführung geboren: Pescara und Frundsberg hatten schon 1522 an der Bicocca bei Mailand mit Taktik und Geschütz die Schweizer vernichtet. In Schwaben stand der Truchseß; in Franken, wo sogar die Städte Nördlingen, Bamberg, Rotenburg a. T. und Würzburg bäuerlich gesinnt waren, operirten die Markgrafen von Anspach-Bayreuth und der Bischof von Würzburg; in Thüringen kommandirten der energische Landgraf Philipp von Hessen und die Herzöge von Sachsen; links vom Rhein schaltete der Herzog Anton von Lothringen: Alle wohlgerüstet, militärisch begabt, planmäßig auftretend.

In Rotenburg hielt sich Karlstadt verborgen, doch ohne Einfluß zu üben; dort führte vielmehr das große Wort Stephan von Menzingen. Der Diplomat der Bewegung war der Schwabe Wendel Hipler, der den Adel durch die geistlichen Güter zu gewinnen hoffte, eine besonnene und staatskluge, aber keine soldatische Natur. Weigand, der Keller von Miltenberg, lauter und für die Sache begeistert, machte im Felde nicht mit. Georg Mezler aus Ballenberg, Führer des Odenwälder Zuges, opferte freudig das Seinige und wirkte bedeutend als Agitator. Der Sansculotte war Jäcklein Rohrbach aus der Gegend von Heilbronn; er hat wie Marat die gute Sache in Mißkredit gebracht.

Der edle und tapfere Florian Geyer, ein Mann von Hutten'schem Geiste, ein Krieger, der ehrenvolle Leistungen aufzuweisen hatte, gelangte nie zu dem ihm gebührenden Einflusse. Er legte die Ritterkleidung ab, stieg von seinem Schlosse nieder, ward Volk und kämpfte an der Spitze seiner „schwarzen Schaar“ heldenmüthig bis zum Letzten für die große Devise: „Alles muß gemein-

frei werden; die beiden Bäume, welche die Pflanze der Volksfreiheit nicht aufkommen lassen (Adel und Geistlichkeit), müssen nicht nur umgehauen, sondern entwurzelt werden, daß keiner einen Schoß mehr treibe!"

Am 4. April kamen sämmtliche bäuerliche Streitkräfte zu Schönthal an der Jaxt zusammen. Man brach auf nach Neckarsulm, von da nach Weinsberg. Die Stadt ward aufgefordert, sich zu ergeben; Graf Ludwig von Helfenstein suchte die Belagerer hinzuhalten; er wartete auf Zuzug, fiel aus, tödtete und würgte was er erreichen konnte. Zudem trafen so eben bei den Bauern die Nachrichten von Leipheim ein, der gefangene Pfarrer war hingerichtet worden. Die Wuth entbrannte. Auf Ostern am 17. April ward Weinsberg erstürmt; am 18. fand die rächerische Exekution statt. Der Gedrückte darf niemals die Mittel der Dränger nachahmen; ihm wird furchtbar angerechnet, was bei den Andern selbstverständlich ist. Der französische „Schrecken" hat die Entwicklung der Revolution am Gründlichsten gelähmt.

Daß Markgraf Kasimir von Anspach den gefangenen Bauern die Finger abhauen und ihrer 85 blenden ließ, weil sie gesagt, sie wollten ihn nicht mehr ansehen; daß der Lothringer auf der linken Rheinseite wie eine wilde Bestie wüthete; daß der Truchseß den Bauern in Schwaben Friede gelobte, wenn sie vom Kampfe abständen, und sie nachher doch würgte: das hat dem Anspacher, dem Lothringer, dem Truchseß nicht geschadet, denn sie haben gesiegt und ihre Sache war eine vornehme. Daß aber Jäcklein Rohrbach auf der Wiese vor Weinsberg septembrisirte und seinen Wahlspruch ausführte: „dem Adel ein sonderbar Entsetzen und eine Furcht einzujagen", das hat die immer reaktionäre Romantik auszubeuten gewußt. Zimmermann erzählt nach den Quellen:

Graf Ludwig von Helfenstein ward mit 14 Rittern und mehreren Reisigen in einen Kreis gestellt. Das Urtheil lautete: durch die Spieße gejagt! Die Gräfin, eine natürliche Tochter des Kaisers Max, mit dem zweijährigen Maximilian auf dem Arm, wirft sich auf die Kniee und bittet um Gnade für ihren Gemahl. Aber die Bauern waren hart: „Mit Hunden habt ihr uns wie Hunde gehetzt, unter der Peitsche haben wir die Frohnen ausgeschwitzt,

umsonst haben wir gewinselt in den Burgverließen, wo wir verhungerten und verdursteten." Da stieß Jäcklein mit dem Spieß nach dem kleinen Herrlein und verwundete es.

Der Graf bot 30,000 Gulden für sein Leben. Florian Geyer hätte ihn gern gerettet. Umsonst: „Und gäbest Du uns zwei Tonnen Goldes, Du müßtest doch sterben."

Die Gasse wird geöffnet, ein Reiterbub wird zuerst hineingejagt, dann sein Herr, dann Graf Ludwig. Der Pfeifer Melchior Nonnenmacher, der mit dem Grafen zu Tische gesessen, nimmt ihm Feder und Hut vom Kopfe und sagt: „Das hast Du nun lange genug gehabt, ich will auch einmal Graf sein. Habe ich Dir einst zu Tanz und Tafel gepfiffen, so will ich Dir jetzt erst den rechten Tanz pfeifen." Beim dritten Schritt stürzte der Graf.

Die „schwarze Hexe", die Hoffmännin, eine mysteriöse Weiberfigur aus der Bauernrevolution, die ohne Antecedentien auftaucht, und eben so spurlos verschwindet, eine bäuerliche Théroigne de Méricourt, stand dabei; mit ihrem Messer sticht sie den Grafen in den Bauch und schmiert sich mit dem Fett die Schuhe. Jäcklein Rohrbach, ihr Freund, legt sich den Koller und die damastene Schaupe des Grafen an: „Wie gefall' ich Euch jetzt, Frau?" — Auf einem Mistwagen schickte man die Gräfin nach Heilbronn; sie begab sich nach Lüttich zu ihrem Bruder, dem Fürstbischofe; ihr genarbtes Kind weihte sie dem Kloster. Florian Geyer aber verließ zur selbigen Stunde den hellen Haufen und zog fürbaß mit seiner „schwarzen Schaar". Am 9. Juni fand er den gesuchten Heldentod.

Mittlerweile regte es sich in Würtemberg aufs Neue, Stuttgart wurde genommen, die österreichische Interimsregierung, seit 1519 an der Stelle des vertriebenen Herzogs Ulrich, floh in die festen Plätze.

Am 22. April rückte der helle Haufen oder die Gesammtarmee der Bauern von Heilbronn über Neckarsulm, Amorbach, Miltenberg nach Würzburg. Auf diesem Zuge trat der Ritter Götz von Berlichingen an die Spitze. Er hatte bisher auf Hornberg am Neckar gesessen, sein Bruder auf Jaxthausen, „Schloß

und Stadt an der Jaxt"; er war einer der keckſten Wegelagerer der Zeit, voller Haß gegen Pfaffen, Fürſten und ſchwäbiſchen Bund. Das war ſein ganzer Anſpruch auf die Führung der Bauern. Von Florian Geyer zu Götz von Berlichingen: ſo ging es hinab, wie einſt von Ziska zu den Adamiten. Auch mißtrauten die Bauern dem Götz, der nur halb bei der Sache war. Vor dem Frauenberge bei Würzburg erlahmte die Kraft der Revolutionsarmee. Vergebens brach der Aufruhr in Mergentheim, dem Sitze des deutſchen Ordens, im Würzburgiſchen und Anspachiſchen, in der Rhön los: die Würfel waren bereits gefallen, als Wendel Hipler im Hauptquartier zu Heilbronn den Entwurf der neuen Reichsverfaſſung ausarbeitete. Aber ein Denkmal der Zeit und des politiſchen Muthes wird dieſer Entwurf bleiben, das letzte Aufflackern des deutſchen Geiſtes bis zum Jahre 1848. Hier die Grundzüge dieſer Verfaſſung:

Alle großen Grafen, Biſchöfe, Pröpſte, Dechanten, Domherren, alle Perſonen geiſtlicher Orden ſollen „reformirt" und nach ziemlicher Nothdurft erhalten werden. Jede Gemeinde hat ihre Geiſtlichen ein- und abzuſetzen. Der Ueberſchuß kommt öffentlichen Fonds zu. — Alle weltlichen Kleinfürſten, Grafen, Herren, Ritter und Edle „reformirt" und dotirt. — Städte und Kommunen „reformirt" und beſtätigt. Alle Bodenzinſen mit dem 20fachen Betrage ablösbar. — Die (römiſchen) Doktoren ganz abgeſchafft, nur auf jeder hohen Schule drei Doktoren des kaiſerlichen Rechts. — Kein Geweihter im Rathe der Fürſten, Herren und Städte. — Reformation des Kammergerichts, mit Betheiligung aller Stände bei der Wahl; die Kommunen wählen 4 Richter. Eben ſo bei den 4 Hofgerichten, den 16 Landgerichten und den 64 Freigerichten; bei letztern wählen die Fürſten nicht mit. Städte und Kommunen appelliren von ihren Gerichten ans nächſte Freigericht. — Zölle, Geleit, Umgeld, Aufſchläge, Steuer und Beſchwerden werden bis aufs Nöthigſte abgeſchafft. — Brücken, Wege, Stege mag man zum Unterhalt mit Zoll belegen. Paſſirt ein Unfall auf den Straßen, ſo haben ihn die Landesfürſten zu decken. Nur der Kaiſer erhebt alle zehn Jahre eine Steuer. Alle Münzen werden auf Ein Korn gebracht. Die Bergwerke ſind frei, das Metall

wird von der Reichskammer zu festen Preisen angenommen. — Nur noch Ein Maß, Elle, Fuder, Gewicht im Reiche. — Die großen Handelsgesellschaften hören auf, es sei denn bis zu einem Betriebskapitale von nicht über 10,000 fl. Wer über 10,000 fl. hat, mag das Mehr dem Magistrat zu 4% geben, der es zu 5% ausleiht. Alle Geldwechslergeschäfte sind verboten. — Alle Bündnisse im Reiche sind aufgehoben, der Kaiser schirmt allein Alle. Alles dies damit der arme Mann und der gemeine Nutzen seinen Fortgang habe. Amen!

Die deutschen Reichsverfassungen aus dem Volke haben kein Glück, weder die wilden, wie die Hipler'sche, noch die zahmen, wie die 1849er.

Der Truchseß thät durch Gewalt, List und Wortbruch vom Bodensee bis nach Schwaben hinein einen Haufen nach dem andern ab; am 19. Mai schlug er bei Böhlingen 25,000 Bauern, und erschlug ihrer 6000. Bei Neckarsulm vereinigten sich Waldburg und der Pfalzgraf, schlugen am 2. Juni die Bauern bei Königshofen und zogen am 7. Juni in Würzburg ein. Der helle Haufen war vernichtet. Die Rache schnaubte diesseits wie jenseits des Rheines, man behandelte die Besiegten wie einst die Römer die Reste des Sklavenheeres nach der Schlacht am Flusse Silarus behandelt hatten.

Thomas Münzer hatte sich, wie gesagt, im Frühjahr nach Thüringen begeben. Hier predigte er gegen das „gedichtete Evangelium", gegen Luther's „honigsüßen Christus". In Mühlhausen brach die Bewegung los, Münzer kam an die Spitze und führte mit dem Pfarrer Pfeiffer das „Reich Gottes" ein. Münzer sprach wie ein König Israels Recht nach der Eingebung des Geistes. Von Frankenhausen zogen die Bauern nach Mansfeld und Stolberg, plünderten die Schlösser und schlugen, nach Münzer's Anweisung, „Pinkepank auf dem Ambos Nimrod". Sie wollten, es sollte nichts mehr geben als Bauernhäuser. Als nun noch die Nachricht von den 40,000 bewaffneten Bauern in Schwaben und Franken und von der Blutrache zu Weinsberg eintraf, erhob sich Martin Luther in einer rücksichtslosen Schrift „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern", und forderte die Fürsten zu ihrer

Vertilgung auf: „Darum, liebe Herren, loset hie, rettet hie, helfet hie, erbarmet Euch der armen Leute! Steche, schlage, würge hie wer kann. Bleibestu darüber tod, wohl Dir, seligern Tod kannst Du nimmermehr überkommen, denn Du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls." Die Ereignisse überwältigten den Theologen. „Sind Unschuldige darunter, die wird Gott wohl erretten und bewahren, wie er Loth und Jeremiä that" (wie der päpstliche Legat zu Bezières von den Albigensern gesagt hatte!). „Thut er es nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern sie haben zum Wenigsten geschwiegen und gebilligt. Cibus, onus et virga asino, dem Esel Futter, Last und die Peitsche! In einen Bauern gehört Haberstroh, sie hören nicht das Wort und sind unsinnig, so müssen sie die virgam, die Büchse hören, und geschieht ihnen recht. Lasse nur die Büchsen unter sie sausen, sie machen's sonst tausendmal ärger." Der Kreuzprediger war fertig. Gegen Münzer und die Seinigen zogen heran: Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Georg von Sachsen, Herzog Heinrich von Braunschweig, die beiden letzten Luther's und der Reformation erbittertste Gegner. Rasch wurden sie mit den verzückten Klosterstürmern fertig. Landgraf Philipp war um nichts gelinder als seine beiden Bundesgenossen und die beiden Grafen von Mansfeld. Als die Bauern bei Frankenhausen das stattliche Heer anrücken sahen, stutzten sie; aber der „Enthusiast" Münzer hob ihren Muth wieder; er versprach Wunder, die der Herr ihm gelobt habe; alle feindlichen Schüsse werde er in seinen Aermeln auffangen. Die Bauern glaubten dem Ueberzeugten und stimmten an: „Nun bitten wir den heil'gen Geist". Ein Schlachten war's, das jetzt begann, nicht eine Schlacht zu nennen.

5000 Bauernleichen deckten das Feld bei Frankenhausen, 300 Rebellen wurden noch nachträglich abgethan. Es war überall, auf beiden Seiten, dieselbe unversöhnliche Rohheit. Landgraf Philipp wüthete in Thüringen und im Fuldaischen „wie ein Tamerlan"; erst bei den Münsteranern, im Jahre 1535, besann er sich eines Bessern. Um nichts „christlicher" betrug sich der Erzbischof Richard von Trier bei Pfeddersheim in der Pfalz. Ein anderer geistlicher Herr, Bischof Konrad von Würzburg, zog mit Scharfrichtern durchs Land;

wie weiland König Ludwig XI. von Frankreich mit seinem Tristan dem Eremiten.

Thomas Münzer entkam im Gewühl und verbarg sich eine Weile in Frankenhausen. Als er entdeckt wurde, spannte man ihn auf die Folter und ließ ihn dann hinrichten. Er aber blieb sich treu und redete sterbend noch den Fürsten ins Gewissen. Er zählte 27 Jahre.

Luther, wiederum von den Ereignissen bestimmt, war nichts weniger als erbaut von der Art und Weise, wie die Sieger seine eigenen Rathschläge jetzt befolgten. Er meinte, früher sei der Teufel Abt gewesen, jetzt sei des Teufels Großmutter Aebtissin. Ja, zwei Jahre nachher verspürte er die eingetretene Reaktion schon so stark, daß er denselben Fürsten zurief: „Ich habe Euch herausgerissen, jetzt geht's wider mich. Nur zu!"

Sein reformatorischer Patron, Kurfürst Friedrich, starb während der Krise; er hielt seine Hände rein von Blut, und verdiente sich den Namen des Weisen damals, als er äußerte: „daß man den Aufruhr von oben herab vielleicht veranlaßt habe; denn die Armen würden von der Kirchen- und Staatsgewalt vielfältig bedrückt."

Der eigentlichen Reformation war jetzt ein schwerer Riegel vorgeschoben; mit dem Jahre 1525 geräth der Fluß ins Stocken. Und der Reformator mochte wohl mit den Jahren düstrer und grämlicher werden, wenn er mit ansah, ja endlich selbst dazu that, daß so Vieles weit hinter dem zurück blieb, was er selbst gewollt, angeregt und erwartet hatte.

Wir haben oben bei der Allgemeinheit der deutschen Bewegung auch der Donaugebiete und Steyermarks kurz Erwähnung gethan. Mit Unrecht beschränken manche Schriftsteller den Bauernkrieg auf die Länder vom Bodensee bis nach Thüringen, von Ostfranken bis nach Elsaß-Lothringen. Die fünf österreichischen Herzogthümer waren grade so tief ergriffen und aufgeschüttelt; ja zeitweise stand die Sache der Bauern dort sogar besser als im Westen.

Die österreichische Bewegung hatte ihre Quelle im Salzburgischen; von hier ergoß sich der Strom nach Oberösterreich, Steyermark und Kärnten, wo der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein den Ton unter den Aristokraten angab, und im entscheidenden Moment den Truchseß, den Anspacher und den Lothringer spielte. Auch hier war die Bewegung weder künstlich noch neu. Schon zu den Zeiten des „Armen Konrad" waren Unruhen im windischen Lande, in Steyermark, Kärnten und Krain, ausgebrochen. 1513, unter Max, empörten sich die Bauern wegen „täglicher Schatzung und Schinderei". 1514 thaten sich die Gottschner, die Deutschen in Krain, zusammen, hielten ein Meeting zu Rain, wo die Gurk in die Sau fließt, und begehrten die „alte Gerechtigkeit". Immer dasselbe, nur der Despotismus ist neu, die Gerechtigkeit immer alt; die wahrhaft historische Schule ist die Schule der Fortentwicklung.

Die Gottschner erschlugen ihren Vogt, den Georg von Thurn, und führten Krieg für die „alte Gerechtigkeit". 80—90,000 Bauern standen unter Waffen; sie konnten möglicherweise der deutschen Geschichte eine andere Wendung geben. Der Kaiser verlangte Entwaffnung vor aller Verhandlung. Die Gottschner waren brave Leute und wurden geprellt. Im Frühjahr 1515 erfolgte eine neue Erhebung, bis zum Herbste blieben die Gottschner Meister des Landes. Leider ließen sie's auch hier bei der Zerstörung der Burgen bewenden, wie die an der Iller; wiederum fehlte ein politisch-militärischer Plan, ein Haupt, ein Cromwell. Auf Michaeli 1515 überfiel sie Sigmund von Dietrichstein, als sie sorglos vor Rain lagen, warf sie nieder, und ließ sie viertheilen, spießen, hängen, „wie die Kluppenvögel". Die Häuser der flüchtigen Bauern wurden verbrannt, ihre Güter konfiszirt. Jedes Bauernhaus zahlte künftig einen Gulden jährlich Steuerbuße, die Steyerer und Kärntner jedoch nur 8 Pfennige. Alle persönlichen Freiheitsrechte wurden aufgehoben. Die Städte rührten keinen Finger, und Kaiser Max auch nicht.

1517, im Reformationsjahre, ging es abermals laut her in der windischen Mark. 1525 brach es zugleich in Salzburg, Oberösterreich und Steyermark los: die österreichischen Bauern besannen

sich auf ihre Vorgeschichten, wie ihre westlichen Nachbarn auf Bundschuh und Armen Konrad. Bei Goiß an der Ens, unweit Admont, kam es zur Schlacht; die Bauern siegten über Dietrichstein, der selbst verwundet wurde und sein gesammtes Geschütz einbüßte. Erzherzog Ferdinand gab die besten Worte, er hatte alle Ursache dazu; auch im Westen standen die Bauern noch gar mächtig da. Niemals haben die Aufrührer in dem bekannteren deutschen Bauernkriege solche Siege erfochten, wie sich deren die österreichischen Bauern rühmen konnten. Ein spezifisch österreichischer Umstand, seit den Tagen des dritten Friedrich vererbt, kam ihnen sonderlich zu Gute. Als Dietrichstein den rückständigen Sold für seine Truppen in Wien forderte, antwortete man ihm von dorther: Er solle die Rädelsführer hart strafen, die Andern aufs Mark brandschatzen, dann habe er Geld! — Es waren doch noch hundert Jahre bis Wallenstein, der den Krieg zu einer Finanzspekulation erhob. Leider war Dietrichstein bei der Planlosigkeit der Gegner im Stande, das Rezept anzufertigen: er ließ brandschatzen, spießen, hängen, viertheilen, foltern — und hatte Geld.

In den ersten Tagen des Juli, als in Schwaben, Franken und Thüringen Alles vorbei war, empörten sich die Steyrer abermals; die Bauern siegten am 3. bei Schladening und erschlugen 3000 Feinde. Jetzt fehlte es an Rache nicht, weder in Steyermark, noch in Kärnten. Dennoch kein Resultat; den Waffen hatten die Bauern Widerstand geleistet, den glatten Zungen erlagen sie. Unter dem Joche der Versprechungen her zogen sie in eine nur noch drückendere Abhängigkeit.

Auch Ungarn war nicht verschont geblieben. Im Jahre 1514 brach dort ein furchtbarer Bauernaufstand aus. Nachdem dieser niedergeworfen worden, beschloß der Reichstag: Die früher freien Bauern sind wieder leibeigen; kein Bauer darf Waffen tragen, bei Strafe des Verlustes der rechten Hand; kein Bauer soll mehr zu hohen geistlichen Würden gelangen. Man sieht, der magyarische Adel ging immer „radikal" zu Werke.

Niemals kam es zu einem gemeinsamen Interesse zwischen den reformatorischen Fürsten, dem reichsunmittelbaren Adel, den Städten und den Bauern. Als Sickingen zu Landau seine Ritter versammelte, versprach er, ein Ziska zu sein. Die Städte wollten nichts von Ziska hören; die Reichsfürsten waren gegen ihn. Philipp von Hessen, der doch seine Landeskirche demokratisch einrichtete, und dadurch auf England, ja auf Nordamerika bedeutsam einwirkte, zog dem Erzbischof und Kurfürsten von Trier zu Hülfe. Hutten hatte in seinem feurigen Freiheitsdrange immer an die soziale Wohlfahrt der Deutschen gedacht; aber der Karsthans brach die Burgen Sickingen's und seiner Genossen mit Wollust, und erhob sich dann erst in eigener Sache. Da hatte er Fürsten und Adel gegen sich, und die Städte drückten sich mit wenigen Ausnahmen bei Seite. Wendel Hipler lockte den Adel vergebens. Die Bauern beriefen sich auf Gottes Evangelium; Luther belehrte sie, das Evangelium sei nicht „fleischlich" zu verstehen. Der „Geist" Thomas Münzer's erschreckte sie Alle; die Gütergemeinschaft konnte nur bei Fanatikern und Sektirern Beifall finden. Es handelte sich auch wohl um Gemeinschaft, während die Frage der Zeit lautete: wieviel jedem Einzelnen gebühre und zukommen müsse! Der Kommunismus, die Einsackung des Reinertrags von aller Arbeit, war hinlänglich von Adel und Geistlichkeit betrieben worden; der Bauer hatte das genügend erfahren. Egoismus der Privilegirten, Angst der Städter, Uebertreibung der Radikalen, endlich der theologische Zug der Zeit legten die im innersten Kern berechtigte Erhebung lahm. Alle Faktoren einer gründlichen Bewegung fielen auseinander; nichts wurde erreicht als das Territorialfürstenthum und die Territorialreligion (cujus regio, ejus religio). Als der politisch-religiöse Geist ertödtet war, kamen die Jesuiten, sich des Leichnams zu bemächtigen. Der 30 jährige Krieg erfolgte, und das deutsche Elend war fertig.

Und doch war der Bauernaufstand kaum erdrückt, so kam von adeliger und bürgerlicher Seite der Vorschlag auf, *alle geistichen Güter zu säkularisiren*, da sie doch zu nichts nütze seien. Nur sollte der große Akt vom Kaiser und den weltlichen Ständen vollzogen werden, nicht vom gemeinen Mann. Geistliche

Fürsten und Prälaten sollten ein anständiges Auskommen finden; die Domkapitel auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden; von Klöstern ein paar Fräuleinstifte übrig bleiben, aus welchen die Damen nach Belieben wieder austreten möchten. Von Staatswegen sollte eine rein geistliche Kirchenverfassung gegründet werden. Es war zu spät, die Reaktion warf fortan ihre schwarzen Schatten auf alles Beginnen.

Wendel Hipler starb im Gefängniß zu Neustadt a. d. H. Georg Metzler verschwand, wie Petöfy, nach der Schlacht von Königshofen. Götz von Berlichingen kroch zu Kreuze, und wurde aus der Gefangenschaft entlassen, nachdem er eidlich gelobt hatte, kein Roß mehr zu besteigen, keine Nacht außer dem Hause zuzubringen, und seine Markung nicht mehr zu verlassen! Florian Geyer lag im Grabe, Thomas Münzer's Haupt war auf dem Block gefallen. — Auf gegnerischer Seite verfiel der schlimme Erzbischof von Salzburg in Wahnsinn, der Truchseß erfuhr den Undank des schwäbischen Bundes, der Graf von Helfenstein war durch die Spieße gejagt. Auf dem Grabe Aller lagerte sich die Nacht der Zukunft.

Drei Monate hatten genügt, die Reformation zum Stillstande zu bringen; die Berge hatten gekreißt, eine neue Kirche war herausgekommen. Diese neue Kirche, die sich unter den Säbel der Fürsten geflüchtet hatte, wurde jetzt ein fürstliches Institut, der Landesherr oberster Bischof. Die Güter, welche die alte Kirche seit Jahrhunderten aufgehäuft, und die im ersten richtigen Gefühl zu verständigen und nothwendigen Dingen, zur Besoldung der Pfarrstellen, der Küster und Lehrer, zur Unterstützung der Gebrechlichen und Armen, zur Verpflegung dürftiger Reisenden, zum Unterhalt von Noth-Magazinen bestimmt wurden, verfielen den Territorialherren, welche so den Vorwurf der Katholischen, ihre Bekehrung sei das Produkt der Habsucht, wenigstens in Mittel- und Norddeutschland, nur allzusehr rechtfertigten. Wie griffen die Herren zu, der Landgraf von Hessen, der Großmeister von Preußen, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt, die Markgrafen von Anspach-Bayreuth und von Baden, der Graf von Mansfeld!

Karlstadt, der von Rotenburg durchs Fenster entflohen war, bat von Basel aus demüthig um Verzeihung. Selbst Luther diplomatisirte und suchte sich, wiewohl vergebens, mit Heinrich VIII. von England, den er so göttlich grobianisch behandelt hatte, zu versöhnen. Er sowol wie die Schweizer erneuerten den altkatholischen Kirchenbann; ohne Polizei ging es schon nicht mehr mit dem „Evangelium". Melanchthon wurde völlig fade; ohne Taufe, meinte der Praeceptor Germaniae, würden die kleinen Kinder nicht selig. Martin Bucer, der einst so tapfere Knappe Luther's, erklärte sich fürs Verbrennen der ärgsten Ketzer. Er behauptete mit Luther'n in die Wette: Gott springe mit uns um, wie er wolle, die Einen erwähle er, die Andern verdamme er, und dabei habe er immer noch Recht gegen uns. — Es war der Kultus der Gewalt auf allen Gebieten eingerissen; nur die Kalvinisten gaben wenigstens auf Erden nicht nach. Kam nicht der skeptisch-furchtsame Erasmus zu Ehren, wenn er, ein Göthe'sches Wort antizipirend, sagte: „Ueberall wo das Lutherthum herrscht, ist zugleich Untergang der schönen Wissenschaften." Und weiter: „Die Buchhändler erzählen, daß sie vor diesem Evangelium schneller 3000 Bände zu verkaufen pflegten, als heutzutage 600 ... Sie sollen uns nur die Männer aufzählen, welche im Lutherthum glückliche Fortschritte in den Wissenschaften gemacht haben."

Wenn's nur mit dem Verkauf der Bücher und den Fortschritten in den „Wissenschaften" gethan wäre! Die gedruckten Blätter schlagen nicht aus, und die „Wissenschaften" des Erasmus schafften den Bauern weder Handlehen und Hauptrecht, noch Steuern, Zoll und Umgeld, noch Mühlzwang, Schenkzwang, Wildbann und Wildsteuer vom Nacken. Aber ein anderer Zeitgenosse war kompetenter als Erasmus, tief vom Geist der Geschichte getränkt und der Muthigsten Einer seiner Zeit. Dies war Sebastian Frank, der Verfasser der „Geschichtsbibel", des „Chronicon Germaniä" und einer „Kosmographie". Er führte seine Weltgeschichte „von Anbeginn" bis zum Jahre 1531, und bekannte, dem Hofiren der Reformatoren gegenüber, in seines Herzens Unmuth: „im Papstthum sei man freier gewesen"!

Von ihm sagt Grimm: „Sein Wort leuchtete in Deutschland wie eine Fackel.“ Diese Fackel wollten die Offiziellen der neuen Aera unter den Scheffel- stellen. Von der „Freiheit“ des Wortes ist im Corpus Reformatorum zu lesen: „Es liegt gar viel daran, welche Bücher in die Hände der Menschen kommen, und man muß Acht haben, daß nicht gottlose Meinungen und anstößige Schriften verbreitet werden. Deshalb müssen die Magistrate in den einzelnen Orten gewisse Inspektoren oder Censoren bei den Druckereien anstellen, damit es nicht freistehe, nichtapprobirte Bücher herauszugeben.“ Der Verfasser der „Geschichtsbibel“ ward in Nürnberg, Straßburg und Ulm verfolgt und ausgewiesen. Herzog Georg von Sachsen verbot das Buch in seinem Lande.

Sebastian Frank war ein Pantheist, bei dem Alles im göttlichen Allgeiste lebte; er war so wenig Wiedertäufer wie Thomas Münzer, obgleich ein Stichwort damals seine Wirkung nicht verfehlte, wie auch später nicht. Beide waren über jedes Sakrament hinaus, ob bei Kindern oder Erwachsenen angewendet. Als Pantheist war Frank tief religiös. „Kommet her und schauet die Werke des Herrn!“ stand als Motto an der Spitze der „Geschichtsbibel.“ Die Aufgabe des Historikers definirte er als „Mariä Theil, der nicht von ihr genommen wird, auf Gottes Wort und Werke sehen, was er uns damit wolle angezeigt haben“.

Von diesem Standpunkte aus beurtheilte er ohne Ansehen der Person, unbeirrt durch irgend welche Rücksicht, die geistlichen und weltlichen Vorgänge in der Menschheit; was ihm an Gelehrsamkeit abging, die allerdings bei Turnmeyr von Abensberg (Aventinus) viel größer war, was ihm an Kritik der Quellen fehlte, die sich bei Pirkheimer, Celtes und auch bei Melanchthon in viel größerem Maße vorfand, das ersetzte er durch Unparteilichkeit und Offenherzigkeit. „Ich laß mir die Freiheit der Wahrheit Niemand zu Lieb und Leid gern rauben, damit nicht mein Buch ein eitel Liebkosen, Federklauben und Hofiren werde geachtet.“ Personen behandelt er als echter Historiker immer milde, Prinzipien greift er schonungslos an.

Ganz vorzüglich ist seine Behandlung früherer Ketzereien, seine Darstellung der Reformation und Wiedertäuferei; klassisch die

Kulturgeschichte, die er dem „fünften Zeitalter" anhängt, wo er von der Blüthe der griechischen und römischen Geisteswelt handelt und die sittliche Bedeutung der Vorläufer Christi hervorhebt.

Luther begriff natürlich mit dem besten Willen nichts von dieser pantheistischen Transfiguration aller menschlichen Dinge, von diesem bejahenden Geiste, dem „auf der Erde ewig nichts recht". Er fuhr aus: „Sebastian Frank kann nichts denn lästern und schänden, als wär' er des Teufels eigenes und liebstes Maul, daß ich halte, es sei sein Leben gewest, von andern Leuten übel zu denken und zu reden, davon er sich mehr genährt hat denn von Essen und Trinken."

Aber Sebastian war für solche stumpfe Pfeile unverwundbar; er antwortete: „Ich weiß fast wohl, daß man wird sprechen, ich sei ein Hadermann; dies Geschrei haben die Propheten, Christus und die Apostel auch hören müssen."

Er war natürlich auch „Kommunist", wenn ihn die Gegner auf Einen Schlag zu Grunde richten wollten. Er nennt aber die Gütergemeinschaft ein Ideal, unmöglich zu verwirklichen. „Wir sollten alle Dinge gemein haben, wie Luft, Regen, Schnee, Wasser — aber der Menschen Bosheit konnte das Gemeine nicht in Liebe besitzen, so hat es denn die menschliche Noth geheischt, das Gemeine eigen zu machen und unter die Menschen zu theilen."

Den Martin Luther mit seiner ewigen „Schrift" überlutherte er mit seiner geistigen Betrachtung aller Dinge; man glaubt Luther'n über sich selbst zu hören, wenn Sebastian Frank in der „Geschichtsbibel" sagt: „Es werden geschwinde und kräftige Irrthümer sein zur letzten Zeit; der Teufel wird alle seine Kunst sehen lassen zur Rechten und zur Linken, und solchen Schimmer und Eifer um Gottes Wort vorgeben, daß auch die Auserwählten, wo es möglich wäre, verführt werden möchten. Darum sehe Jedermann auf, woran er sei, denn es gilt nichts denn Wachen und es hilft nichts daß er Schrift bringt. Er hat sich einmal in die Geschrift gesetzt, achtet und rühmt dieselbe für Gottes Wort, darfst nicht warten daß er's leugne. Er wird sich in diesen letzten subtilen Zeiten nicht so grob merken lassen, sondern in eitel Schrift gekleidet und Prangen."

Die Schrift besteht aus „Buchstaben". Luther sollte es selbst erleben, daß ihm ein Zeitgenosse den Buchstabendienst nachsagte! Wie charakteristisch, daß Luther sich heftig beklagte, in diesem Sebastian Frank stecke nichts als „Geist, Geist, Geist"!

Aufs Schärfste hat Frank die Territorialreligion gezeichnet, wo „ein Jeder dem Haufen und der Obrigkeit zu Lieb glaubt. Die Fürsten, so mit Luther stimmen, haben ein lutherisch, oder wie man's nennt, evangelisch Volk. Wenn Einer aus Fürwitz einem andern Land oder Haufen etwas zu Lieb glaubt, so muß er doch das Maul drücken und den Landgott anbeten, den ihm ein vorgesetzter Bischof oder Vorgeher fürtragen. Was Losung ist, das haben sie Münz." Die beste Uebersetzung von: Cujus regio, ejus religio.

„Die Welt will und muß einen Papst haben, dem sie zu Dienst wohl alles glauben, und sollten sie ihn stehlen oder aus der Erde graben, und nehme man ihr alle Tag einen, sie sucht bald einen andern."

„Der verruft mich für einen Sonderling, der für einen Sectirer, der für einen Wiedertäufer, so doch meinem Genio ganz zuwider ist, und ich mich bishero von Gottes Gnaden so unparteiisch gegen Jedermann gehalten habe."

„Wo die Teutschen ihren eigenen Reichthum wüßten und sich selbst verständen, was sie im Wappen führeten: sie würden keinem Volke weichen."

Für die geschichtliche Betrachtung ist nichts wohlthuender, als wenn ein bedeutendes und durch seine Bedeutsamkeit begeisterndes Zeitalter die Kritik über sich selbst bereits im Gefolge führt; und der weitere Fortschritt ist am Sichersten verbürgt, wenn die Historie über ihr eigenes Thun und Treiben zu Gerichte sitzt. Das aber that sie in dem Manne, der ohne Anspielung von sich selber sagte: „Ein unparteiischer Geschichtschreiber wird wie der Vogel Phönix alle 500 Jahre nur einmal geboren."

VI.

Die Gegenreformation und die Jesuiten.

Zwiespalt zwischen Lutheranern und Reformirten. Zwingli und der Schweizerkrieg. — Der Schmalkaldener Bund und der Krieg in Würtemberg. — Die Wiedertäuferei. — Herzog Heinrich von Braunschweig. — Reformatorische Bewegungen innerhalb des Katholizismus: Spanien, Italien. — Paul III. Die Theatiner, Caraffa und Cajetan von Siena. — Venedig und Umgegend. — Contareni. — Paleario. — Das Religionsgespräch zu Regensburg. Absoluter Zerfall. Reaktion um jeden Preis.

Politische Ereignisse in Deutschland. Karl V .und Moriz von Sachsen. Schlacht bei Mühlberg. Perfidie des Kaisers. — Das Interim. — Morizens Wendung und Sieg. Frieden zu Passau und Regensburg. Karl's V. Ausgang.

Inquisition und Zensur. — Caraffa als Papst Paul IV. — Das Konzil. — Die Jesuiten. Ignaz Loyola, der Ekstatiker. — Bestätigung des Ordens. — Luther und Loyola. — Diego Lainez, der Politiker. Das System nach Innen und Außen. — Die jesuitische Erziehung. Der Jesuitismus der Gesellschaft. — Die Jesuiten und sonstige neukatholische Orden. — Die Jesuiten in Asien. — Bellarmin und die „Unfehlbarkeit". — Die Beschlüsse des Tridentiner Konzils.

Deutschland. Die Halbheiten und der Doktrinarismus. Zustände im Volke. — Einwirkung der Jesuiten. — Italien ausgestäubt. — Bayern. — König Ferdinand I. und Maximilian II. Maxens wahrer Fehler. — Kaiser Rudolf II. — Ferdinand von Steyermark. — Die volle und bewußte Reaktion. Letztes Aufleuchten des Geistes in Italien: Giordano Bruno und Paolo Sarpi. Rudolf's Kunstspital im Belvedere zu Wien. — Johann Fischart. — Die vier R.

In der Augsburgischen Konfession erreichte die deutsche Kirchenreform ihr Maß und ihre Gränze. Nicht einmal die Zwinglianer konnten Zutritt zu der Wittenbergischen Gemeinschaft erlangen; die neuen Kirchenväter kehrten vielmehr alle Spitzen und Stacheln gegen die schweizerische Abendmahlslehre. Vergebens erwiderten

die vier oberdeutschen reformirten Reichsstädte: Straßburg, Ulm Kostnitz und Lindau die lutherische Schroffheit mit der weit übergebogensten Milde. Als sie ihre Confessio tetrapolitana (das Vierstädte-Bekenntniß) abfaßten, redeten sie darin von „dem heiligen Sakrament des Leibes und Blutes Christi"; sie erhoben sich zu dem Symbolismus, daß „der Herr auch heutigen Tages seinen Jüngern und Gläubigen in diesem Sakrament seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken gibt", und fügten höchst bescheiden hinzu, daß man bei ihnen „das Volk besondern Fleißes von allem Zank und unnöthigem und fürwitzigem Disputiren zu demjenigen weise, was allein nutze". Die Lutheraner wiesen echt päpstlich Alles zurück; die reformirten Städte traten dem Schmalkaldener Bündniß vom Februar 1531 nur mit Vorbehalt der geistlichen Artikel bei. Die Schweizer blieben ausgeschlossen.

Die Spaltung innerhalb der Kirchenreformation war eine vollendete Thatsache, welche zwar den Verlauf und endlichen Ausgang der Reformation im Sinne der Gewissensfreiheit schon jetzt andeutete, vor der Hand aber den reformirten Schweizern theuer zu stehen kam.

Huldreich Zwingli hatte schon zu Einsiedeln, einer Brutstätte der Mariolatrie, gegen den Kultus der Jungfrau geeifert; 1519 war er Leut- oder Volkspriester am Münster zu Zürich geworden, wo er die Lanze wider den Ablaßagenten Samson so tapfer einlegte. 1523 reformirte er im Einverständniß mit dem Großen Rath, der gesetzgebenden Versammlung, den Kultus und das Dogma in seinem Kanton. Das mächtige Bern folgte nach, die ganze Schweiz, mit Ausnahme der Waldstätte und Zugs, neigte sich mehr oder minder, unter vielfachen Konvulsionen, der neuen Lehre zu. Aber die schweizer Reformatoren waren zugleich Politiker; sie richteten ihre Angriffe auch wider das infame Reislaufen, d. i. gegen den Verkauf von Schweizerblut an fremde Soldherren. Dadurch machten sie sich den geldgierigen Adel und das städtische Patriziat abgeneigt, die nun ein Bündniß mit der Pfaffheit schlossen. So kam es, um schnöder Geldinteressen willen, zum Bürgerkriege.

Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug machten gemeinsame Sache mit Oesterreich und begannen den Krieg. 1529 ward noch einmal, sehr gegen Zwingli's Ansicht, ein fauler Frieden vermittelt: die Fünforte gaben das Bündniß mit Oesterreich auf, und gelobten, der freien Predigt kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen, insonderheit die Schmähungen und Insulten gegen die Reformirten abzustellen. Aber die entgegenstehenden Interessen mußten in den sogen. „zugetheilten" Orten, d. h. den allen Kantonen gemeinsam unterthänigen Landschaften, beständig auf einander stoßen; die Friedensbedingungen wurden nicht gehalten. Der Krieg brach 1531 aus, die Fünforte fielen ins Züricher Gebiet ein. Die Berner, neidisch auf die große Bedeutung Zürichs, zögerten mit der Hülfsleistung; Zürich stand allein mit 2000 Mann gegen 8000. Bei Kappel kam es zur Schlacht, die Fünforte siegten vollständig. Zwingli, der predigend mit ausgezogen war, fiel neben der Fahne. Die Katholischen verbrannten seinen Leichnam zu Asche und verstreuten diese in den Wind. Die Schweizer Reformation, von Deutschland im Stich gelassen, war schon 1531 dort angekommen, wohin Deutschland 1547 gelangen sollte. Eine kleinere, gedemüthigte Partei sah sich einer stolzen, immer mächtiger werdenden gegenüber.

Im Reiche bestand seit demselben Jahre der Schmalkaldener Bund. Die Türken hinderten jedoch vorläufig den Ausbruch der Feindseligkeiten, das Nürnberger Kompromiß von 1532 vertagte, wie bereits erzählt wurde, den Zusammenstoß. In Kursachsen war 1525 Friedrich der Weise mit Tode abgegangen; erst Johann der Beständige hatte sich bei der Niederwerfung der Bauern betheiligt, und den protestantischen Bund mit gegründet. Auch dieser Johann starb schon 1532, es folgte ihm Johann Friedrich der Wohlbeleibte.

Nach drei Seiten hin zeigte der bewaffnete Protestantismus seine Macht. Zuerst gegen Ferdinand von Oesterreich, den Bruder des Kaisers. Ferdinand war 1530 im Spätjahr zu Köln zum römischen König gewählt, und im Januar des nächsten Jahres zu Aachen gekrönt worden. Er zuerst hat keinen Römerzug angetreten und so die Unabhängigkeit des Reiches thatsächlich betont. Hätte

er nur die Konsequenz dieses Schrittes zu ziehen gewußt! Leider war er in Spanien erzogen worden und sprach besser spanisch als deutsch und selbst lateinisch. Sein Bruder Karl hatte ihm die fünf österreichischen Herzogthümer, Tyrol und das im Jahre 1519 sequestrirte Herzogthum Schwaben für immer, die Landvogteien im Elsaß auf Lebenszeit abgetreten.

In Schwaben aber, welches zudem ein prekärer Besitz des Hauses Oesterreich war, herrschte der Protestantismus vor; ehe man dort katholisch geworden wäre, wollte man lieber den wüthenden Ulrich zurückkehren sehen, der es schon mit den Bauern versucht hatte. Die evangelischen Fürsten, Philipp von Hessen an der Spitze, protestirten heftig gegen die Uebertragung des Landes an Ferdinand. Christoph, der Sohn Ulrichs, ein tüchtiger Mensch, von Karl V. in Spanien „aufgehoben", entkam aus der Gefangenschaft nach Graubündten und wandte sich an den schwäbischen Bund. Auf der Bundesversammlung zu Augsburg, 1533, wurde die gewaltsame Wiedereinsetzung Ulrich's beschlossen. 1534 rückte Philipp von Hessen in Würtemberg ein — Ferdinand war in Ungarn beschäftigt — und warf die Oesterreicher bei Lauffen am Neckar. Zu Kadan wurde der Frieden geschlossen, Würtemberg völlig reformirt. Das Kirchengut verwendete man, besser als in Sachsen, zu Schul- und Landeszwecken.

Der zweite Akt spielte in Münster. Hier führten seit 1533 Einheimische im Bunde mit flüchtigen Niederländern die Tragikomödie der Wiedertäuferei auf, ein Gemisch von extrem-religiöser und gemein-sinnlicher Richtung. 1535 wurde der Tollhäuslerei des „Königs von Zion" ein Ende mit Schrecken gemacht. Wir gehen über diese Exzesse des Schneiderkönigs mit seinem Harem und des bürgermeisterlichen Henkers Knipperdolling hinweg; die Wiedertäuferei gilt uns lediglich als widriger Auswuchs am Baume des 16. Jahrhunderts. Unter den Fürsten, die dem Bischof von Münster energisch Hülfe leisteten, stand wieder Philipp von Hessen oben an.

Seitdem wuchs der Schmalkaldener Bund gewaltig. Auf dem Bundestage von 1537, bei welchem Luther und Melanchthon gegenwärtig waren, erschien auch im Namen des Kaisers der Reichsvizekanzler Held, um eine Vereinbarung zu versuchen. Der

Kaiser war nicht gerüstet und traute dem Wetter nicht. Die katholischen Stände trauten gleichfalls nicht, und stifteten 1538 zu Nürnberg den heiligen oder Heinrich'schen Gegenbund, bestehend aus den Herzögen von Bayern, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, dem Herzog Georg von Sachsen, und dem Herzog Heinrich von Braunschweig. 1539 starb der böse Herzog Georg von Sachsen, sein Bruder Heinrich führte die Reformation ein, Luther konnte zu Leipzig predigen. Kurmainz schwieg sogar dazu, daß seine Stifter Magdeburg und Halberstadt reformirt wurden. Nach Naumburg schickte Kursachsen einen einfachen Pfarrer ins Bisthum.

Dritter Akt. Herzog Heinrich von Braunschweig war den Schmalkaldenern ein besonderer Dorn im Auge. Der Schriftenwechsel zwischen dem Braunschweiger und dem Kursachsen übersteigt Alles, was in diesem wahrlich nicht prüden Jahrhundert erlebt wurde. Johann Friedrich ließ erscheinen eine „Wahrhaftige, beständige, ergründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider den verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänder, bösthätigen Barrabas und Holofernes, der sich Heinrich von Braunschweig nennt, und sein unverschämt, calphurnisch Schand- und Lügenbuch"! Worauf Herzog Heinrich duplizirte mit: „Erhebliche, gründliche, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadraplik wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeiten, boshaften Antiochi, Novatiani, Severiani und Herrn von Sachsen, der sich Hansen Friedrich von Sachsen nennt, erdichtet, erlogen und unverschämt Lügenbuch". Im Texte kommt vor: „daß der unerfahrne, ungewaschene, grobe und ungelehrte Bengel von Sachsen" ꝛc.

Luther mischte sich ein, und leistete in der Schrift „wider Hans Wurst" das Gröbste, was seiner massiven Feder je entflossen ist. Den Anwalt des Herzogs fuhr er folgendermaßen an: „Ja, weil dein Heinz und du solche grobe Tölpel seid, daß ihr gemeint, solch' faule lahme Zoten sollten in dieser Sache mir Schaden thun, so seid ihr beide die rechten Hanswurste, Tölpel, Knebel und Rülze, verzweifelte, verlogene, ehrlose Bösewichter." Nach diesem Vorspiel zogen die beiden Schmalkaldener, Johann Friedrich und Philipp, in Braunschweig ein und reformirten das Land.

Das sah nun freilich Alles nicht wie eine Bedrohung des Protestantismus, und auch nicht wie Reaktion aus. Und doch reifte beides im Schooße der Zeit. Um diese gewaltige Gegenströmung zur Anschauung zu bringen, müssen wir nothwendig etwas weiter ausholen. Innerhalb der alten Kirche gingen merkwürdige Dinge vor, welche anfänglich das Beste zu bedeuten schienen, und endlich die Entscheidung im entgegengesetzten Sinne brachten.

Nach dem Tode Clemens' VII. wurde im Jahre 1534 durch das einstimmige Votum der Kardinäle ein Farnese Papst, der sich Paul III. nannte. Er war ein tüchtiger Pontifex. Bereits in Rom klassisch geschult, hatte er seine Bildung in der Akademie des Cosimo de' Medici zu Florenz vollendet. Paul hat von sämmtlichen Päpsten weitaus die größte Zahl bedeutender Kardinäle geschaffen: den Franzosen du Bellay, die Engländer Fisher und Reginald Pole, die Italiener Sadoleto, Bembo, Morone, Contarini, Caraffa, den deutschen Schönberg, im Ganzen 71, fast die Vollzahl des heiligen Kollegiums. Er bestieg den päpstlichen Stuhl mit der festen Absicht, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zu bewerkstelligen. Gleich im Anfang wollte er ein allgemeines Konzil berufen, im Jahre 1537 erfolgte wirklich die Einladung nach Mantua.

„Von Tage zu Tage erwartete man größere Reformen", sagt ein Zeitgenosse. 1537 versammelte Paul eine Kongregation auserwählter Kardinäle, die ihm Vorschläge zur Reform machen sollten. Es waren ihrer neun, darunter der Kardinal Caraffa. Im Jahre 1538 überreichten die neun dem Papste eine Schrift, das Consilium delectorum Cardinalium de emendanda Ecclesia („Rathschlag der erwählten Kardinäle zur Aufbesserung der Kirche"). Der Papst bekam starke Dinge zu hören: „Die Päpste wählten sich schlechte Diener, die nur ihre Begierden beschönigen sollten. Ein Papst dürfe nicht nach Belieben herrschen, sondern nach der Vernunft und nach den göttlichen Geboten." Es erschienen auch reformatorische Bullen in Bezug auf die päpstliche Kammer, die Ruota, die Kanzlei 2c. Der Kardinal Morone erhielt liberale Instruktionen nach Deutschland.

Doch der Papst blieb immer Papst. Das Konzil kam wieder nicht zu Stande, dagegen sorgte Paul III. auf seiner Zusammen-

kunft mit dem Kaiser zu Nizza bestens für seine Nepoten. Sein Sohn Peter Ludwig erhielt Novara, sein Enkel Ottavio ward mit der natürlichen Tochter Karl's, der Wittwe des ermordeten Alexander Medici, der berühmten Margarethe, verlobt. Aus dieser Ehe stammte der Kriegsheld Alexander Farnese, Prinz von Parma. Dann folgten die allerletzten Versuche der Verständigung, die Religionsgespräche, die kürzeren zu Hagenau (1540) und Worms (1541), das längere, entscheidende zu Regensburg, auf welchem Contarini den Papst vertrat. Mit diesem war Alles vorbei.

Sieht man genau zu, so war ein dogmatisches Uebereinkommen zwischen den beiden Kirchen nicht durchaus chimärisch. Man darf nur das Weben und Wogen der bessern Geister in Italien, ja in Spanien, nicht aus den Augen lassen. Es wird behauptet, der Franziskaner Glapio, des Kaisers eigener Beichtvater, sei der Lutherischen Theologie zugeneigt gewesen. In Worms suchte er sich wenigstens an den Reformator heranzudrängen, der ihn jedoch mißtrauisch zurückwies. Karl's Kaplan und Historiograph, Juan de Sepulveda, dachte sehr gut von Luther'n und sprach von der „Vernunft als der alleinigen Richtschnur des Menschen"! Gar viele Spanier, die in Deutschland gelebt hatten, machten nach ihrer Heimkehr in der katholischen Monarchie par excellence Propaganda für die „Rechtfertigung durch den Glauben allein". Valdez, Geheimschreiber des spanischen Vizekönigs von Neapel, war der neuen Lehre innigst zugethan. Schon 1521, nach dem Wormser Reichstage, hatte er in einem Briefe gesagt: das sei nicht finis, sondern initium, nicht das Ende, sondern der Anfang. In den vornehmen Kreisen von Neapel bildete sich eine Filiale des Lutherthums.

Auch im übrigen Italien war lebhafte Sympathie vorhanden. Schon unter dem Renaissancepapst von Florenz, Leo X., hatten zahlreiche ernste Naturen Einkehr bei sich selbst gehalten. Ihrer 60, zum großen Theil kirchliche Würdenträger, hatten in Trastevere, in der Kirche der HH. Silvester und Dorotea das Oratorio del divino amore, die Brüderschaft der göttlichen Liebe, gegründet, um, dem offenbaren Verfall der Kirche gegenüber, zur Wahrheit des Christen-

thums zurückzukehren. Höchst interessante Männer kamen da zusammen; vier unter ihnen wählten sich selbst zu einer besondern Mission aus. Die beiden interessantesten waren Johann Peter Caraffa und Cajetan von Siena.

Caraffa war ein Neapolitaner, den sein Vater fast noch als Knaben mit Gewalt aus dem Dominikanerkloster geholt hatte. Unter Julius II. wurde er Bischof von Chieti oder Teate in Abruzzo, wo er Zucht unter die gänzlich verwahrloste Geistlichkeit brachte, „als wenn die alten Zeiten des Christenthums wiederkämen". Unter Leo X. war er drei Jahre lang Nuntius in England, ging dann mit Karl V. nach Spanien, von wo ihn der Fremdenhaß vertrieb. Der gute Hadrian von Utrecht zog ihn nach Rom, ließ ihn im Vatikan selbst wohnen, damit er dem reformbedachten Papst stets zur Hand sei. Caraffa wurde einer der Gründer des Oratorio in Trastevere. Er hatte stets eine Sehnsucht nach der stillen Klause empfunden, und zwar aus Selbsterkenntniß; denn er war von Natur heftig, leidenschaftlich, cholerisch, ein Neapolitaner.

Zu Trastevere traf er auf seinen Widerpart, den friedlichen, schweigsamen, verzückten Cajetan von Siena, den die Kirche später heilig gesprochen hat. Sie paßten zusammen wie — Luther und Melanchthon. Diese Beiden mit noch zwei Andern schlossen eine engere Genossenschaft; Caraffa, der Bischof von Teate, gab seine sämmtlichen Würden und Pfründen auf, und verlieh der neuen Kongregation den Namen der Teatiner. Die strengsten Regeln wurden festgesetzt, sogar der Bettel ausgeschlossen; die Brüder wollten nur von freiwilligen Gaben leben. Die Kurie widerstrebte anfangs, sie erklärte solche Regeln für undurchführbar; aber Caraffa und Cajetan blieben unerschütterlich, und Clemens VII. gab nach. Am 14. Sept. 1524 legten die Vier vor dem Altar der Peterskirche ihr Gelübde ab.

Zuerst siedelten sie sich auf dem Marsfelde an, zogen dann nach Monte Pincio, stiegen aber regelmäßig von der Gränze Roms in die Stadt hinab und predigten. Kleriker auf der Kanzel, das war neu. Sie weckten wie die deutschen Reformatoren das Sündenbewußtsein, eiferten aber dabei gegen die tramontane neue

Lehre. Sie übten christliche Barmherzigkeit, opferten sich dem Dienst der Kranken und Sterbenden und bildeten Genossen heran. So entstand auf Monte Pincio ein Seminar von ernstlichen Priestern.

1527 stürmte der Connetable von Bourbon im Namen Karl's V. Rom; das war die Prüfungszeit der Teatiner. Sie waren die Tröster und Helfer in der entsetzlichen Verwüstung, aber sie entgingen selbst nicht der Rohheit der blasphemirenden Soldateska. Da sie im Verdacht des Reichthums standen, wurden sie ausgeplündert und persönlich mißhandelt. Sie mußten flüchten, entkamen nach Ostia am mittelländischen Meere, und von da zu Schiffe nach Venedig, wo sie sich definitiv zu S. Nicolo da Tolentino einrichteten. Eine orientalische Pest gab ihnen neue Arbeit und neuen Ruhm. 1530 wurde Caraffa zum Obern gewählt. Ignaz Loyola wohnte hier eine Zeitlang bei den Teatinern, und diente in den Hospitälern. 1536 bot Paul III. plötzlich dem Caraffa den Kardinalshut an; Caraffa schwankte; als er annahm, theilte sich die Meinung über ihn. 1537 wurde er Erzbischof seines früheren Sitzes Chieti; das Jahr darauf arbeitete er mit an dem Consilium de emendenda ecclessia.

Von den bedeutenden Männern, die sich der Richtung der Teatiner anschlossen, zum Theil über sie hinausgingen, sind zu nennen: Kardinal Reginald Pole, der Engländer, ein Verwandter der Tudors, der vor dem Zorne Heinrich's VIII. nach Venedig entfloh; die Kardinäle Bembo und Sadolet, aufgeklärte wohlwollende Vermittler, desgleichen der Kardinal Morone. Weit entschiedener waren der Historiker Nardi, der wie Savonarola dachte; Luigi Priuli, auf dessen Villa bei Treviso die gründlichsten dogmatischen Gespräche über die „Rechtfertigung durch den Glauben allein" stattfanden. Diese „Rechtfertigung" war besonders dem Priuli der „Edelstein, den die Kirche in halber Verborgenheit bewahrte, die heilige, fruchtbringende, unentbehrliche Wahrheit. Der eingeborne Sohn, mit unserm Fleisch bekleidet, hat der Gerechtigkeit des ewigen Vaters genug gethan." — Schält man die mystische Hülse von diesem Symbolismus ab, so blickt man wieder der Idee Luther's ins Auge, und dieses Zusammentreffen von so verschiedenen

Ausgangspunkten her benimmt dieser Idee gewiß völlig den Charakter eines subjektiven Einfalles. Die verschiedensten Nationalitäten kamen darin überein: Das Ideal ist einmal Mensch geworden, vor diesem Gottmenschen empfindet Jeder seine eigene Nichtigkeit; aber das Bewußtsein, dennoch Theil am Ideale zu haben, erhebt ihn wieder. Das ist seine „Rechtfertigung". — Auch der Kardina Contarini stand diesem Lutherischen Standpunkte sehr nahe.

Gaspar Contarini war aus einer uralten Familie Venedigs, die der Republik nicht weniger als acht Dogen gab. Er reiste mit Karl V. auf den Reichstag zu Worms, bekleidete fünf Jahre Gesandtschaften im Auslande, und erstattete der Republik einen jener unschätzbaren Berichte über die große Zeit der deutschen Reformation, der ersten Weltumsegelung, der Einbringung Franz' I. nach Madrid, wie sie eben nur von Venezianern erstattet worden sind. Contarini war niemals Geistlicher, so vertraut er auch mit der Theologie sein mochte; er war Venezianer und Staatsmann. Dennoch ernannte ihn der strebsame Paul III. zum Kardinal. Als solcher schlug er dem Papste rücksichtslos Reformen vor. Zu Rom wurde er mit Caraffa, Sadolet, Pole in die mehrgenannte Kongregation gewählt. 1541 ging er mit den besten Absichten zum Religionsgespräch nach Regensburg.

Der eigentliche Träger der Rechtfertigungslehre, an welcher jede päpstliche Reform und jede Versöhnung der beiden Kirchen scheitern mußte, war Paleario. Antonio, oder wie er sich in klassischer Erinnerung an die „Aonischen Schwestern" des griechischen Parnasses nannte, Aonio Paleario, aus der römischen Campagna gebürtig, ergab sich mit Leidenschaft klassischen Studien, lebte in Perugia, Siena und Padua, wo er die Bekanntschaft des von Staatsgeschäften zurückgezogenen Venezianers Bembo machte. In Padua veröffentlichte er auch sein großes Gedicht in drei Büchern: „über die Unsterblichkeit der Seele". Von gleichem Standpunkt mit Bembo, Sadolet und andern Teatinerfreunden ausgehend, gelangte er zu einer immer strikteren Auffassung der Erlösungslehre. Sein Vorbild hierin war der Spanier Valdez. Paleario schrieb 1542 — ein Jahr nach dem Regensburger Gespräch — sein berühmtes Buch „von der Wohlthat Christi",

Beneficio di Cristo crucifisso. Zweimal vor der Inquisition angeklagt, kam er zweimal glücklich davon. Als das Konzil sich endlich in Trient zusammenfand, verfaßte Paleario, der dieses Konzil nicht als ein allgemeines und freies anerkannte, seine Actio oder „Anklage" wider die Päpste, die er zur Debatte auf einer wirklichen Kirchenversammlung hinterlegte. Es waren 20 Sätze, fast durchaus protestantisch gedacht; nur daß ihm die Ehe ein Sakrament blieb und daß er die Eidesleistung perhorrescirte. Auch trat, echt humanistisch, die Moral nicht so in den Hintergrund wie bei den deutschen Reformatoren. Bembo und Sadolet, die den kühnen Eiferer vergeblich gewarnt hatten, starben; Pius V., der keinen Spaß verstand, dessen Inquisition jeder Verdacht genügte, ließ den Paleario 1570 gefangen setzen, verurtheilen und verbrennen. Sein Buch handelte nach dem Urtheile der Inquisition „auf einschmeichelnde Weise von der Rechtfertigung, setzte Werke und Verdienste herab, und schrieb Alles dem Glauben zu". In der Nacht vor seinem Tode schrieb er an seine Gattin: „Mit gleicher Freude betrete ich diesen Pfad, als wäre ich zum Hochzeitsfeste eines großen Königs geladen. Ich habe den Herrn um diese innere Freudigkeit gebeten, und in seiner endlosen Gnade hat er sie mir gewährt. Du bist jetzt unserer Kinder Vater und Mutter. Ich wäre ja doch als 66jähriger Greis zu nichts mehr nütze gewesen."

In den untern Regionen des Klerus verstand man recht wohl die Bedeutung der Rechtfertigung; in den Klöstern — war doch der Mahnruf aus einem Augustinerkloster hervorgegangen — schlug sie Wurzel. Benediktiner, ja die reformirten Franziskaner und selbst die Dominikaner, predigten öffentlich die Lehre. Aber die Strömung von Oben her erwies sich zu mächtig, die Halben beugten sich vor den Machtsprüchen der Kurie und die Ganzen wurden gebrochen. Kehren wir zum Reichstage nach Regensburg zurück.

Paul III. sah die Dinge durchaus richtig, als er seinem Legaten Contarini keine unbedingte Vollmacht ertheilte. „Wir müssen erst sehen," sagte er, „ob die Protestanten in den Prinzipien mit uns einig sind, über den Primat des römischen Stuhles und über die Sakramente." Das Religionsgespräch wurde offiziell geführt zwischen Melanchthon, dem Martin Bucer und Johann Pistorius

assistirten, und dem Dr. Eck, dem Julius Pflug und Johann Gropper zur Seite standen. Als Programm lag ein „Regensburger Interim“ vor, welches der Kurfürst von Brandenburg hatte entwerfen lassen. Ueber die Hauptdogmen wäre man, bei Contarini's prinzipieller Stellung, zu einem Einverständniß gekommen: es fand sich, daß man auf beiden Seiten ziemlich gleichmäßig dachte über die menschliche Natur, die Erbsünde, die Erlösung und Rechtfertigung. Aber in Rom ging man über die tiefe Bedeutung der „Rechtfertigung“ weg, und war desto begieriger auf die Fassung der Sakramente. Auf der andern Seite mißtrauten Luther und sein Kurfürst grade der übergroßen Nachgiebigkeit, während Bayern und Kurmainz, um den echten Katholizismus besorgt, vor einem Juste-Milieu warnten, und ganz besondere Furcht vor einem deutschen Nationalkonzil verriethen, wo man allzuviel werde nachgeben müssen.

Die Gefahr der Versöhnung war illusorisch; die Sakramente brachten bald Alles wieder ins Ungleiche. Die Katholiken wollten nichts von der heiligen Siebenzahl ablassen; denn diese Sieben sind das Fundament der Hierarchie. Mit Melanchthon, der immer ein halber Pelagianer blieb, hätte sich vielleicht reden lassen; nur nicht mit Luther'n, der unsichtbar drohend hinter Melanchthon stand.

Es zeigte sich bald, daß in dem Streite zwischen Gewissen und Macht alles Diplomatisiren zu kurz kommt. Contarini und sein trefflicher Berather und Landsmann Morino Giustiniano reichten mit aller Gewandtheit und mit dem besten Willen nicht aus. Ihre weiteren Konzessionen erscheinen uns heute wahrhaft erstaunlich: Der Papst nicht mehr Christi Stellvertreter, sondern blos oberster Bischof; die Bischöfe gründlich zu reformiren; die Messe nicht mehr Gegenstand des Handels; das Abendmahl unter beiderlei Gestalt erlaubt; die Priesterehe gestattet. Nur sollen die Deutschen Messe und Ohrenbeichte zulassen, und die Werke als Frucht des Glaubens anerkennen.

Hätten die Deutschen solche Bedingungen angenommen, wo auf beiden Seiten doch nur das Unbedingte gelten konnte: in Rom wären sie verworfen worden; denn Paul III. hatte seinen Entschluß

gefaßt, und Joh. Peter Caraffa, der einflußreichste Rathgeber der Kurie, hatte längst den Cajetan ausgezogen, um wieder ganz Caraffa zu werden. Er ist der Urheber der neuen Inquisition!

Als das Religionsgespräch gescheitert war, wurden die Brücken abgebrochen. Keine Nachgiebigkeit mehr, keine Versöhnung! Die alte Kirche verließ die Defensive und wurde Contre-Reformation. Drei große Thatsachen bezeichnen diesen Zeitabschnitt: die endliche Berufung des allgemeinen Konzils nach Trient, die Einführung der neuen Inquisition, und die Bestätigung des Jesuitenordens. Schlag auf Schlag folgten sich die großen Maßregeln Roms, die Offensivstöße der Kurie: eine unerhörte Gerichtsbarkeit über die Seelen — Inquisition und Zensur über jedes alte oder neue Buch (1540); eine mächtige Glaubensarmee wider die Gewissensfreiheit — volle Bestätigung des papistischen Jesuitenordens (1543); die Anfertigung eines neuen Gesetzbuches, der Confessio Tridentina — Eröffnung des Konzils (1545). Paul III. wußte durch seine Legaten ganz genau, wie es in Deutschland aussah, er wollte den uneinigen Protestanten gegenüber eine unverbrüchlich feste katholische Norm festsetzen; er wollte Gewalt brauchen und gebraucht wissen; seine neugeworbene Armee von Glaubensstreitern war gefunden. 1540 noch hatte er dem Loyola blos 60 Sodalen gestattet, 1543 erklärte er die Zahl für unbeschränkt.

Obendrein bekam Karl V. grade in dieser Zeit freie Hand. Im Jahre 1544 schloß er zu Crespy Frieden mit Franz I.; er hatte nun Ruhe vor Türken und Franzosen, und eine geheime Klausel des Friedensvertrags lautete auf „Ausrottung der Ketzerei".

1541 war auch Herzog Heinrich von Sachsen gestorben und sein Sohn Moriz war ihm gefolgt. Als das Konzil zu Trient in Scene ging, schloß der Kaiser mit diesem Moriz, dem Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen, ein geheimes Bündniß gegen den Kurfürsten Johann Friedrich. Jetzt dachte der Kaiser seiner Sache ganz sicher zu sein; er spürte bei aller diplomatischen Schlauheit nicht, daß er einem noch Schlauern die Hand gereicht,

daß er eine Natter an seine Brust gelegt hatte. So leichtfertig Moriz die Schmalkaldener zu verlassen schien, die „Rechtfertigung durch den Glauben“, den Kelch und die Priesterehe hatte er sich vertragsmäßig ausbedungen. Diese Punkte zu gewähren, machte natürlich dem Kaiser nicht den geringsten Skrupel.

1546 brach der Schmalkaldische Krieg aus. Alle Chancen schienen im Anfang für die Evangelischen zu sein; sie verzettelten Alles. Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen vertrugen sich nicht; der Rath des oberdeutschen Bundesfeldherrn, des wackern Schärtlin von Burtenbach, den Kaiser sofort im Süden anzugreifen, wurde verschmäht. Oberdeutschland ward im Nu von den Kaiserlichen niedergeworfen; Augsburg, welches Burtenbach lange zu halten erklärte, redete plötzlich spanisch; die Fugger setzten ihre Bankiersumtriebe fort. Der Kaiser bekam freie Hand nach Sachsen zu ziehen, und dem dort bedrängten Herzog Moriz Hülfe zu leisten. Am 24. April 1547 schlug er den Kurfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg an der Elbe und nahm ihn gefangen. Moriz erhielt die Kurwürde und das halbe Lande des Besiegten.

Der grimme Kaiser war Herr. Bei einem Trinkgelage in Halle überteufelte er den Kurfürsten Moriz und den von Brandenburg, auch den Landgrafen von Hessen in seine Gewalt zu liefern. Nach der mildesten Version hätte sich der kaiserliche Kanzler Granvella dafür verbürgt, daß Philipp „nicht für beständig gefangen gehalten“ werden sollte. Nach der stärkeren hätte Granvella den beiden benebelten Kurfürsten „einige“ statt „ewiger“ Gefängniß vorgeschwindelt. Mit ehrlichen Dingen ging es nicht zu. Was zwang den Landgrafen, sich gefangen zu geben? Und weshalb stellten sich die beiden Kurfürsten nicht, wie sie es gelobt hatten, den Söhnen des Landgrafen als Geiseln? Der Landgraf ging in die Falle; er und Johann Friedrich, der kaum mit dem Leben davon kam, reisten als Gefangene mit dem übermüthigen Triumphator umher.

Nach Trient war kein einziger Protestant gekommen; die Herren von der Kurie hatten es bequem. Am 15. April 1546 hatte der Papst die Absetzung des Erzbischofs Hermann von Wied zu Köln

ausgesprochen, der sich verheirathen und sein Land säkularisiren wollte. In Rom selbst war ein Bündniß zwischen Kaiser und Papst geschlossen worden; der Papst hatte sich verpflichtet, Geld und Truppen wider die Ketzer zu liefern. Eine päpstliche Bulle verordnete Gebete für den Sieg des Kaisers und des Papstes.

So ganz blind nach des Papstes Gutdünken sollte es freilich nach der Schlacht bei Mühlberg nicht gehen. Gewisse Konzessionen hielt der Kaiser für unerläßlich. Diese Konzessionen formulirte er als „Interim“: Der Cölibat sollte wegfallen, hinsichtlich der Kirchengüter sollte es beim Status quo sein Bewenden haben, die Priesterehe gestattet sein. Paul III. ließ sich durch einen Protest Frankreichs zurückhalten. Der Papst verlegte das Konzil nach Mantua, der Kaiser aber oktroyirte 1548 sein „Interim“ zu Augsburg, und brachte es auch in Leipzig zur Geltung, wo der sanfte Melanchthon die „Adiaphora“, die Rubrik der zum Glauben unwesentlichen Dinge, einschob. Es war halbe Arbeit, die Kurie widerstrebte, und das Volk in Deutschland bekam Esprit: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm.“ Die beiden gefangenen Fürsten hielten tapfer Stand; Johann Friedrich sang hinter Schloß und Riegel die neuen protestantischen Kirchenlieder aus voller Brust.

1549 starb Papst Paul III. im Zorne am Stickkatarrh, er war ein Achtziger geworden. Bei aller klassischen Jugendbildung glaubte er sein Lebenlang an Sterndeuter und Magier, die damals grassirten und hohe Schößlinge trieben. Einen dieser Cagliostro's, den Ludwig Guarico, machte Paul gar zum Bischof. Der kaiserliche Gesandte zu Rom, Mendoza, berichtet selbst, daß der Papst dem Kaiser mit Teufelsbeschwörung gedroht habe. Faust war eben überall im 16. Jahrhundert.

Julius III., der neue Papst, verlegte 1551 das Konzil nach Trient zurück. Philipp von Hessen war auf das Wort seines Schwiegersohnes hin noch immer gefangen. Moriz grollte und wälzte große Plane in seinem verschlossenen Busen. Seit dem Vorjahre schon war er mit der Demüthigung Magdeburgs betraut, welches dem Interim jeglichen Schabernack anthat und allen flüchtigen Geistlichen eine Freistatt bot. Magdeburg war eine feste Stadt, und die Bürger besaßen all' jenen Muth, der den Augs-

burgern abgegangen war. Mußte Moriz da nicht absonderlich rüsten?

Er sah sich leider auch nach einer andern Seite vor, und schloß den Subsidienvertrag mit Heinrich II. von Frankreich, kraft dessen Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun nebst der Stadt Cambray zur Sicherung der „ständischen Freiheit" in Deutschland, jedoch „vorbehaltlich der Rechte des Reichs", besetzte. Am 20. März 1552 erließ Moriz sein Manifest an die Nation, rückte auf Tyrol los, wo Karl gichtkrank darnieder lag, schlug am 18. Mai die kaiserlichen Truppen und jagte den Kaiser in die Flucht. Dieser ließ nolens volens den Kurfürsten von Sachsen los, und entkam in einer Sänfte über die eisbedeckten Alpen von Innsbruck nach Villach.

Wie es scheint, war der Kaiser von mehr als einer Seite verrathen. Es ist durchaus nicht unglaublich, daß sein eigner Bruder König Ferdinand, in den zweiten, wiederherstellenden Verrath Morizens von Sachsen eingeweiht, ja wohl gar mit demselben einverstanden war. Und grade diesen seinen Bruder bestellte Karl zum Friedensstifter. Ferdinand schloß zu Passau 1552 ohne Weiteres einen für die Protestanten günstigen Pakt mit Herzog Moriz ab, und beachtete auch drei Jahre später, im Jahre 1555, zu Augsburg, keine der religiösen Klauseln, die ihm der Kaiser insinuirt hatte. Offenbar hatte der Sohn Ferdinand's, der künftige Kaiser Maximilian II., damals noch einen maßgebenden Einfluß auf den Vater.

Die Friedensbedingungen waren die folgenden:

Der zu Mecheln gefangene Landgraf Philipp ward sofort frei gelassen; die Protestanten wurden in ihre früheren Rechte und Besitzstände eingesetzt; fortan sollte Frieden zwischen den Religionen bestehen. Auch den mittelbaren Ständen, Rittern, Städten, Gemeinden, wurde das Reformationsrecht zuerkannt; doch stand dieser Punkt nur im Nebenabschiede. Zwei weitere Klauseln störten empfindlich die Freude und den Ausblick in die Zukunft. Einmal waren ausdrücklich nur die Lutheraner sicher gestellt, und zum Andern drohte das Reservatum ecclesiasticum, der geistliche Vorbehalt, mit den unheilvollsten Zerwürfnissen. Die Katholiken

behielten sich nämlich vor, daß kein Prälat im Besitze seines Landes bleiben dürfe, der von der alten Kirche abgefallen wäre. Entweder war also die Reformation zum Stillstande verurtheilt, oder die Gewalt mußte entscheiden.

Der Augsburger Religionsfrieden war wieder kein definitiver Abschluß; er gewährte eine neue Gnaden- und Galgenfrist. Aber Karl V. stand an seinem Ende; er leistete feierlich Verzicht auf alle weiteren Versuche der Glaubensregulirung und Weltherrschaft. 1555 dankte er zu Brüssel die Herrschaft über die Niederlande zu Gunsten seines Sohnes Philipp ab; 1556 überließ er ihm auch Spanien, Italien und die Neue Welt, und legte die deutsche Kaiserwürde nieder. Er zog sich nach S. Yuste in Estremadura zurück, wo er in ländlichem Comfort, mit Politik und Gourmandise beschäftigt, noch zwei Jahre verlebte. Die Fabel von dem mönchischen Leben Karl's zu S. Yuste ist längst abgethan. Er lebte dort wie Napoleon III. zu Chislehurst. Weder Mönchskutte noch Tonsur kamen an ihn. Seine Garderobe bestand aus 16 Gewändern von Sammt und Seide, mit Hermelin oder Eiderdunen gefüttert. Trotz seiner Gicht blieb er ein Fein- und Fettschmecker; Würstchen von Tordesilla waren sein Entzücken. Möglich, daß er sich das Schauspiel seines eignen Leichenzuges gewährte — der Leichenzug seiner Politik war schon in Innsbruck an ihm vorübergegangen. Daß ihm niemals zwei Uhren übereingehen wollten, durfte gerade ihm am wenigsten unbegreiflich sein; er hatte doch hinlänglich erfahren, daß die Uhr der spanischen Weltherrschaft nicht mit derjenigen der aristokratischen Republik Deutschland, und am wenigsten mit dem Zeiger des neuen Bewußtseins im deutschen Volke harmonirte. Wenn auch Spanien, Italien und die verwüstete Neue Welt glücklich zu bloßen Mechanismen herunter gebracht waren: in Deutschland regte sich eine dynamische Potenz, und diese hatte ihn aus dem Sattel gehoben.

Wenden wir jetzt unsere ganze Aufmerksamkeit den drei großen Offensivstößen der Kurie zu, sie bilden die Dreieinigkeit der Contre-Reformation.

Ehe das Konzil zu Trient sich versammelte, waren die nöthigen Vorbereitungen und Einleitungen getroffen worden; als die Confessio Tridentina der Welt verkündet wurde, fungirte der neue Regierungsapparat schon musterhaft. Die concentrirte Macht des Papstthums vermochte den neuen Satzungen allen erwünschten Nachdruck zu geben.

Die Inquisition nahm der feurige Caraffa ganz allein auf sich; auf eigene Kosten richtete er zu Rom das Haus des heiligen Offiziums ein, schaffte die nöthigen Marterwerkzeuge an und bestellte die Generalkommissionen für die verschiedenen Länder. Er dekretirte die Grundsätze, nach denen verfahren werden sollte: keine Rücksicht auf Fürsten und Prälaten, auf irgend welchen mächtigen Schutz, im Gegentheil! Nur das reumüthigste Bekenntniß soll Gnade finden; unnachsichtige Strenge muß geübt werden wider die unverbesserlichen Ketzer, besonders wider die Zwinglianer und was mit ihnen verwandt ist. In Italien hat Gian Pietro Caraffa unbedingt den Katholizismus gerettet.

Was war es denn mit der Inquisition, und konnte sie mit Recht die „neue“ heißen? Die Inquisition als Disziplinargericht gegen die Geistlichen war uralt. Innocenz III. kehrte sie im Jahre 1215 gegen die Laien und machte aus dem Anklageprozeß ein Untersuchungsverfahren. Die Grausamkeit bestand darin, daß das Bekenntniß der Schuld aus dem Verdächtigen herausgefoltert wurde. Nur zum Schein überlieferte man den Schuldigen dem weltlichen Arme; wehe diesem, wenn er nicht einfach exekutirte! Diese bischöfliche Inquisition konnte in Deutschland nicht aufkommen; Konrad von Marburg, der es versuchte, ward 1235 bei Mainz erschlagen. Codifizirt wurde der Greuel 1356 durch den spanischen General-Inquisitor Nikolas Eymerick, den Verfasser des Directorium Inquisitorum. Seit 1483 war die spanische Inquisition Nationalinstitut und Hauptwerkzeug der viejos cristianos gegen Mauren und Juden. Als solches setzte sie Torquemada im Geburtsjahre Luther's in Bewegung; der Kardinal Ximenez führte das Werk eifrig fort. Im Grunde war es nichts Andres als die alte römische Institution, die in Spanien nur methodisch im Interesse der limpieza de la sangre

arbeitete. Kein römischer Papst hat sie jemals beanstandet. Nach Llorente hat sie in Spanien 31,912 Menschen verbrannt, 17,659 des Landes verwiesen, und noch 291,450 gepeinigt. Und diese selbe Inquisition führte Paul III. in der ganzen Christenheit ein.

Der „neuen" Inquisition ward die Zensur aller, der alten wie der neuen Bücher und Schriften untergeordnet, und so schier ein Jahrhundert der Literatur mit dem Bann belegt. Der erste Katalog erschien zu Venedig mit 70 Nummern. Ausführlicher war schon der von Florenz, 1552, im Jahre des Passauer Friedens gedruckt. 1554 erschien einer zu Mailand. Der erste regelmäßige Index kam zu Rom im Jahre 1559 heraus. Das Prinzip war unbeugsam, Niemand wurde geschont, kein Kardinal war mehr sicher, Jedermann war verpflichtet, die Besitzer oder Leser verbotener Schriften zu denunziren. Die berühmte „Wohlthat Christi" verbrannte man zu Rom massenweise; es kostete später die größte Mühe, ein Exemplar aufzutreiben.

Eine schwierige Aufgabe stellte sich die neue Einheitsmonarchie der Kirche; denn Ketzerei war überall verbreitet. Inquisition und Zensur mußten wider das eigene Fleisch wüthen. Ein scharf beobachtender Zeitgenosse berichtet: „Nicht nur sehr viele Bischöfe, Vikare, Priester und Mönche, sondern auch viele von der Inquisition selbst waren Ketzer." Italien wurde dennoch gründlich gesäubert, das Papstthum erwies sich hier stärker als selbst Theodosius, der doch mit dem Strome schwamm, als er das Heidenthum mit Gewalt ausrottete. Wie wurde z. B. in dem aufgeklärten Ferrara gewirthschaftet!

Wie einst die Griechen von Konstantinopel nach Italien geflohen waren, so stoben jetzt die freisinnigen Italiener in die nördliche Welt: Peter Paul Bergerio, Peter Martyr Vermiglio, Occhino, und wie sie alle heißen. Vergerio war einst von Clemens VII. an Luther deputirt worden; Papst Paul III. gebrauchte ihn noch einmal zu einer religiösen Mission. Er ward verdächtig, das Konzil verwies ihn an den Papst, da wurde er Protestant und wanderte aus. Der Abt Peter Martyr und der Kapuzinergeneral Occhino gingen als Professoren nach Straßburg, dann nach Oxford und Cambridge. Occhino war Unitarier, wie die beiden Socinus,

die fratres poloni; als solcher wurde er in Deutschland von Lutheranern und Reformirten verfolgt. Sogar aus Polen vertrieb ihn der Papst; er starb, müde gehetzt, auf der Reise nach Mähren.

Mitten in diesem reaktionären Gewebe saß, einer Kreuzspinne gleich, der einst so fromme Teatiner Caraffa. Auf dem Konzil zeigte er sich als der unerbittlichste Gegner jeder Neuerung, als der hartnäckigste Anwalt der päpstlichen Omnipotenz. Sein Charakter schien um und um gewandelt. 1549 wurde er Erzbischof von Neapel, und derselbe Mann, der früher alle weltlichen Vortheile asketisch von sich geworfen, strich mit Behagen jetzt das jährliche Einkommen von 16,000 Dukaten ein.

Julius III. starb 1555, ihm folgte Marcellus II. auf dem heiligen Stuhle und im selben Jahre ins Grab. Jetzt war die Zeit des zweiten Hildebrand gekommen; am 22. April wurde er Papst unter dem Namen Paul IV. Er zählte 79 Jahre.

Als man ihn frug, wie er mit seinen Neffen zu leben gedenke, antwortete er: „Prächtig, wie es dem ersten Herrscher der Christenheit zukommt.“ Von Gestalt war er hoch, doch schmächtig, hatte einen dünnen Bart, tiefliegende dunkle Augen neben der Stumpfnase. Im Vatikan ging er umher wie eine melancholische Drohung. „Der alte Glaube ganz und gar!“ das war seine Parole. Daß er gegen alle Erwartung und gegen seine eigene Papst geworden war, das bestärkte ihn in der Meinung von seiner besondern Mission, das hatte „Gott gethan“.

Die Juden pferchte er zuerst ins Ghetto ein und befahl ihnen, die gelbe Mütze zu tragen. Den Pier Luigi aus Palestrina, den großen Fortsetzer der niederländischen Missalisten, der mehr zur Propaganda des alten Glaubens that als irgend wer, stieß er aus der Vatikanischen Kapelle, weil er verheirathet war. In bitterer Armuth verfaßte Palestrina auf dem Monte Celio die Improperj, die Vorläufer der Marcellusmesse.

Den Kaiser Karl haßte Paul aus fünf Gründen: als Caraffa, Neapolitaner, Italiener, Katholik und Papst. Selbst Philipp II. wurde der Ketzerei beschuldigt; 1556 sprach Paul ihm feierlich als oberster Lehnsherr das Königreich Neapel ab. Frankreich sandte ihm den Franz Guise wider den Herzog von Alba zu Hülfe; die

Schlacht bei St. Quentin rief den Guise zurück, Alba stand vor Rom. Paul schnaubte, Alba mußte ihn demüthig um Verzeihung bitten, daß er ihn besiegt habe.

Der Achtzigjährige trank nach Tische stundenlang den Mangiaguerra, den dicken Feuerwein vom Fuße des Vesuvs, und tobte dabei gegen „Schismatiker und Ketzer, gottverfluchten Samen von Juden und Marranen (rückfällige Mauren und Juden), die Hefe der Welt!" Und damit waren die Spanier gemeint, das bigoteste Volk, das die Indianer zu christlichen Sklaven und Lastthieren gemacht, im Namen des Kreuzes Mexiko ausgemordet, Peru und Chile verwüstet hatte!

Paul IV. starb 1559. Pius IV. eröffnete zum dritten Male das Konzil, nachdem Frankreich und Spanien zu Chateau Cambresis Frieden geschlossen hatten. Die Italiener hatten große Mühe, die Franzosen und Spanier viritim niederzustimmen. 1563 ward das Konzil geschlossen. Der Versuch einer konstitutionellen Kirchenmonarchie war zu Kostnitz und Basel längst gescheitert. Das Papstthum drängte auf den Cäsarismus hin. Seine Prätorianer hatten sich bereits im Stillen gesammelt. Ueberall hatten sie in den Wortlaut der Konzilbeschlüsse eingeschoben: „Unter Vorbehalt des päpstlichen Ansehens." Pius IV. behielt sich die Auslegung der Beschlüsse vor.

In den entscheidenden Sitzungen des Tridentiner Konzils thaten sich besonders drei Männer hervor: der Kardinal von Guise, der Kardinal Caraffa bis zu seiner Erwählung zum Papste, und der Pater Lainez, seit 1556 Ordensgeneral der Jesuiten. Die beiden Kardinäle arbeiteten für die Macht der Kirche und des Papstthums, welche in der neuen Inquisition und im Index frische Waffen erhalten hatten; der Pater Lainez aber repräsentirte ein ganz anderes, sollen wir sagen moralisches? Element, eine neue Richtung des menschlichen Denkens und Empfindens, die Seele des Neukatholizismus. Mit der bloßen Despotie wäre die Kirche nicht weit gekommen, die menschlichen Geister mußten eigens für sie appretirt werden. Diese Appretur war das Werk der Jesuiten.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der neueren Geschichte ist jedenfalls Iñigo Lopez de Recalde, jüngster Sohn aus dem Hause Loyola und Guiposcoa. Er wurde 1491 geboren und wuchs am Hofe Ferdinand's des Katholischen als Page auf, ganz unter dem Einflusse jenes Mönchsritterthums, dessen Elemente frommer Nationalhaß, ritterliche Schlagfertigkeit und sinnliche Liebe bildeten. Für die heilige Jungfrau, gegen die Mauren und Moriskos! Zum Lohn und zur Ausspannung Liebesabenteuer. In solchen Neigungen lag bereits eine Antithese. Iñigo glühte für Waffen, Zweikampf, Pferde und Damen. Früh schrieb er das Lob des Apostels Petrus mit der Rechten, während er den „Amadis von Gallien" in der Linken hielt. Darin spiegelt sich ein Stück Don Quixote: es frug sich, wer die schwärmerische Richtung bestimmen würde, St. Peter oder Amadis.

Zu Pampluna befehligte Iñigo 1521 die Besatzung gegen die Franzosen, ward an den Füßen verwundet, und lag dann krank im väterlichen Schlosse. Hier hatte er Muße, an sich selbst zu denken. Es war die Zeit der Einkehr ins Innere. Luther stand zu Worms vor dem Reichstage, die Teatiner sammelten sich zu Trastevere. Auf dem Krankenlager las Iñigo eifrigst die Acta Sanctorum, die Lebensbeschreibungen der Heiligen. Die Ekstase entsprach seinem Naturell, verklärte die Prüfung. „Durch das Elend der Erde des Himmels Herrlichkeit verdienen": das wurde sein Wahlspruch. Nicht Selbsterkenntniß, sondern Dulden um des Lohnes willen! Nicht die Theosophie des heil. Augustinus zog ihn in ihre Kreise; er wollte werden wie Franz von Assisi, wie der heil. Dominikus. Nach Jerusalem zog ihn sein schwärmerisches Herz; dort gedachte er Christo Treue zu schwören wider Satans Hof zu Babel. Er war ein unklarer Baske, den die Wissenschaft nicht berührt hatte. Hoch auf dem Montserrat in Katalonien, 4000 Fuß über dem Meere, lag ein Kloster, aus Einsiedeleien bestehend, die Zellen durch Abgründe und Felsgipfel von einander getrennt — von Göthe im zweiten Faust zur Scenerie des Jenseits verwendet. Dorthin begab sich Loyola, um sich als christlicher Bramine zu sammeln. Vor der heil. Jungfrau hängte er Schwert und Dolch als Weihgeschenke auf. Dann stieg er hinab ins Kloster Manrese,

zu den Dominikanern, unterwarf sich der strengsten Zucht, betete Nächte durch, lag sieben Stunden auf den Knieen, geißelte sich täglich dreimal bis aufs Blut. Es half Alles nichts, der Frieden wollte nicht über seine Seele kommen — wem fällt nicht der Augustinermönch zu Erfurt ein?

Endlich entdeckt er die Ursache seiner Qual, es sind Anfechtungen des bösen Geistes. Nicht drinnen liegt die Gefahr, sondern von Außen kommt sie. Bald hatte er Gesichte: Christus erschien ihm persönlich, er sah die Dreieinigkeit, er erblickte in der Hostie die Einheit von Gott und Mensch. Die glühende Hölle fehlte nicht in seinen Fieberträumen. Das überzeugte ihn, er sei ein auserwähltes Rüstzeug, ein eminent Begnadigter.

Die Analogie zwischen Loyola und Luther drängt sich Jedem von selbst auf; der Unterschied spitzt sich mehr und mehr zu.

Unter allen möglichen Entbehrungen, Bußübungen und Kasteiungen pilgerte Loyola im Jahre 1523 zum heiligen Grabe, um sein Gelübde zu leisten. Als er zurückkehrte, äußerte er seltsame Dinge; die Inquisition wurde aufmerksam und nahm ihn als Alumbrado oder Gnostiker ins Gebet. Da er keine kritischen Waffen besaß, sondern von Visionen abhing, so unterwarf er sich demüthig, und ließ sich sagen, er müsse lernen, ehe er lehre. Beständig blieb ihm die Hermandad auf den Fersen, zu Alcala, Salamanca, Paris und Venedig; mehr als einmal setzte sie ihn in ihre Kerker, entließ ihn jedoch immer wieder, wenngleich mit Vorbehalten. Zu Paris, wo er von 1528—1535 weilte, denunzirte er fleißig die Lutheraner und beschäftigte sich mit der Scholastik. Das Resultat seiner Studien waren die vierwöchentlichen „Geistlichen Exercitien", der ekstatische Theil des Jesuitenthums.

Zu Paris kam er auch auf die Idee einer besondern geistlichen Genossenschaft für „Disziplin der Seelen". Seine ersten Anhänger waren Peter Faber aus Savoyen und Franz Xaver aus Pampluna, sein Lehrer in der Philosophie. Beide besaßen die Mittel, dem Gedanken der Selbstunterjochung und der Bekehrung und Leitung anderer Seelen ein gelehrtes Gewand umzuwerfen. Drei Tage lang ließ er sie im kältesten Winter fasten und beten. Noch vier Andre gesellten sich zu dem Kleeblatt: Salmeron,

der später in Schottland die calvinistische Reaktion hervorrief; Lainez, der zweite Ordensgeneral; Bobadilla, der mit Faber und Le Jay die Religionsgespräche zu Worms und Regensburg vereitelte; endlich Rodriguez. Zu Sieben begaben sie sich am Tage der Himmelfahrt Mariä 1534 in die Kirche auf dem Montmartre, ihr Ordensgelübde abzulegen.

Bis dahin sind es unbestreitbar rein innere, religiöse Motive, welche die Gründer leiten, so viel Bedenkliches auch schon mit unterläuft. Für die kirchliche Reaktion, welche sich gegen das Ende der dreißiger Jahre in Rom herausbildete, war offenbar zu viel religiöser Ernst und eine zu große Selbständigkeit in den Ekstatikern vom Montmartre.

Zu Vieren machten diese sich auf, abermals nach Jerusalem zu wallfahrten. Als sie nach Venedig kamen, war der Krieg ausgebrochen, sie konnten nicht zu Schiffe gehen. Loyola quartierte sich bei den Teatinern ein, war mit diesen nicht zufrieden, und wurde von dem damaligen Superior Caraffa strengstens beobachtet. In Vicenza stiegen die „Soldaten Jesu", wie sie sich nannten, auf Steine, und predigten in Lumpen gehüllt. Caraffa, mittlerweile Kardinal geworden, sah wohl ein, was sich mit solch' absoluter Hingebung machen ließe, dafern dieselbe für den Dienst des Papstthums angeworben werden könnte. Als Loyola auf diese Idee einging, legte er mit den Seinigen am 4. Mai 1539 zu den drei gewöhnlichen Ordensgelübden: Armuth, Keuschheit, Gehorsam, ein viertes ab: Absolute Hingebung an den Papst, unentgeltliche Ausführung seiner Befehle! Das war nur von einem so unwissenden visionären Temperament wie Ignaz Loyola zu erlangen. .

Durch diese Wendung, die mit den Anfängen im grellsten Widerspruch stand, wurden die Jesuiten die Prätorianer der reaktionären Kirche und des cäsaristischen Papstthums. Wie aber die Prätorianer den römischen Cäsar nur stützten, um ihn auch stürzen zu können, so sind die „Väter von der Gesellschaft Jesu" zu Tyrannen der römischen Despotie geworden. Diese Umkehr des Verhältnisses war nicht Loyola's Verdienst. Er persönlich wurde nur geschoben; er verschuldet es nicht, daß seine Nachfolger die Kirche terrorisirten,

dem Papste Pius IX. zu Gaëta die blutigste Reaktion diktirten, und ihm nach der Mitte des 19. Jahrhunderts zwei neue Dogmen haarsträubendster Natur einbliesen. 1539 hieß es blos: „Alles auf Befehl des heil. Vaters, des Stellvertreters Gottes auf Erden, dem ich wie Gott selbst zu gehorchen gelobe."

1540 durften die Soldaten Jesu in der Peterskirche zu Rom ihre vier Gelübde erneuern; sie schwuren: „auf des Papstes Befehl zu Türken, Heiden und Ketzern zu gehen, ohne Widerrede, Bedingung und Lohn". Jetzt bestätigte Paul III. die „Compagnie Jesu" und gestattete ihre Vergrößerung bis auf 60 Mitglieder. 1543 wurde auch diese letzte Beschränkung aufgehoben, sie durften sich vermehren wie der Sand am Meere. Die sechs Ordensbrüder wählten den Loyola zu ihrem ersten Vorsteher; in ihm sollte „Gott als gegenwärtig" verehrt werden. Der Visionär war bereits Andern zur Vision geworden. Der Orden, der zu den Chierici regolari gehört, bezeichnete Predigt, Krankenpflege und Bekehrung als seine Aufgaben; sie haben keine Andacht in Gemeinschaft zu üben; Chorsängerei ist nicht ihre Sache.

Loyola starb als erster Ordensgeneral im Jahre 1556, zehn Jahre nach Luther — Paul IV. war das Jahr vorher Papst geworden. Schon bestand das Jesuitenreich aus 13 Provinzen: 7 in Spanien und den Kolonien, 3 in Italien, 1 in Frankreich, wo der Calvinismus auf seinen Höhepunkt zustrebte; in Deutschland 2 im Werke, zu Wien und in den Niederlanden. In Brasilien fungirten bereits 28 Väter, von Goa bis Japan waren 100 thätig.

Blicken wir zurück. Loyola, wie Luther, nahm die Religion ernstlich, widerstrebte anfangs der Autorität, wollte das Heil an sich selbst erfahren. Nur war der Eine ein sinnender Deutscher, der Andere ein phantastischer Spanier. Luther hatte das tiefste Gemüth, er war ein Virtuose des Gemüths; Loyola besaß die flackerndste Einbildungskraft, er war der betrogene Charlatan der Geisterseherei. Was Luther auf dem Grunde seines Bewußtseins fand, das erflog Loyola in der Höhe der Vision. Luther's Wunder war der Glaube, welcher selig macht; Loyola's Wunder die Erscheinung, die Hallucination. Luther eroberte sich die priesterliche Selbstgewißheit durch das Ergreifen des Ideales; Loyola sprach

von nichts als vom „Dienen und Gehorchen", von der Glorie des Leidens, um des Himmels Herrlichkeit zu verdienen. Beide kamen in Konflikt mit den Herrschern der Kirche, Luther mit Mönchen, Schriftgelehrten, Kardinälen, mit Papst und Kaiser; Loyola mit den Teatinern, die zu Spionen der Reaktion werden sollten, und der Inquisition. Luther forderte Widerlegung mit Gründen und zerriß das drückende Band der Gemeinschaft; Loyola unterwarf sich demüthig, ließ sich in den Kerker und in die Schule schicken, und schwur zuletzt dem Papste blinden Gehorsam. Der Eine stand und blieb stehen auf dem Intellekt, auf dem Verständniß der Schrift, auf dem Gewissen; der Andere vagirte in der Imagination umher und heiligte zum Voraus alle bösen Gedanken, die aus dem Herzen kommen. Luther wurde der Ausgangspunkt der Forschung und Philosophie; Loyola die Brücke zur Selbstvernichtung und zum schnödesten Geistesdruck, den die europäische Menschheit jemals erduldet hat.

Das Mittel zur Macht ist die Organisation. Diese konnte nicht das Werk des Enthusiasten sein; auch zeigen sich während des ersten Ordensgeneralats nur bedeutsame Winke. Der Jesuit darf keine kirchliche Würde annehmen. Natürlich, die Herrscher zu beherrschen, das ist der archimedische Punkt. Die Vornehmen und Gewandten muß man in den Orden ziehen. Rodriguez, einer der ersten Sieben, war von Adel, voll Talent, nobel und graziös in seinem Auftreten. Loyola hatte schon herausgefunden: wer am Besten in der Welt fortkommt, ist auch der nützlichste Diener Christi. — Kein Verkehr mit Weibern, außer mit denen vom höchsten Range! — Klug sein ist Alles, „Klugheit ist die Tugend Derer welche herrschen, nicht der Gehorchenden." — Gehorsam ist die höchste Pflicht der Untergebenen: Volo et nolo non habitant in hac domo, „ich will und ich will nicht, das giebt's nicht in diesem Hause", sagte Loyola zu einem Novizen.

Das waren Instinkte des Gründers, hingeworfene Elemente. Das System sollte ein Anderer aufbauen. Diego Lainez, der

zweite Ordensgeneral, wurde der Gesetzgeber; das Gesetzbuch hieß die Constitutiones, die wesentliche Ergänzung der „Exercitien". Diego Lainez war der Machiavelli des Jesuitenstaates, das dämonische administrative Genie. Die Hierarchie des Ordens wie dessen Verhältniß zur Außenwelt sind sein raffinirtes Werk. Aeußerlich gliedert sich der Orden in einen General an der Spitze, in Provinzialen, Superioren, Rektoren. Die innere Hierarchie ordnet sich mit feinster Weltklugheit also: Professen oder Bekenner, die aus den Schwergeprüften hervorgehen; Scholastiker und Coadjutoren, geistlich und weltlich, in den Kollegien; Novizen, die zu dressirende Masse, welche jedes Kapitel des Bekenntnisses 24 Stunden lang in dunkler Kammer, ohne alle Nahrung, zu überdenken haben; endlich Affiliirte oder „Jesuiten im kurzen Rock", die Fühlhörner und Fangarme für die große Laienwelt.

Beim Eintritt in den Orden gibt der Novize sein ganzes jetziges und künftiges Vermögen in die Gemeinschaft. Scholastiker und Coadjutoren leben vom „Unterricht"; die Professen von „Almosen"; jede religiöse Funktion wird gratis geleistet, „zur größern Ehre Gottes". Testamente und Schenkungen erleichtern die „Armuth", Zeuge dessen die bekannten Skandalprozesse. Der weltlichste Kaufmannshandel ergänzt die Diätenlosigkeit: als der Orden im vorigen Jahrhundert in Frankreich aufgehoben wurde, entdeckte das Parlament ein Vermögen von mehr als 100 Millionen.

Der Aufmerksamkeit der frommen Väter und ihrer Affiliirten werden besonders empfohlen: die Damen, die Fürsten und die Aerzte. Vornehme Damen sind der Typus bußbedürftiger Eitelkeit; ihr reizbares Nervensystem bildet die willkommene Tastatur für den frommen Vater; sie üben den größten Einfluß in der Politik und Diplomatie. Die Fürsten waren im 16. Jahrhundert und noch lange nachher die Herren der Erde; war der Fürst persönlich unzugänglich, so machte man sich an den Kronprinzen und Thronfolger; geistliche wie liberale Jesuiten üben dieses Stücklein bis auf unsere Tage. Aerzte sind die unfreiwilligen Beichtiger der Kranken und Sterbenden, auf jeden Fall unbequeme Zeugen.

Sie, die im Durchschnitt integerste Menschenklasse zu korrumpiren, ist daher des Schweißes der Jesuiten werth.

Wie sich der Orden dem Papste leibeigen machte, so war sein unverbrüchliches Gebot nach Innen der leidende, blinde Gehorsam. Novizen, Coadjutoren, Geistliche, selbst Geprüfte, erhalten nur Befehle, das Wort „Warum" ist im jesuitischen Wörterbuch gestrichen. Die Professen denken an einem kurzen Stricke, der General lenkt. In den Constitutiones VI, 1 heißt es wörtlich:

„Jeder halte sich überzeugt, daß die welche unter dem Gehorsam leben, dulden müssen, von ihren Oberen getragen und regiert zu werden, als wenn sie ein Leichnam wären." Der Untergebene muß sein „wie ein Stock in der Hand des Greises, wie ein Leichnam": darauf ist der festeste und gefährlichste Bund gegründet worden, den die Geschichte kennt; und wenn die katholische Kirche die imposanteste Architektur der Zeiten genannt werden kann, so ward niemals eine Besatzung organisirt, wie diejenige der Loyoliten. Vaterlandslos wie sie waren, von keiner patriotischen Rücksicht gelähmt, universalisirten sie die Herrschaft über Beutel und Gewissen, über Staaten und Menschen, über Vornehm und Gering, über Jung und Alt. Verräther gab es nicht unter ihnen, denn die Meisten hatten nichts zu verrathen; ihrer zwei durften nie spazieren gehen, ohne den dritten Lauscher. Wer aber etwas wußte, der hatte schon am Kelche der Herrschaft genippt. Aller Dinge bemächtigten sie sich, der Predigt, des Beichtstuhls, der Krankenpflege, des Todesbettes, des niedern und höhern Unterrichts, und dadurch der Generationen.

Um die Menschheit auf die Dauer zu beherrschen, muß man die nachfolgenden Geschlechter erziehen; um sie für den Sklavendienst zu erziehen, muß man sie dressiren. Diese Dressur vollendet erst das jesuitische System. Aus der Schule kommt das Volk in die Kirche; das sind Gymnasium und Akademie der Massen. Der vierte Ordensgeneral, Aquaviva, führte dieses System aus.

Die Jesuiten kannten die Nachtseite des menschlichen Wesens vortrefflich: daher der Erfolg ihres Unterrichts. Alle ihre Anforderungen richteten sie an die Phantasie und die Trägheit; bei der erstern sind die meisten Menschen zu fangen; an der Kette der zweiten

rühren sie sich nicht mehr, es sei denn auf Commando. Kürze und Anschaulichkeit sind ihre leitenden Grundsätze; nichts von der Sache selbst, nur den Namen, nur die Etikette; vor allen Dingen nicht die Anschauung, die sich zur Vorstellung und zum Begriffe steigert. Leicht, bequem muß Alles sein, höchstens das Gedächtniß darf thätig werden. Grundsätzlich zu vermeiden ist der labor improbus, die Gymnastik des Geistes, die inwendige Zucht des Menschen. Eleganz in der Behandlung der Gedächtnißwaare ist das Höchste. Die Phantasie soll und muß beschäftigt werden, aber nicht die große, die sich ins menschliche und geschichtliche Ideal vertieft, die „unsterbliche Göttin", die dem Charakter Flügel verleiht; sondern die kleine, reizende, selbstgefällige, narkotische. Im engsten Horizonte dann zu Thaten locken, den Bornirten zu Entschließungen reizen, deren Tragweite er gar nicht überschaut: das setzt dem Ganzen die Krone auf.

Multa, non multum, Vielerlei, nicht viel von Einem. De omnibus aliquid, von Allem etwas, im Ganzen nichts. Oder wie der erste Napoleon beliebte: un peu de latin, un peu de mathématiques, etwas Latein, ein wenig Mathematik! Zudem schadet die Mathematik nicht, sie ist abstrakt, inhaltsleer; bis zur Anwendung kommt es ohnehin nicht. Die Protestanten, als sie vom lebendigen Geist abfielen, verhielten sich feindselig gegen die Wissenschaft, besonders gegen die Naturkunde. „Geben wir", so sagten die Jesuiten, „unserer Jugend Unterricht in den Naturwissenschaften!" Und sie gaben pikante Einzelheiten, amüsante Curiosa, hier ein Bischen Physik, dort ein Bischen Botanik, nur bei Leibe keine Ahnung von stätigen Gesetzen, von der Einheit alles Daseienden!

In der Geschichte ließen sie aus was ihnen nicht paßte, fälschten was ihnen mißfiel, ganz wie es der Bischof Eusebius in grauer Zeit gethan und selber eingestanden hatte. Am Besten eine Chronique intéressante, auch scandaleuse; dazu lächelt man verständnißvoll. Die große französische Revolution behandelte Einer der Ihrigen nach dem Motto: „Nach Ludwig's XVI. Tode entstanden einige Unordnungen im Regiment, in Folge deren Ludwig XVIII. auf den Thron seiner Väter stieg."

In diesem Systeme gibt es keine Philosophie, das Selbstdenken ist die verbotene Frucht des Paradieses. Es gibt nur Sophistik, Taschenspielerei mit Begriffen. Die Scholastik, dieses Schwimmen im Trocknen, lehrt man auf den Seminarien; die großen Denker, die Zierden der Menschheit, werden bis auf den Namen ignorirt. Kein Cartesius, kein Spinoza, kein Kant; vom letzten Scholastiker springt man auf den ersten reaktionären Neukatholiken. Die Philosophie hassen die Jesuiten wie das Griechische, in welchem der Puls schöner Menschlichkeit schlägt. Lateinisch ist die Sprache des Commandos, des Quos ego, der Kirche, des doppelten Roms. Nur vor dem Tacitus wird Halt gemacht. Kein Klassiker darf gelesen werden, wie er geschrieben hat; lauter verstümmelte, castigirte, castrirte Ausgaben, in usum delphini, zum Gebrauche der Unmündigen; und die ganze übrige Menschheit besteht aus Infanten; die Fanten und Hierophanten sind nur die ehrwürdigen Väter, die Vormünder der Mundlosen.

Wie die Logik zur süffisanten Sophistik wird, so die Moral zur Casuistik, zum „Ausgleich mit dem Himmel", zur Abspeisung der innern Stimme. Der Christ lernt hier sein Gewissen abthun. In den „Constitutionen" steht geschrieben: „Keine Tod- oder erläßliche Sünde begehe, es sei denn daß der Obere sie im Namen des Herrn Jesu Christi oder kraft des Gehorsams befiehlt." Auch in der Moral, und ganz besonders in der Moral, wird gehorcht. Jeder Brief an ein Ordensmitglied geht, wie im Gefängnisse, vorher an den Obern zur Kenntnißnahme. Alles, auch das Geringste, muß an den Obern berichtet werden.

Man macht dem Menschen ein Gewissen über seinem Gewissen, ein leitendes Gewissen über dem geleiteten, irregeleiteten; und das leitende Gewissen leitet wieder der Mensch nicht selbst, sondern der Leiter, der „Director". Dieser Director lehrt: Gut ist nicht Gut, Böse ist nicht Böse, „unser Denken macht es erst dazu", macht aus Gut Böse, aus Böse Gut. Alles kommt auf die „Intention", auf die geheime Absicht an; Alles hängt davon ab, ob wir unser Interesse und das Interesse der Kirche im Auge haben. Und wenn die That, vor welcher wir stehen, noch so ruchlos, allen menschlichen und göttlichen Geboten

zuwiderlaufend wäre, und wir selbst schwankten, ob wir das untere eigentliche Gewissen mit ihr beschweren dürfen: — wir brauchen nur die „Wahrscheinlichkeit" ins Auge zu fassen, nur die Frage aufzuwerfen, ob ein einziges Kirchenlicht, ein einziger „Doctor" nicht dennoch der Ansicht gewesen, man dürfe sie begehen, — so genügt ein „Doctor" gegen hundert, der eine Doctor leitet unser oberes Gewissen, und dieses beruhigt das untere.

Und was hat dieser „eine Doctor" nicht alles gelehrt und gutgeheißen! Der Jesuit Guignard, der Mitschuldige des Königsmörders Clément, lehrte: „Es ist Gott wohlgefällig, einen ketzerischen König zu tödten." Suarez: „Der Papst hat das Recht, ketzerische und rebellische Könige abzusetzen; gehorcht ein solcher König nicht, so wird er zum Tyrannen, und kann von Jedem getödtet werden." Peter Aragon: „Man darf einen Unschuldigen tödten und Unzucht treiben, wenn Gott es befiehlt." Weiter: „Der Diebstahl ist nicht verboten, wenn man eine gute Absicht dabei hat; man darf einen Eid schwören, ohne ihn zu halten, wenn man gute Gründe hat." Das ist die Sache des „geistigen Vorbehaltes", der bei den Jesuiten eine schaurige Rolle spielt, und der vor Gericht wie im Leben die Wahrheit gar nicht mehr aufkommen läßt, die Rede des Menschen zur permanenten Lüge macht.

Wohlgemerkt, wir enthalten uns jeder Anführung der jesuitischen Regeln über das Verhältniß der beiden Geschlechter. Wir haben unsere sehr guten Gründe zu dieser Enthaltsamkeit; die verrufensten französischen Romane sind eitel Ehrbarkeit und Erbauung, im Vergleich zu dem Schmutze, der z. B. in den Monita secreta und selbst in neuern Handbüchern der „Moral" aufgewühlt wird. Ueber Ehe und Liebe im jesuitischen Sinne zu reden, dazu bedarf es einer todten Sprache, jede lebende muß erröthen.

Handel und Wandel, Wissenschaft und Kunst, Freundschaft und Liebe, Alles wird in der Quelle vergiftet. Phantasterei, Oberflächlichkeit, Verlogenheit beherrschen alle Beziehungen. Das menschliche Herz verdorrt, der menschliche Geist wird enthauptet. Kein Ernst mehr, der nicht mit Wollust sich paarte; kein Entsagen, das nicht mit Lust gewürzt würde; das Verbrechen liegt der Frömmig-

keit in den Armen! Das war die Acqua toffana, welche auf Jahrhunderte gewirkt hat und noch wirkt. Sie ist nicht auf die katholischen Kreise beschränkt geblieben; sie hat den Protestantismus selber angesteckt, die Gesellschaft durchfressen, die Heuchelei in Mode gebracht; sie ist die Mutter der Mode selbst. Ja, die Jesuiten sind die wahren Väter der modernen Weltbildung, die Erzeuger unsres gesellschaftlichen Tones, mögen wir es hören wollen oder nicht. Ihr Produkt ist die „gute“ Gesellschaft, die „feine“ Bildung. Seht dort den Hofmann im steifen gestickten Kragen, Hut unterm Arm, ein Messer an der Seite, vor dem er zuerst erschrickt; wie er faselt und artige Kapriolen schneidet, oberflächlich süß, unwissend selbstbewußt; das gespreizte Nichts, Narziß im Frack! Ist er nicht das Meisterwerk jesuitischer Erziehung?

Seht dort die Dame à la mode; früher steckte sie in einer Tonne, die ihr jetzt auf den Kopf geflogen ist; in verschiedenen Sprachen spricht sie über Alles und sagt niemals etwas; durch alle Gegenstände menschlichen Interesses windet sie sich in einem wahren Eiertanz: woher kommt uns diese monströse Erscheinung, in der Niemand ein Weib wiedererkennt? Aus der Jesuitenschule, aus Frankreich, welches seit dem 17. Jahrhundert von den Jesuiten beherrscht war und durch die Mode die Welt beherrschte. Hat das der letzte große Krieg auch abgethan?

Unsre ganze Freundlosigkeit bei obligatem cher ami, unsre ganze Affektation des Enzyklopädismus, ohne Verlangen nach eigentlicher Kenntniß und besonders nach Erkenntniß, unsere Gefallsucht ohne Geschmack, unsere polizeiliche Angst ohne Ehrfurcht vor Sitte und Gesetz: Alles das ist, bei Protestanten wie bei Katholiken, auf dem Mistbeete des Jesuitismus gewachsen. Man sagt: das heißt die Wichtigkeit der Loyoliten übertreiben, so mächtig sind sie nie gewesen; sie begegneten sich höchstens mit einem allgemein menschlichen Zuge. Freilich, sie kannten den Menschen von seiner schlechten Seite; sie pflegten seine negativen Eigenschaften, sie gaben die Parole aus, und diese Parole wurde befolgt. Luther's mannhafter Ernst wurde ein „Extrem“; die ernste, sittliche Auffassung der menschlichen Dinge war „vielleicht richtig, aber unpraktisch“, „unzweckmäßig“. Der Jesuitismus dagegen führt zum Ziele, ist leicht,

angenehm, macht angenehm. Mit der Menschenwürde aber war es dahin gekommen, daß erst die französische Revolution mit ihrem Donnerwetter die Luft wieder reinigen mußte.

Allerdings, der ächte Protestantismus war den Meisten zu schwer. „Jedermann sein eigner Priester", Jeder sein eigner Vermittler mit dem Höhern, Unendlichen: das erforderte eine tägliche Arbeit, das ganze Leben lang, das war nicht Jedermanns Sache. Der Kultus war so nüchtern, den Sinnen wurde so wenig geboten. Der alte Katholizismus hatte sich in Verruf gebracht, er war etwas schier Undefinirbares geworden. Der Jesuitismus suchte und fand die richtige Mitte und das richtige Mittel; er erfand den simulirten Ernst, er verknüpfte die Zerknirschung mit der Liederlichkeit, die Entsagung mit der Lust, das Verbrechen mit der Frömmigkeit. Die Welt würde ewig in Ruhe und Ordnung leben, wenn es gelingen könnte, die Verzichtleistung auf den Gedanken permanent zu machen; der Jesuitismus würde die verarmte Menschheit zuletzt ins Grab legen, wenn die Todten sich nicht auf der Bahre erhöben, um mit der Todtengräbern ins Gericht zu gehen.

Die Jesuiten hatten mit unvergleichlichem Scharfsinn die Weltlage und die Bedürfnisse des neuen Katholizismus durchschaut. Seit der protestantische Strom aus dem Bette der Kirche abgeleitet worden, mußten neue Quellen auf eignem Boden gegraben werden. Allerhand Quellengräber traten da auf. Die Feuillantiner gingen viel zu weit, sie kasteiten sich derart, daß 14 in einer Woche auf dem Platze blieben. In Portugal lag man Tag und Nacht vor der Eucharistie auf den Knieen. Die Bernhardiner von La Trappe machten die stumme Selbstertödtung zur Lebensaufgabe. Das paßte doch schwerlich für eine Zeit, in welcher Mexiko und Peru entdeckt wurden, und ganz Indien und die Molukken ihre Gewürze nach Europa sandten!

Wie die katholische Welt in sich selbst suchte, davon waren wir theilweise schon Zeuge: 1524 entstanden die Teatiner. Im Jahre 1528, als Loyola zu seiner Vollendung nach Paris reiste, gründete Matthäus Bassi die Franziskaner von der strengen Observanz, die sogen. Kapuziner, als reinsten Ausdruck des

Schwärmers von Assisi; in Frankreich wurden daraus die Récollets, in Spanien die „Barfüßer“. 1540 stiftete Filippo Neri sein Oratorio oder Bethaus. Ein Muster neukatholischer Frömmigkeit, ein Wohl- und Wunderthäter war Carlo Borromeo, der 1587 starb und heilig gesprochen wurde. Die heil. Theresa flog wörtlich dem Himmel zu; sie reformirte die Karmeliterinnen, verwies auch zur Arbeit, doch sollte diese nicht zu schwer und kunstreich sein, damit sie die Seele nicht allzusehr beschäftige. „Die Seele soll sich selbst vergessen, und die Stimme des himmlischen Meisters vernehmen.“ Auch der heil. Franz von Sales, bei Lebzeiten Bischof von Genf, war nachsichtig für die Büßenden, welche die harten Kasteiungen nicht ertragen konnten.

Es ging ein allgemeiner Zug durch die Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts, den fervor im Zaume zu halten, damit das „schwache Fleisch“ nicht unterliege. Zuletzt kam der Bauer Vincenz von Paula, der Missionar der Armen, der Gründer der „Barmherzigen Brüder“, denen die „Barmherzigen Schwestern“ folgten. Unendliche Liebesdienste haben diese Körperschaften geleistet, unendliche Aufopferungsfähigkeit haben sie bewiesen. Gleich Engeln erschienen jene „Schwestern“ bis in unsere Tage am Krankenlager, bei der Cholera, in den Militärspitälern. Aber im Hintergrunde lauerten stets die hagern Väter, die mit Genugthuung das Material ihrer Herrschaft sich mehren sahen. Das Beste, das Edelste war doch nur bestimmt, in ihren Händen zu werden perinde ac cadaver. Sie bildeten innerhalb der Christenheit, wie Melchior Inchhoff zur Zeit ihrer Machtentfaltung sagte, die Monarchia Solipsorum, die „Monarchie der Selbstalleiner“.

Auf die Thätigkeit der frommen Väter in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England kommen wir weiterhin zu sprechen. Hier nur noch ein Wort von ihrem Auftreten in Asien. Sie griffen gleich ins Große, organisirten Missionen nach Indien und Japan. Franz Xaver, der sich hier in Wundern überbot und den Heiligenschein erwarb, bekehrte in Indien mit Hülfe der portugiesischen Kanonen, und vergoß Ströme von Blut zu Ehren

des Glaubens; in Japan erfand er einen im Purpur gebornen Christus, ließ von den Sakramenten je nach Bedarf herunter, nahm dagegen die weltlichen Vortheile um so strenger wahr. An China prallte er ab. Die übrigen Mönchsorden denunzirten eifrigst die Ueberschreitungen der Jesuiten; aber selbst die Befehle des Papstes fruchteten nichts. Urban VIII. verbot ihnen endlich jedes Handelsgeschäft; sie kehrten sich nicht daran. Im Jahre 1638 wurden sie aus Japan vertrieben.

Glücklicher als Franz Xaver, kam der Pater Ricci nach China. Zu Peking entwarf er dem Kaiser eine Landkarte, welche China auf der Mitte der bewohnten Erde zeigte und mit christlichen Symbolen und Sprüchen an den leeren Stellen ausgefüllt war. Sein Katechismus schloß sich den chinesischen Vorstellungen genau an; päpstliche Verordnungen und Bullen wurden verlacht. Bei dem prosaischen Naturell der Kinder des Reichs der Mitte begann Ricci mit Mathematik und schloß mit den Dogmen. Die langen Mittagsessen der Chinesen sollen den Pater 1610 getödtet haben.

Nur Paraguay, zwischen dem Uruguay und dem Parana in Südamerika, machten sie sich völlig leib- und geisteigen. Der Thee-Export nach Peru trug ihnen jährlich 700,000 Franks ein. Hier herrschte ihr System ohne Einschränkung, hier modelten sie Staat, Kirche, Gesellschaft, Arbeit ganz nach ihrem Systeme, bis ein ungerechter, durchaus nach jesuitischen Grundsätzen geführter Krieg dem Jesuitenstaat in unsern Tagen ein Ende gemacht hat.

Wie sie Alles berechneten und auch das Menschenleben taxirten, davon gibt ihr japanesischer Bericht vom Jahre 1622 die klarste Anschauung: „Die glorreichen Glaubenshelden, welche in jenem Jahre starben, betrugen 121; die Erwachsenen, die durch die Arbeit der Väter der Compagnie, angesichts so grausamer Verfolgungen, die heilige Taufe erhalten haben, betrugen 2236.“ Da kamen auf einen geopferten Vater nicht ganz 19 Täuflinge!

In unsern Tagen ist der gesunde Menschenverstand empört über die Verkündigung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes. Nur darin hat er Unrecht, diese Ungeheuerlichkeit so unerhört zu finden. In der Bestätigung des Jesuitenordens lag

die „Unfehlbarkeit“ wie in einer Nuß eingeschlossen; die Beschlüsse des Tridentiner Konzils nahm der Papst „unter Vorbehalt“ hin. Am Schlusse des Jahrhunderts proklamirte der Kardinal Bellarmin Alles, was das letzte Konzil von 1870 sammt der Encyklica von 1864 enthält.

Der Hauptvertreter des jesuitischen Kirchenrechts, der Gegner des wackern Paolo Sarpi, sagt in seiner Schrift „Von der Macht des Papstes in weltlichen Dingen“: „Der oberste Pontifex steht einfach und absolut über der ganzen Kirche und über dem allgemeinen Konzil, so daß er auf Erden kein Urtheil über sich anerkennt.“ Nichts Anderes und nicht mehr wurde 1870 im Vatikan aufgestellt. Um aber diejenigen zu enttäuschen, welche sich von Rom oder von den Römlingen die Unterscheidung der weltlichen von den geistlichen Dingen plausibel machen lassen, und etwa am staatlichen Placet ein Hülfsmittel wider die päpstliche Willkür zu besitzen glauben, hören wir den Jesuiten-Kardinal weiter:

„Der Papst hat allerdings keine weltliche Gewalt über die Könige und Fürsten (vergleiche die französische Occupation); er beeinflußt sie nur indirekt, „„wie die Seele den Leib““. Aber „der Geist leitet und zügelt das Fleisch, nicht umgekehrt (wie spiritualistisch!); daher muß die weltliche Gewalt sich nicht anmaßen, sich über die geistliche zu erheben, sie leiten, beherrschen oder strafen zu wollen.“ — „Dem Priester kommt es zu, den Kaiser zu richten, nicht umgekehrt; es würde abgeschmackt sein, wenn die Schafe den Schäfer richten wollten.“ Da steht schon der Priester statt des Papstes, und der Kaiser als — Schaf!

„Allerdings (Vorsicht!) kann der Papst in gewöhnlichen Fällen (ordinarie) die Fürsten nicht absetzen, auch nicht aus gerechter Ursache; aber er kann es thun als oberster geistlicher Fürst (ex cathedra), wenn es nöthig ist zum Heil der Seelen.“ So der Mann des richtigen Zwar und Aber, der bei aller Geschmeidigkeit die Hauptsache fest hält. So auch das Konzil von 1870.

Und der Kardinal Bellarmin war der richtige Jesuit, denn er besaß auch Esprit. Einst wurde er gefragt: weshalb so wenig

Kardinäle zu Heiligen würden (santi)? Darauf antwortete er: weil sie die Allerheiligsten werden wollen, perchè vogliono esser Santissimi, nämlich Päpste.

Die Jesuiterei war schon im vollen Gange, als das neukatholische Glaubensgesetz, die Confessio Tridentina, endgültig zu Stande kam. Das berühmte Konzil, 1545 von Paul III. eröffnet, dann zweimal vertagt, von Pius IV. zum dritten Male eröffnet, wurde am Ende des Jahres 1563 definitiv geschlossen. Wir haben es schon gesagt, neben Caraffa, so lange er Kardinal blieb, und dem Onkel der Maria Stuart, dem Kardinal von Guise, machte sich ganz besonders bemerklich der Jesuit Diego Lainez. Grade dieser zukünftige Ordensgeneral schob bei allen Beschlüssen die bedeutungsvolle Formel ein: „Unter Vorbehalt des päpstlichen Ansehens.“ Pius IV., der Schlußpapst, behielt sich auch die Auslegung der Beschlüsse ausdrücklich vor. Die mittelalterlichen Dogmen, besonders die unevangelischen aus dem 14. Jahrhundert, wurden zu Trient neu bestätigt, jedoch mit diplomatischer Vorsicht gefaßt; im Punkte der Sittenlehre suchte man sich der Zeitstimmung anzupassen. Diese Konzession war um so unbedenklicher, als bereits eine ganz neue Moral im Hintergrunde bereit stand, die jesuitische Casuistik. Dem Klerus wurden seine Pflichten nach Außen scharf eingeprägt — die geheimen Rabulisten konnten ja helfend und mildernd dazwischentreten, um das Amt nicht allzuschwierig zu machen.

Endlich unterzeichneten 255 Väter — kein einziger Protestant war erschienen — zwei Drittel davon Italiener! Das neue Glaubensgesetz der Kirche, welche auf die „Religion der Liebe“ gegründet sein wollte, ging mit 135 Verfluchungen in die Welt. — Vergebens hatten der deutsche König Ferdinand, Frankreich und Bayern die Priesterehe und den Kelch für die Laien verlangt — wohin sind die Zeiten gekommen! — Die Kirche, vom Jesuitismus getrieben, antwortete: Alles oder Nichts! Italien, Portugal und der Kaiser nahmen die Beschlüsse ohne Widerspruch an. Philipp II. (!) für Spanien, Neapel und Italien, selbst die

katholischen Schweizer Kantone, fügten die Einschränkung durch die Staatsrechte hinzu. Frankreich und Ungarn erklärten, nur die Glaubensartikel zu adoptiren.

Beiläufig, aber gewiß nicht unwichtig: Die „unbefleckte Empfängniß" der Jungfrau war zu Trient nicht durchgegangen; die Jungfrau sei, so wich man aus, durch ganz andere Begünstigung Gottes ohne lästerliche Sünde geblieben! Als die Jesuiten in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts die Immaculata conceptio durchsetzten, rührten sich selbst diejenigen nicht, die heute an der päpstlichen Unfehlbarkeit zu Rittern werden.

Lange vor der „unbefleckten Empfängniß", als man noch des Glaubens lebte, die katholische Kirche habe zu Trient mit ihren Dogmen abgeschlossen, erklärte ein aufrichtiger Kirchenfürst, der gelehrte und humane Bischof von Wessenberg zu Konstanz, daß das Grundübel der Kirche im Tridentinum liege. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde also eine gewichtige Stimme in der Kirche selbst laut, welche den damals herrschenden Katholizismus als reaktionär bezeichnete, ohne auf die beiden neuesten Dogmen zu warten. Wessenberg's eigene Worte über die Beschlüsse von Trient lauten:

„Die Wurzeln, die Grundursachen vieler Mißbräuche des römischen Hofes wurden geschont, und in allen Stücken, wo die Gewalt des Papstthums hätte Abbruch erleiden müssen, wußte es seine Politik so zu leiten, daß die Reform seinem Gutdünken überlassen blieb. Das Hauptbestreben zu Trident ging dahin, durch bleibende Feststellung einer mit aller Strenge zu handhabenden Gleichförmigkeit sowohl in Disziplinarsachen als in Glaubensbestimmungen über alle streitigen Punkte die Stärke der katholischen Kirche zum Widerstand gegen die Neuerungen zu vermehren. Die Scheidewand zwischen Katholiken und Protestanten wurde befestigt, die Kluft zwischen beiden erweitert; im Schooße der katholischen Kirche selbst aber wurde das Streben nach solchen Verbesserungen, wodurch die Axt an den Baum der Gebrechen wäre gelegt worden, auf lange Zeit (auf immer, würde Wessenberg heute sagen) gelähmt und niedergehalten."

Und schon zu Basel auf der Kirchenversammlung hatte der schlaue Aeneas Sylvius ausgerufen: „Der Glaube ist todt!“ — Was ist denn die Kirche seither gewesen? Was alle alternden Kirchen immer werden: eine Machtfrage. Das wußte der Diplomat Piccolomini; Caraffa, Paul III. und die Jesuiten begriffen es vollständig.

In Deutschland mußte es sich jetzt zeigen, ob das Lutherthum den erregten Geistern genug gethan hatte, ob das Volk in seinem Gewissen hinlänglich erstarkt war, um der klugen, weltlich gedachten, mit der Sinnlichkeit wie mit der Wissenschaft kokettirenden Jesuiterei Widerstand zu leisten.

Die Anzeichen waren nicht besonders günstig. Schon in Luther's letzten Lebensjahren, dann besonders auf der zu Jena 1549 neuerrichteten Theologenschule, machte sich ein blödes Sylbenstechen, ein unerquickliches Klauben am Buchstaben breit. In Wittenberg regierte der kühle Melanchthon, der sogar für das kaiserliche „Interim“ gewesen war, und die wichtigsten Dinge für sogen. Adiaphora, d. i. für gleichgültig erklärt hatte, wofür er um so eifriger den Homer las. Aber noch viel widerwärtiger war der Jenaische Scholastizismus, der beständig auf Luther schwur, bei dem doch die persönliche Vermittlung mit dem Glaubensinhalt den Ausgangspunkt gebildet hatte. Der Streit zwischen Wittenberg und Jena wurde vollkommen abgeschmackt: in Wittenberg behauptete man nach Erasmus (de libero arbitrio) und Contarini, die guten Werke seien wenigstens nützlich; in Jena erklärte man sie für schädlich zur Seligkeit. In Jena selbst, welches der ernestinischen Linie des Johann Friedrich gehörte, hoben sich die Anhänger und Gegner des Hauptorthodoxen, des Istriers Flacius, durch Aufruhr und Staatsstreich abwechselnd aus dem Sattel. Unter solchen Verhältnissen wurden Gottesgelahrtheit und Predigt zur „dürren Haide“. Die Bildung der Jugend war bald nichts mehr als ein formales Abrichten; die Feindschaft gegen das Wissen ging bei den Lutheranern Hand in Hand mit dem kriechendsten Servilismus.

Der sogen. „Heidelberger Katechismus“ der Reformirten, der 1563 mit dem Ende des Konzils zusammentraf, war in seiner

doktrinären Bornirtheit eben so wenig dazu angethan, das Bewußtsein des gläubigen Volkes lebendig zu erhalten. Der gegenseitige Widerwillen zwischen Lutheranern und Calvinisten steigerte sich bis zum fanatischen Hasse. Die Konkordienformel endlich, welche Kurfürst August von Sachsen, Moritzens Sohn, im Jahre 1574 durch Tübinger und Wittenberger Theologen zusammenbrauen ließ, bewirkte am wenigsten die Concordia, goß vielmehr Oel ins Feuer, und die Brutalität, mit welcher sie von der sächsischen Regierung durchgeführt wurde, beweist am besten, welcher Cäsaropapismus sich bereits auf protestantischem Boden ausgebildet hatte.

Nur derjenige, welcher diese trüben Zustände vor Augen behält, kann die Wirkungen der jesuitischen Reaktion in Deutschland begreifen. Denn sonst wäre es schier unverständlich, wie rasch seit der Mitte des Jahrhunderts der Rückschritt vor sich ging. Was Manchem zu jener Zeit als unmöglich erscheinen mußte, war etliche Jahrzehnte später vollendete Thatsache. Die Gewalt allein, so schonungslos sie angewendet werden mag und angewendet worden ist, erklärt nicht die Verkehrung eines ganzen Volksbewußtseins.

Die Dinge standen nämlich in der Mitte des 16. Jahrhunderts nach den besten Zeugnissen also. Das Volk verlachte, ob protestantisch oder katholisch, die Mär vom Fegfeuer, diese eigentliche Goldquelle der Kirche. Wer ging noch wallfahrten? Wer glaubte an eine Reliquie? Die Berichte der Venezianischen Gesandten, jener großen und wahrhaft nützlichen Diplomaten, besagten zum Jahre 1558, in Deutschland sei nur noch ein Zehntel der Bevölkerung katholisch. Selbst unter geistlichen Ständen genirte man sich nicht. Adel und Bürgerschaft in Bayern, Salzburg, am Rhein, in Franken und Westphalen, huldigten der neuen Lehre. Die Mönche verließen die Klöster und verheiratheten sich; unter 100 Priestern blieb kaum Einer ledig. In Münster gab es „Dompröpstinnen". Für Oesterreich nahm man gar nur ein Dreißigstel der Bevölkerung als katholisch an. Dieselben Berichte melden von Frankreich, keine Provinz sei mehr frei von Calvinismus, drei Viertel des Landes seien davon erfüllt, namentlich die Bretagne, Normandie, Gascogne, Languedoc, Poitou, Touraine, Provence, Dauphiné. Ueberall richte man den Kultus nach dem Muster

von Genf ein, Niemand kümmere sich um die Krone. Das war 1561.

Aber die Contremine wurde bereits ausgehöhlt. 1550 erschien der erste Jesuit auf dem Augsburger Reichstage, er hieß Le Jay. Er gewann den Bischof Urban von Laibach. 1551 kamen Le Jay, Faber und Bobadilla nach Worms und Regensburg, man weiß wozu. Das Volk zu Regensburg wollte den Le Jay in die Donau werfen; aber der Herzog von Bayern machte ihn zum Professor in Ingolstadt.

In demselben Jahre 1551, während Moriz von Sachsen seinen hohen Verrath ins Werk setzte, kamen 13 Jesuiten nach Wien zu König Ferdinand, der selbst mit Loyola in Korrespondenz trat. Ferdinand, von Natur nicht böse, war, was nicht zu vergessen ist, in Spanien erzogen, und sprach weder das Deutsche, noch das Lateinische so geläufig wie das Spanische. Beständig hat er zwischen halbguten Vorsätzen, schwachen Besserungsversuchen und thatsächlicher Reaktion hin und her geschwankt. Die Jesuiten wußten ihn zu ködern und schließlich zu umgarnen. Er gab ihnen sofort Behausung, Pension, eine Kapelle und — die Aufsicht über die Universität! Der Gelehrteste unter ihnen, Peter de Hondt, hübsch latinisirt in Canisius, fertigte den bekannten Katechismus an.

Zu Köln faßten die Väter Posto im Jahre 1556; im selben Jahre nisteten sie sich zu 18 in Ingolstadt ein, welches fortan die Hauptstadt des Jesuitismus wurde, wie Wittenberg die Residenz des Lutherthums, Genf das Rom des Calvinismus geworden waren. Im Jahre 1566 saßen sie fest in Böhmen, auf der Stätte des Hussitismus; in Tyrol, wo der Protestantismus sich fröhlich ausgebreitet hatte; in Franken, Schwaben, am Rhein, in Deutsch-österreich, Ungarn, Mähren. Ihre Schulen florirten, sie ließen so charmant disputiren. Zahlreiche Protestanten schickten ihre Kinder in den reizenden Unterricht der frommen Väter, wie die aufgeklärten Leute zu Paris ihre Töchter selbstredend „ins Kloster" senden, wie die belgischen Freimaurer ihre Sprößlinge der heilsamen Zucht der frommen Väter und der mit ihnen affiliirten „Schwestern" anvertrauen. Die Kleinen lernten und lernen dort

gehorchen und bekommen „nette Manieren": „duckt er da, folgt er uns eben auch."

In Köln legte sich die sonst mit Appetit so gesegnete Jugend aufs Fasten; in Trier begann die Jagd auf Reliquien, welche noch vor dreißig Jahren so gewaltiges Entsetzen verbreiteten. Frankreich war schon 1568 auf dem Rückwege zum Katholizismus; Katharina von Medici konnte erklären: sie werde keine andere Religion mehr dulden!

In Italien herrschte seit 1566 der richtige Exekutor des Tridentinum, Pius V., später heilig gesprochen. Er ertheilte den Jesuiten mehr Privilegien als alle Bettlerorden zusammen besaßen, befreite sie von allen Abgaben und Censuren, und autorisirte sie zur Ausübung jeglicher kirchlichen Gewalt. Pius V. bannte Elisabeth von England und sprach alle ihre Unterthanen vom Eide der Treue los. Die fleißigen Waldenser in Calabrien ließ er morden, und als der Vizekönig von Neapel keinen Henker mehr finden konnte, hieß er ihn einen Pardon an alle Banditen ertheilen, welche geneigt wären, dieses Gott wohlgefällige Amt auszuüben. Er schürte zur Ausrottung der Hugenotten in Frankreich und segnete den Herzog von Alba, der sich rühmte, in fünf Jahren über 18,000 Niederländer abgethan zu haben. Er bedrohte den Kaiser Maximilian II. mit allen Kirchenstrafen, dafern er nicht die dem österreichischen Adel ertheilte Erlaubniß, die Augsburgische Konfession auf seinem Gebiete frei ausüben zu lassen, zurücknähme.

Und wie räumte die Inquisition unter diesem gewesenen Großinquisitor auf! Den Carnesecchi ließ Pius V. verbrennen, die Venezianer zwang er zur Auslieferung des Guido Zanetti, den Erzbischof Carranza von Toledo, der in England so viel für die Ausrottung der Ketzerei gethan, ließ er durch das Urtheil des heil. Offiziums entehren. Im Jahre 1570 war Italien gründlich ausgestäubt. In der Abendmahlsbulle wurde der heil. Pius so verwegen, daß sogar Philipp II. mit Widerstand drohte.

Wien und Ingolstadt wirkten indessen auf Deutschland. Herzog Albrecht V. von Bayern war der Jesuiten entschiedenstes Werkzeug. 1563 schloß er den protestantischen Adel vom Landtage

aus und verjagte die Prediger aus dem Lande. Als Vormund des jungen Markgrafen von Baden reinigte er auch dieses Land von der Ketzerei. Es folgten die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier, Köln und die Bisthümer Osnabrück und Würzburg. 1569 kamen die Jesuiten nach Polen, wo bis dahin die Unitaristen, die Socinus nnd der gewesene Kapuziner-General Occhino frei gewirkt hatten. Mit ihrer Ankunft hatte die Toleranz ein Ende. Zwei Jahrhunderte später ward Polen getheilt. Fahren die heutigen Polen fort, Rom gegen Moskau anzurufen, so verlieren sie ihre letzte politische Aussicht; die drei Stücke Polens werden unbarmherzig auf dem Kirchhofe der Geschichte verscharrt, und das richtige finis Poloniae haben die Jesuiten und der Jesuitenpapst gesprochen.

In Schweden verführten die frommen Väter blos einen Königssohn, eben den thörichten König von Polen, der sich so willfährig gegen sie erwies, und der dafür von der schwedischen Thronfolge ausgeschlossen wurde. In England herrschten sie unter der blutigen Marie Tudor; Elisabeth zerbrach ihren Scepter, und in der Armada scheiterte wesentlich der Jesuitismus.

Maßgebend für Oesterreich und für das deutsche Reich wurden die Vorgänge am Wiener Hofe. Wir sahen bereits, daß die reformatorische Bewegung in Oesterreich gleichen Schritt mit derjenigen im übrigen Deutschland hielt. Dieses Verdienst kann der Bevölkerung um so höher angerechnet werden, als Karl V. ein entschiedener und tückischer Feind der Neuerung war, und Ferdinand I. in seiner besten Zeit die alte Kirche mit Hülfe etlicher Konzessionen zusammenzuhalten suchte. Als sich die Kirchenversammlung widerspenstig erzeigte, siedelte er die Jesuiten in seinen Landen an und patronisirte die lebendige Gegenreformation.

Zu einer gewissen Zeit schien Erzherzog Max einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Vater zu üben. Max war Protestant und ließ sich von seinem Hofprediger Pfauser die reine evangelische Lehre vortragen. Indessen drohte schon im Jahre 1552, als die ersten Jesuiten in Wien waren, seinem Leben Gift. Auf dem Wormser Reichstage, nach dem Augsburgischen Religionsfrieden, hätten ihn die Protestanten anwesend gewünscht; er aber schrieb

an seinen Jugendfreund Christoph von Würtemberg, der seit 1550 seinem Vater Ulrich in der Regierung gefolgt war: „Wenn ich so gut pfäffisch wäre als die Andern, so hätte mir Ihre Majestät wohl erlaubt hinaufzukommen.“ Er durfte also nicht reisen.

1558 nöthigte Ferdinand seinen Sohn, den Hofprediger Pfauser zu entlassen. Max wandte sich an Christoph von Würtemberg um ein sicheres Asyl — man könne nicht wissen . . .

Im Jahre 1560 machte der Kardinal Hosius Bekehrungsversuche, richtete aber nichts aus; denn noch im folgenden Jahre hielt der Erzherzog Umfrage bei Pfalz, Würtemberg und Hessen nach einer sichern Unterkunft, „wenn er etwa um der Religion willen verfolgt werden sollte“. Das traute er also seinem Vater zu . . .

1563, ein Jahr vor seinem Tode, drückte Ferdinand seine jesuitische Herzensmeinung aus: „nur die Väter der Gesellschaft Jesu seien im Stande, durch rascheste Hülfe die Reliquia miserabilia des katholischen Glaubens zu retten“. „Erbärmlich“ genug waren allerdings diese „Reste“: eine Untersuchung von 122 Klöstern in Oesterreich, Steyermark, Kärnten und Krain ergab das erbauliche Resultat: 436 Mönche, 160 Nonnen, 199 Konkubinen, 55 Eheweiber, 443 Kinder! Da schien allerdings der Cölibat abgeschafft und auch etwas Mormonismus eingeführt zu sein.

Maximilian II. bestieg den Thron 1564 und starb 1576. Er hätte sein eigner Großvater sein müssen, um noch Großes zu wirken. Er war ein heller Kopf und ein gebildeter Mann, hatte sogar gelehrte Kenntnisse in der Botanik und Metallurgie. Wissenschaftliche Reisen interessirten ihn lebhaft, so die des niederländischen Orientalisten Busbec, der Botaniker und Zoolog war, und den er wie sein Vater Ferdinand zum Gesandten hatte. Persönlich war Max liebenswürdig, leutselig, graziös. Der neuen Musik errichtete er zu Wien eine besondere Kapelle. Protestant war er von ganzem Herzen, las Luther's und Melanchthon's Schriften spottete über das Tridentinum und ließ eine slavische Bibelübersetzung sorgfältig prüfen. Sein Briefwechsel mit Christoph von Würtemberg liefert den unwiderleglichen Beweis von seiner evangelischen Gesinnung; ja dieser Briefwechsel läßt keinen Zweifel

bestehen, daß ihm die politische Seite der Frage völlig gegenwärtig war. Will der Deutsche Karl V. verwünschen lernen, so mag er bedenken, daß dieser Kaiser stark damit umging, Philipp von Spanien an Maxens Stelle zum römischen König einzuschmuggeln!

Aber Max kam zu spät, und seine Familienverhältnisse hemmten ihn vollends; um beiden zu trotzen, hätte er die Initiative eines Helden besitzen müssen, die nicht in seinem Blute lag. Sein Oheim Karl und sein Vater Ferdinand hatten die Reaktion eingeleitet; Philipp II. war sein Vetter; er selbst mit einer spanischen Prinzessin vermählt, und 16 Kinder bezeugten die Intimität dieser Ehe. Als er gestorben war, sehnte sich seine Gemahlin heim, „um keine Ketzer mehr zu sehen". Eine seiner Töchter wurde an den unersättlichen Philipp II. verheirathet — es war dies die Prinzessin Anna, die einzige Dame, für welche Don Carlos Neigung empfunden hat; eine zweite an Karl IX. von Frankreich. Das hinderte ihn freilich nicht, die Pariser Bluthochzeit in den stärksten Ausdrücken zu verdammen und an seinen Feldhauptmann Lazarus Schwendi zu schreiben: „Religionssachen lassen sich nicht mit dem Schwerte richten, das Schwert der Apostel ist die Zunge, die Lehre und der gute Wandel gewesen." Er suchte auch wohlwollend in den Niederlanden zu vermitteln.

Leider war in seinen Zeitläuften weder mit Reflexionen noch mit Vermittlungen geholfen. Bereits standen die Dinge in Europa so, daß man Alba oder Oranien sein mußte. Max hielt sich auf der Defensive, erweckte beständig den Unwillen des Papstes, mußte sich von Philipp sagen lassen: er sei Schuld an der Hartnäckigkeit der niederländischen Rebellen gegen Altar und Thron, und schließlich nützte er seiner Herzenssache nichts.

Der Stein des Anstoßes in Deutschland war und blieb die zweideutige Fassung des Religionsfriedens: im Reichstagsabschied stand die Clausel vom „geistlichen Vorbehalt", während der Nebenabschied Edelleute, Städte, Kommunen und Unterthanen in der Ausübnng der Augsburgischen Konfession schützte, wogegen wiederum die katholischen Stände „Vorbehalt" anzeigten. Vielfach wurde nun in den Kaiser gedrungen, den Nebenabschied in den

Hauptabschied aufzunehmen; aber Max ging die Tage seiner Regierung um die Sache herum.

Die spanische Familienverbindung machte den Kaiser kühler und kühler gegen die Sache der Reformation; bald beschränkte er sich auf Toleranz, die aber auch den Jesuiten zu Gute kam, und von dieser Toleranz zu dem Bestreben, kein protestantisches „Aergerniß" mehr zu dulden, war es nicht weit.

Mit Rom zu brechen und sich die spanische Feindschaft aufzuladen, dazu fehlten ihm die Mittel und der Muth; seine Brüder von Steyermark und Tyrol standen auf der andern Seite. In Ungarn hatte er Krieg mit Zapolya und den Türken zu führen, in Siebenbürgen mußte er den Stephan Bathory anerkennen. Die Krone Polen schnappten ihm der widerliche Anjou und dann Stephan Bathory weg. Die Böhmen, denen die Basler Kompaktaten und die Gewährung des Kelches nicht genügten, und die theils lutherisch, theils calvinistisch dachten, fertigte er mit Vertröstungen ab. Ebenso unzufrieden war er mit seinen österreichischen Ständen, die, wenn er Türkengelder von ihnen forderte, die Austreibung der Jesuiten verlangten und denen er dann antwortete, er habe sie wegen der Türken zusammenberufen, nicht wegen der Jesuiten. In seinem Aerger nahm und verweigerte er den landesfürstlichen, nicht-ständischen Städten die Religionsfreiheit. Den Pfarrer von St. Salvator in Wien, den braven Freyunger, ließ er absetzen, weil er „Aergerniß" gebe; vergebens opponirte der Gemeinderath der Hauptstadt; den edlen Wein, den seine Deputation mit nach Prag ans Hoflager brachte, um die Zungen zu lösen, tranken die Schranzen ohne alle Wirkung.

Was half es da, daß man bei Maxens Tode an Philipp von Spanien schrieb, Jener sei gestorben wie er gelebt, als Ketzer? Was konnte es dem braven Schwendi helfen, daß er noch im Jahre 1576, im Todesjahre des Kaisers, diesem vertrauensvoll auseinandersetzte: Der Adel im ganzen Reiche sei fast durchaus der geänderten Religion zugethan; auch unter den Geistlichen reiße Veränderung ein; die meisten seien kühl gegen die Religion und hielten nur fest um der Nießung der Pfründen und das gute müßige Leben. Der gemeine Mann thue nichts mehr als soweit

er von seiner Obrigkeit angehalten werde. Wenn die Predigt aus sei, laufe das Volk aus der Kirche. Zu Hause hätten die Leute ihre lutherischen und evangelischen Bücher, predigten und lehrten einander selbst.

Der große Fehler, den Max beging, seine wahre Schuld bestand darin, daß er weder in Böhmen noch in Oesterreich ein Toleranzedikt erließ, welches seine unfehlbare Rückwirkung auf das Reich geübt haben würde. Wenn es denn zum Reformiren zu spät war, so konnte er wenigstens seinen Völkern Brief und Siegel gegen die Verfolgung geben. Er aber verlangte stets, man solle sich auf seinen „guten Willen" verlassen. Dieser gute Wille erlosch, als die Quacksalberin Magdalene Streicher ihn mit 49 Jahren unter die Erde brachte; und jetzt folgten die Zeiten Rudolf's II. und Ferdinand's von Steyermark.

Kaiser Rudolf war in Spanien erzogen worden, ein echter Jesuitenschüler; nur seine gutherzige Natur bog, so lange er bei vollen Sinnen war, den Tendenzen seiner Lehrer hin und wieder die Spitze um. Doch duldete er prinzipiell keine Erinnerung an den Religionsfrieden; der Deklaration Ferdinand's I. durfte in der Wahlkapitulation gar nicht Erwähnung geschehen. Er trieb Astrologie und Alchemie, legte sich in Prag ein Kunstspital an, in welchem die dürftigen Reste der Renaissance zu Tode gepflegt wurden; wechselte mit Weibern und tobte wie besessen, während ihm sein Bruder Mathias ein Kronland nach dem andern wegmauste. Die 36jährige Regierung dieses Kaisers (1576—1612) begrub jede und die letzte Hoffnung auf ein Eintreten Oesterreichs in die Bewegung des 16. Jahrhunderts. Sein Nachfolger Mathias veranlaßte den Ausbruch des 30jährigen Krieges.

Schon unter Kaiser Rudolf sah man deutlich, wohin die Dinge kommen mußten. Die Jesuiten wendeten das „Reformationsrecht" umgekehrt an, wenn ein lutherischer Landesfürst wieder katholisch geworden war. In Böhmen, wo Utraquisten, böhmische Brüder und Lutheraner sich in der „böhmischen Konfession" vereinigt hatten, machte Rudolf die Fronleichnams-Prozession obligatorisch; weltliche Strafen ereilten die Widerstrebenden. Der vierte

Jesuitengeneral, Aquaviva, bildete eben sein famoses Erziehungssystem aus.

Es fehlte noch ein energischer Regent, der aktiv und durchfahrend für die Reaktion auftrat. Dieser zeigte sich in der Person Ferdinand's von Steyermark, Kärnten und Krain. Was Rudolf mehr geschehen ließ, das that sein Vetter Ferdinand selbst: er wurde der Nachrichter der jesuitischen Verdammungsurtheile.

Ferdinand's Mutter war eine Schwester des Herzogs Wilhelm von Bayern; dessen Sohn Max, das Haupt der Liga, sein Vetter. Ferdinand wurde in die Hauptstadt des Jesuitismus, nach Ingolstadt, auf die Universität geschickt. Sein Oheim wie die frommen Väter erfüllten den energischen, strenggläubigen Jüngling mit der Mission einer Herstellung des Glaubens. Was Papst Paul IV. ausgesprochen hatte, wenn er im Vatikan den neapolitanischen Feuerwein in langen Zügen einsog: „Der alte Glaube ganz und gar!“ das wurde die Parole des künftigen deutschen Kaisers. In enthusiastischer Freundschaft verbanden sich Ferdinand und Max von Bayern zu dem gleichen Ziele. 1596 kehrte der junge Erzherzog mit festem Entschlusse nach Graz zurück. Den Satz der Protestanten: cujus regio, ejus religio, wessen das Land ist, der bestimmt den Glauben, nahm er für sich und den neuen Katholizismus in Anspruch.

Schon 1571 war nur noch ein einziger Stadtrath in Graz katholisch gewesen; 1596 war Ferdinand der einzige Mensch, der in Graz das Abendmahl katholisch nahm. 1598 reiste er nach Loretto, wo er der heiligen Jungfrau sein Gelübde erneuerte, ging dann nach Rom, wo er bei den Jesuiten wohnte, und ließ sich vom Papst Clemens VIII. Abendmahl und Segen geben. Im September 1598 wurde zu Graz der lutherische Gottesdienst verboten, Prediger und Lehrer sollten in vierzehn Tagen aus dem Lande; als das nicht half, erfolgte die Ordre, „bei scheinender Sonne“ die Stadt, innerhalb acht Tagen das Land zu räumen, unter Androhung von Leibes- und Lebensstrafen.

Hierauf wurde befohlen, daß männiglich sich in den Schooß der katholischen Kirche zurückzubegeben habe, dafern er nicht vorziehe, sein Hab und Gut zu verkaufen, zehn Prozent vom Werthe herzugeben

und das Land zu verlassen. Galgen und Blutgerüst drohten den Widerspenstigen; doch beschränkte sich der Ungehorsam fast ausschließlich auf die Auswanderung. Auch der große Kepler mußte von dannen ziehen. Nicht so zahm wie in Steyermark war das Volk in Ober- und Niederösterreich; es rottete sich bewaffnet zusammen; ihrer 15,000 belagerten St. Pölten, auf dem Steinfelde bei Wilhelmsburg kam es zur Schlacht. Die Protestanten unterlagen, die Anführer wurden zu Wien gerädert. In Oberösterreich unterdrückte Gottfried von Stahremberg den Aufstand gewaltsam. In Tyrol, wo das Lutherthum stark unter den Bergleuten — war doch Luther selbst der Bergmannssohn — verbreitet war, „reformirte" man noch stärker. „Reformiren" hieß nach damaligem Sprachgebrauch die protestantischen Kirchen niederreißen! In der Kapuzinerkirche zu Graz ließ sich dagegen Ferdinand als Erzengel Michael, Martin Luther als besiegten Satan darstellen. Er war sich seiner Stellung so sehr bewußt, daß er sich einen Sohn der Maria und der Jesuiten nannte!

Ferdinand verwendete die Türkengelder gegen die Ketzer; im Jahre 1599 gab es in seinen Landen keinen protestantischen Gottesdienst mehr; in vier Jahren produzirten die Jesuiten 40,000 Katholiken.

Diese Politik der „Reformation" ließ Kaiser Rudolf in Ober- und Unterösterreich, in Ungarn und Böhmen nachahmen.

Die protestantischen Reichsstände in Deutschland trieben ihr altes schmalkaldener Spiel weiter. Das zeigte sich unter Kaiser Rudolf in der zweiten Kölner Affaire. Nicht lange nach Hermann von Wied folgte Gebhard Truchseß in der Kölner Kur. Er war protestantisch gesinnt und gedachte sich mit der schönen Agnes von Mansfeld zu vermählen. Ungeheurer Lärm unter den vornehmen Sippen und Magen des Erzbischofs. Vergebens erklärte er, durch die Säkularisation beabsichtige er nicht, ein erbliches Fürstenthum zu gründen, bei seinem Tode stehe dem Kapitel die Wahl wieder frei. Der Kaiser, der doch über einen Reichsstand mitzureden hatte, kümmerte sich um nichts. Der Papst entsetzte eigenmächtig den Kurfürsten von Köln. Vergebens rief Truchseß das Kurfürsten-Collegium an, in welchem durch ihn die Majorität

protestantisch geworden wäre. Im entscheidenden Augenblicke, wo noch der grausigste aller Kriege zu vermeiden war, erschien Niemand als der Pfalzgraf Casimir. Die Spanier und Bayern erdrückten ihn. Im Jahre 1590 schien Deutschland wieder katholisch werden zu wollen.

Das Loos war geworfen. Oesterreich und Bayern, von zwei entschlossenen Charakteren beherrscht, erwuchsen zu einer furchtbaren neukatholischen Macht. Herzog Max konfiszirte unter nichtigem Vorwande die Reichsstadt Donauwörth, um zu zeigen, daß die Gewalt Trumpf sei. Die Protestanten hatten sich den „leidenden Gehorsam" von Wittenberg tief eingeprägt, und was der „leidende Gehorsam" nicht that, das vollbrachten die Eifersucht und das Mißtrauen unter den Fürsten. Endlich 1608 kam zu Ahausen die evangelische „Union" zu Stande; Fürst Christian von Anhalt rief auf dem Reichstage dem Kaiser Rudolf zu: „er solle an Cäsar's Ausgang denken!" Der saß zu Prag, wechselte alle acht Tage mit seinen Schönen, schaute seinen Malern und Uhrmachern zu, und warf den Störenden silberne Gefäße an den Kopf. Sein Bruder Mathias hatte ihm durch eine Familienverschwörung Oesterreich, Ungarn und Mähren abgetrotzt. Nur Böhmen war durch den Majestätsbrief gerettet worden. 1611 ging auch noch Böhmen mit Schlesien und der Lausitz an den intriganten Mathias. Ein Jahr lang war Rudolf wörtlich der „entlaubte" Kaiserstamm. Im Jahre 1609 antwortete das Waffengerassel der katholischen „Liga" auf die Bravaden der „Union". 1611 fiel Kursachsen zur Liga ab; Christian II. wurde zu Prag dermaßen regalirt, daß er nach Hause schrieb: „Der Kaiser habe ihn so wohl gehalten, daß er keine Stunde nüchtern gewesen." 1618 brach der Krieg aus, das protestantische Prinzip ging am Weißen Berge bei Prag in Scherben, es mußte Hülfe beim Auslande, bei Christian IV. von Dänemark suchen; es mußte von Außen, durch Gustav Adolf von Schweden und durch das katholische Frankreich gerettet werden. Ferdinand II. setzte seine ganze Macht ein zur Unterdrückung der Gewissensfreiheit, der Jesuitismus siegte in halb Deutschland, und Oesterreich trug die Kettenmale dieses Sieges zwei Jahrhunderte lang an seinen Gliedern.

Zum Schluß des Jahrhunderts flackert die alte humanistische Flamme und der ghibellinische Geist noch einmal auf. Giordano Bruno, der kühne Pantheist, der Erbe der Frank und Münzer, der Vorläufer aller modernen Philosophie, der schon zu Elisabeth's Zeit in Oxford die kopernikanische Lehre von der Erdbewegung vorgetragen hatte, ward im Jahre 1600 durch Clemens VIII. verbrannt. Die Sonne sollte nicht stille stehen und nicht Ein Geist das Universum im Innersten zusammenhalten. Aus viel kleinlicheren Ursachen ließ Paul V. den armen Schriftsteller Piccinardi köpfen; dieser hatte nämlich ein „Leben Clemens' VIII." im Pulte liegen. Ernsteren Widerstand fand Paul V. in dem ghibellinischen Venedig.

Paolo Sarpi, ein Servitenmönch, gelehrter Kenner der Natur, wohlbewandert in der Optik und in der Lehre vom Magnetismus, auch einer der zahlreichen Entdecker des Blutumlaufs, mit Galilei befreundet, schrieb, von echt kritischem Geiste beseelt, „die Geschichte des Tridentiner Konzils", ein Buch, aus welchem sämmtliche Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit ihre Waffen holen. Der Verfasser behandelt auf historischem Wege die Ausartung der Kirchenversammlungen, welche ursprünglich von der weltlichen Macht berufen wurden. Er zeigt, daß bei der Unfehlbarkeit des Papstes kein Staat mehr bestehen könne. Nach ihm hat der Papst in staatlichen Dingen grade so viel zu sagen, als ihm die Regierungen einräumen. Als Leonardo Donato 1606 Doge wurde, saß Paolo Sarpi im Staatsrath, und nahm den Kampf wider Rom und die Bellarmin'schen Anmaßungen mit vollem Bewußtsein auf. Der Papst gedachte kurzen Prozeß mit der Republik zu machen und verlangte die Auslieferung der ungehorsamen Geistlichen, die er zum Tode verurtheilt hatte. Der Senat gab ihm zur Antwort: staatliche Dinge gingen ihn gar nichts an; der Klerus sei der weltlichen Gewalt Gehorsam schuldig. Der Papst sprach die Excommunication über Venedig aus; aber kein Geistlicher hatte den Muth, die Bulle anzuschlagen; der Gottesdienst nahm seinen ruhigen Fortgang. Die Republik aber blieb fest, und Alles was der Papst erzielte, war, daß sie auf Vermittlung Frankreichs und Spaniens erklärte: sie „werde auch ferner mit der gewohnten

Frömmigkeit verfahren". Nach dieser vornehmen Nachgiebigkeit suchten die Päpstlichen ihre Rache an Paolo Sarpi persönlich zu kühlen. Er sah sich von Meuchelmördern umgeben, und 23 Dolchstiche sollten ihm die „Unfehlbarkeit" beweisen. Er kam mit dem Leben davon, konnte sich aber nur durch die strengste Zurückgezogenheit und die äußerste Vorsicht vor wiederholt versuchten Attentaten retten, bis er 1623 starb.

Wer den Zustand der Geister in Deutschland gegen Ende des Jahrhunderts überschauen will, der begebe sich in den obern Stock des Belvedere zu Wien. Zu Anfang der Bewegung malten und zeichneten Albrecht Dürer und Hans Holbein als die geistvollen Flügelmänner des herrlichsten Sturmheeres; in kulturhistorische und ästhetische Renaissance getheilt, umfaßten sie alle treibenden Gedanken der Zeit, stärkten die Ueberzeugungen, belebten die Hoffnungen und warfen das Zauberlicht der Kunst auf die Wogen des tiefbewegten menschlichen Innern. Im Belvedere erblickt man dagegen den gemalten Verfall, die kolorirte Demoralisation.

Wie es in der Architektur einen Jesuitenstyl gab, der im Aeußeren mit gewaltigen Massen prunkte und eine Kraft erheuchelte, die abhanden gekommen war, im Innern aber jede Form durch Flitter und Farbe, durch malerisches und plastisches Allerlei überkleisterte; so hatte sich auch eine Jesuitenschule der Malerei gebildet, deren Patron in Deutschland Kaiser Rudolf war. Die Produkte dieser Jesuitenmalerei sind später von Prag nach Wien gekommen; sie bilden das traurige, aber lehrreiche Museum der verendenden Renaissance.

Hier wandelt man durch das Kunstspital des gekrönten Leichnams, der das Reich verweste und Böhmens zweites Unglück vorbereitete. Diese Gespenster des Italianismus, diese galvanisirten Reste dermaleinstiger Herrlichkeit hat der astrologische Johann ohne Land, der providentielle Kunstnarr aufgestapelt; Fleisch ohne Geist, den Materialismus auf der Leinwand.

Will man es sehen und greifen, daß es eine Periode gegeben hat, in welcher alle Illusion erstarb, jede Farbe log und die

Kunst zur elenden Heuchlerin wurde, so betrachte man diese Gemälde! Hier verblaßt das Ideal vor dem geistigen Auge wie das Leydener Blau vor dem physischen. Niederländer und Deutsche theilen sich in die traurige Ehre, die Kunst ihres Jahrhunderts zu Grabe zu tragen. Da ist Jodokus van Winghe: „Apelles malt die Kompaspe als Venus vor Alexander dem Großen"; die Idealität des nackten Schönen wird profanirt, es ist Aphrodite auf dem Opernball. Da ist Bartholomäus Spranger: „Odysseus bei der Circe", „Mars und Venus vom Merkur überrascht", „Vulkan und Maja"; gäbe es eine Technik ohne Empfindung, könnte man Etwas machen, ohne Etwas zu machen, so wäre Spranger ein Maler.

Hans von Aachen ahmt nun gar dem Spranger nach und verbraucht Pose wie Fleischfarbe zu geistlosen Nuditäten, wie „Ceres und Bacchus", „Jupiter und Antiope". Joseph Heinz, wieder ein Schüler des Hans von Aachen, ist der Enkel der Misère. „Nackte Venus" heißt das Schaustück dieses verlornen Sohnes des Ideals. Wie züchtig ist dagegen die „Danae" des Correggio, wie keusch wird der lebensfrohe Giulio Romano.

Da hängt auch recht passend, übrigens brav gemalt, der astrologische blasse Rudolf selbst, mit den großen Augen und Lippen und dem entsetzlichen Kinn, in schwarzer magisch-pfäffischer Tracht, eine Arbeit des Joseph Heinz.

Das war finis, nicht initium. Vergebens protestirte der Jean Paul der Zeit, Johann Fischart aus Mainz, lachend, spottend, drohend, boshaft, lustig, unerschöpflich im Sylbenwitz, eine Mischung von Rabelais und Philipp Marnix, durchdrungen von reformatorischen Gedanken, ein wahrer Priester des ehelichen Lebens, ein Mentor der Kinderzucht. Vergebens ließ er alle Minen seines beweglichen Geistes springen gegen die „Jesuwider", die Schüler des Ignaz „Lugiovoll", gegen den ganzen „Bienenkorb des heiligen römischen Reiches Immenschwarms", seine „Hummelzellen, Hurnausnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß". Vergebens verhöhnte er die Astrologie und das Prognostikon als „betrugdicke

Pruchnastikatz". — Mit einem Fuße stand er selber in der Erbsünde der Zeit, im allerwidrigsten und scheußlichsten Wahne, im Hexenglauben.

Es war zu Ende. Mit einem doppelten Re hatte die Bewegung begonnen: Renaissance und Reformation. Mit einem andern doppelten Re schloß sie ab: Reservatum ecclesiasticum und Reservatio mentalis, „geistlicher" und „geistiger" Vorbehalt.

VII.

Der Aufstand der Niederlande.

Geographische Lage und geschichtliche Bestimmung der Niederlande. Vorgeschichte bis auf Karl V. — Philipp II. im Gegensatz zum niederländischen Volk. —

Philipp in Brüssel. Abreise nach Spanien, Autodafé zu Valladolid. Der Escorial. — Wilhelm von Oranien. - Granvella und die Reaktion. — Graf Egmont. Der Marquis von Berghen und Baron Montigny. — Philipp Marnix. — Das Compromiß und die Geusen. Reformatorische Bewegung. Der Bildersturm. — Herzog Alba. Blutrath. Egmont's und Hoorne's Hinrichtung. — Die Meergeusen. Holland. — Requesens. — Don Juan d'Austria. — Calvinismus. — „Genter Pacifikation". „Ewiges Edikt". — Letzte Anstrengungen des Südens. — „Utrechter Union". Die Republik. — Antwerpens Fall. — Ermordung Oranien's. — Marnix. —

Der Marquis von Berghen. — Don Carlos. Seine Person und sein Schicksal. — Schiller's „Don Carlos". — Göthe's „Egmont". —

Schicksale Belgiens bis zur monarchischen Restauration. — Holland und Philipp's Ausgang. — Philipp III. und der Waffenstillstand.

Belgien und Holland, Gegensatz und Folgen. — Die Malerei: Rubens und Rembrandt. — Die Genremaler. — Identität der religiösen, politischen und ästhetischen Entwicklung.

Der Wellenschlag der niederländischen Bewegung. — Die Nordamerikaner: Prescott und Motley. — Das sittliche Atom.

War denn wirklich Alles aus und vorbei? —

In Einem Gebiete des Reiches, das freilich nur nominell zu Deutschland gehörte, im burgundischen Kreise, war die reformatorische Bewegung nicht erstorben, übte sie vielmehr ihre tiefsten und größten Wirkungen. Vom silurischen Ardennergebirge und vom alten Kalkstein der Maas herab erstreckt sich ein Schwemmland bis

zum deutschen Meere, neuesten tellurischen Ursprungs, damals etwa 1300 Quadratmeilen umfassend, die Niederlande geheißen. Was menschlicher Fleiß und menschliche Ausdauer vermögen, war hier seit den ältesten Zeiten bewiesen, auch daß der Boden des Menschen Werk ist. Faust's Ideal: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu steh'n": hier wurde es im Laufe von Jahrhunderten mit Glück angestrebt; durch die ganze Geschichte der Niederlande schreiten zwei heimische Schutzgeister in allem Wechsel der Verhältnisse einher: die Thätigkeit und die Freiheit. Die Knechtschaft ist dauernd auf diesem Boden unmöglich, denn das Erbtheil der Niederländer ist physische und sittliche Kraft, oder wie sie selbst in ihrer expressiven Sprache sagen: de Kracht en de Deugd.

Belgen oder Bolgen, die Wogenden, Verwogenen, im Süden; Bataver, uralte germanische Rebellen, und Friesen, auf dem Meere geboren, im Norden, theilen sich in das nordwestliche Küstenland. Schon im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung empörten sich die Bataver gegen die römische Herrschaft. Es war zur Zeit Vespasian's, und es handelte sich um die abscheuliche Blutfrohn für den fremden Herrn, um die Aushebung zum Kriegsdienst. Der Held jener Epoche, Claudius Civilis, hielt nach Tacitus folgende Ansprache im heiligen Haine an seine Landsleute: „Die Aushebung von Soldaten rückt noch einmal heran, auf immer die Kinder den Aeltern, die Brüder den Brüdern zu entreißen, und Eure kräftige Jugend der römischen Unzucht auszuliefern. Jetzt, Bataver, ist der Augenblick Euer! Niemals lag Rom darnieder wie jetzt. Erschreckt nicht vor dem Namen jener Legionen, ihre Lager enthalten nur Greise und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiter, Germanien ist für uns, Gallien sehnt sich, das Joch abzuschütteln. Möge ihnen Syrien dienen und Asien und der Osten, der Könige bedarf! Es sind unter uns noch solche, welche lebten, ehe man den Römern Tribut zahlte. Die Götter sind immer mit den Tapfersten!"

Wunderbarer Ruf, der durch 15 Jahrhunderte hinschallte und einen zweiten glücklicheren Claudius gegen eine andere Fremdherrschaft erweckte!

Um das Jahr 300 kam die Reihe an die gallischen Belgen,

verfrühte Jacques, allererste Bauernkrieger. Einen Augenblick bemächtigten sie sich sogar Britanniens. Und als der Völkersturm losbrach, als Stein um Stein im Gebäude der römischen Weltherrschaft ausfiel: woher kamen die ganzen Männer, die Gallien eroberten und dem welken Körper des Abendlandes frischen Lebenssaft verliehen? Aus Niederland und vom untern Rhein, aus Toxandrien, aus der Campine, kamen die Franken.

Früh im Mittelalter, im 11. Jahrhundert, entstanden auf vlaemischem Gebiet, bis tief in das heutige Nordfrankreich hinein, die Commoignes jurées, die geschwornen Gemeinden, der gründliche Gegensatz gegen geistliche und adelige Feudalität. Schon im 11. Jahrhundert begann in Flandern die Emanzipation der Bauern. Auf einer Art von Nationalversammlung zu Oudenarde ward beschlossen: der Bauer macht sich, wie der Stadtbürtige, mit 12 Eideshelfern frei von jeder Anklage. Der erste König von Jerusalem war ein belgischer Ritter, Gottfried von Bouillon. Das Bürgerthum, die Weber und Tuchwalker, waren es, die Philipp dem Schönen bei Kortryk (Courtray) im Jahre 1302 mit vlaemischen Piken und Goedendags (Morgensternen) aufwarteten, weil sie nicht behandelt sein wollten „wie die französischen Provinzen, deren Bewohner Sklaven seien". Der Sumpf, worin die französischen Ritter abgethan wurden, heißt noch heutiges Tages die „blutige Wiese"; 4000 Paar goldene Sporen brachte die Bürgermiliz nach Hause und schmückte damit ihre Kirchen. Die Schlacht aber hieß für immer die Sporenschlacht.

In dem 100jährigen französisch-englischen Erbfolgekriege standen die Genter und Brügger mit den stammverwandten Angelsachsen gegen die Franzosen. Jakob van Artevelde, der große Genter Bürger, zwang den Grafen von Flandern zum Kriege. 60,000 Bewaffnete warfen die Franzosen aus dem Hennegau zurück, und in der großen Seeschlacht von Sluys (1340), als Brügge noch am Meere lag, waren es die vlaemischen Matrosen, welche der englischen Flotte zum Siege verhalfen und die französische Marine zertrümmerten. Auch bei Crécy (1346) war der Sieg des englischen Eduard nur durch vlaemische Hülfe so glänzend. Frankreich mußte 1369 Lille, Douai, Béthune, Hesdin rc. an Flandern zurückgeben.

Weniger die Jungfrau von Orleans als der Rückzug der burgundisch-belgischen Truppen rettete die Stadt Orleans und den tristen König Karl.

Der großartige Plan der beiden Artevelde, Jakob und Philipp, die „geschwornen Gemeinden“ zu einer demokratischen Konföderation zu vereinigen, also die Republik der Vereinigten Provinzen zwei Jahrhunderte früher zu gründen, scheiterte; das Werk der Einheit kam an die Burgunder. Johann ohne Furcht vereinigte Burgund, Flandern und Artois; Philipp der Gute bekam 1428 Holland und Hennegau dazu, 1429 Namur, 1430 Brabant, 1443 Luxemburg. Karl der Kühne war gar einen Augenblick Herr des Landes vom Gebiet der freien Friesen bis zur Schweizergränze. Utrecht stand unter seinem Schutz, Geldern hatte er erobert; seine Niederlande schlossen Artois, Cambray und die Picardie, Calais, Boulogne, Abbeville, Amiens, St. Quentin ein; das gedemüthigte Lüttich stand unter seinem Schutz, Luxemburg war sein; Lothringen gehörte ihm durch das Recht der Waffen, das Herzogthum und die Freigrafschaft Burgund bildeten sein Stammeserbe; Elsaß besaß er pfandweise. Durch Karl's leidenschaftlichen Unverstand ging dieses herrliche Zwischenreich, die glückliche Erneuerung des alten Lotharingiens, in Stücken. Ludwig XI., der gottlose Magier aus Frankreich, brachte ihn zu Falle und nahm sich das Herzogthum Burgund.

Erzherzog Maximilian von Oesterreich heirathete die Tochter Karl's des Kühnen, Maria; ihr Sohn, Philipp der Schöne, ward 1494 Herr der eigentlichen Niederlande, die 1506 an Karl von Gent kamen. Es waren 17 Provinzen, welche damals noch sechs französische Departements einbegriffen. Noch im Jahre 1544, beim Frieden von Crespy, mußte Franz I. allen lehensherrlichen Hoheitsrechten über Artois und die beiden Flandern entsagen.

Auf diesem Gebiete war ein förmliches Verfassungsleben uralt. Die Herzöge von Brabant leisteten schon im 13. Jahrhundert bei der Joyeuse Entrée einen feierlichen Eid auf die Landesrechte. Die Stände waren wesentlich Mitherrscher, der Rechtsschutz stand fest, die Sprache war frei. Auch die Burgunder mußten die alten Privilegien der einzelnen Provinzen beschwören.

Johann ohne Furcht rührte nicht an die vlaemische Sprache und den englischen Handel; die quälendsten Steuern hob er auf. So frühzeitig wie die geschworne Gemeinde und die Bauernfreiheit war auch Niederlands Schifffahrt und Handel aufgetreten. Schon im 11. Jahrhundert gingen friesische Schiffe in die Levante, durch den Belt, ja bis zur Nordspitze Rußlands. Die Normannen waren nicht allein kühn. Im 12. Jahrhundert spann man in Flandern Tuche aus englischer Wolle und vertrieb sie nach Deutschland und Frankreich. Die vlaemischen Häfen, besonders Sluys bei Brügge, wurden die wichtigsten Stapelorte zwischen dem Norden und dem Süden, seit Italien den Welthandel an sich gerissen. Alle Völker kamen hier zusammen. Brügge war im 14. und 15. Jahrhundert die große Messe der Welt. Die Hanse mußte sich bequemen, hier zu kaufen; der Luxus stieg ins Unerhörte. Der burgundische Hof wurde der prachtvollste der Erde; nach den Schlachten von Granson und Murten machten die Schweizer eine Beute, die sie zum Glück nicht zu schätzen wußten; das Silber verkauften sie als Zinn, das Gold als Kupfer. Von Burgund aus kam der Luxus an die Höfe von Frankreich und Oesterreich; in Brüssel schien man wirklich das „Goldne Vließ" erobert zu haben. Diese glänzende Pracht der Existenz, diese Farbenfülle der Gewandung, das Gold und der Schmuck, spiegeln sich noch jetzt in den Bildern der van Eyck'schen Schule, die den behaglichen Realismus, oft ihrem Gegenstande zum Trotz, zur Schau tragen.

Brügge ward so übermüthig, daß es Philipp dem Guten und dem Kaiser Max Hohn sprach, ja den Letzteren im Jahre 1488 im Streite um die Vormundschaft seines Sohnes Philipp in Verhaft brachte, in welchem er vom Februar bis zum Mai ausharren mußte. Nur durch einen schimpflichen Vertrag, den drei Adelige zu verbürgen hatten, erlangte der römische König seine Freiheit. Max rächte sich an der rebellischen Stadt. Antwerpen und Ostende waren den Habsburgern behülflich, den Hafen von Brügge zu sperren. Brügge stieg von seiner Höhe herab, gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam Antwerpen auf. 1516 war Antwerpen, trotz des Seeweges nach Ostindien, die blühendste Stadt der Welt;

hier kauften die Spanier niederländische Fabrikate und westindische Waare; die Italiener holten sich hier die Produkte des östlichen Asiens. In einem Monate, so hieß es, wurden in Antwerpen mehr Geschäfte gemacht, als zu Venedig in zwei Jahren. Täglich fuhren 500 Schiffe auf der Schelde aus und ein; über 200 Kutschen rollten aus den Thoren, mehr als 2000 Frachtwagen gingen wöchentlich landeinwärts, dazu 10,000 Getreidewagen und Bauernfuhren. Zu Karl's V. Kriegen lieferte Antwerpen allein 40 Mill. Goldgulden. Der Italiener Guicciardini, der Fortsetzer Macchiavelli's, kommt aus seinem Entzücken über die Stadt gar nicht heraus.

Er läßt in den Niederlanden die Taschen- und Sonnenuhren erfinden und den Kompaß verbessern. Die Prachttapeten von Arras, Arrazzi genannt, das wunderbare Resultat der damaligen Kunstindustrie, sind Jedermann bekannt. In einer Beziehung wurde sogar die italienische Stadtkultur übertroffen; denn in dem ganz dezentralisirten Niederland war der Unterschied zwischen Stadt und Land aufgehoben: es zählte 350 Städte mit Mauern und über 6000 Flecken und Dörfer. Brügge hatte im 15. Jahrhundert 200,000 Einwohner. Guicciardini behauptet: „Es gibt wenig Bauern, die nicht schreiben und lesen können." Und der niederländische Ackerbau hatte sehr früh aufgehört, Routine zu sein; er war eine Industrie, eine stäte Schöpfung des Humus.

Vieles mochten die Niederländer dem burgundischen Hause und dem fürstlichen Erbthum verzeihen. Eines blieb unverzeihlich, weil es das Leben dieser fröhlichen Kreise ins Herz treffen mußte: der Fluch des Prinzips. Dieses gesegnete Land kam an Karl V., der es im Jahre 1555 an das räthselhafte Ungeheuer, an den phlegmatischen Volksmörder, an den unmenschlichen Menschen Philipp abtrat.

Der innere Widerspruch dieser Lage trat schon unter Kaiser Karl hervor: die freien Gemeinden gehörten plötzlich zu einer Weltmonarchie. Was hatte diese eigenthümlich gestaltete Sonderexistenz mit der abstrakten Universalherrschaft zu thun? wie mußte es ihr vorkommen, daß ihre „Freiheiten und Privilegien" den Uniformitäts-Plänen eines Cäsar weichen sollten! Die Niederlande — die unter-

thänige Provinz eines künstlich zusammengehaltenen Ländercomplexes! Das war der Gedanke Karl's, das war das Herzleiden der Niederländer!

Das Tribunal zu Mecheln wurde plötzlich dem königl. Rath zu Brüssel untergeordnet, Ausländer kamen in die wichtigsten Aemter, fremde Truppen ins Land; die Steuerforderungen hörten gar nicht mehr auf. Nichts wurde geschont als die Handelsinteressen.

Dazu nun der neue Glaube. Nirgends cirkuliren neue Ideen so rasch als auf dem großen Markte, sie heften sich ans Schiff des Kaufmanns. Kaufleute brachten die Reformation nach Amsterdam und Antwerpen. Es entsprach durchaus der kaufmännischen Anschauung vom Wagen und Gewinnen, von der persönlichen Verantwortlichkeit für jedes Unternehmen, daß auch dem Himmel gegenüber Jeder für sich einstehen sollte. Die Arbeit der Woche, die einfache Sonntagsruhe, die Aufhebung der vielen Feiertage und der ewigen Messen: das war kaufmännisch und industriell, noch ehe es protestantisch wurde. Der Reiz der Farben, der Musik, der ganze Pomp der alten Kirche mochte Künstlernaturen umstricken; praktische Menschen entbehrten ihn nicht. Der Adel des Landes, der fremde Universitäten zu besuchen pflegte und nicht immer das Zeugniß mitbrachte, welches sich ein Herr von Rechberg zu Tübingen ausbedang: „daß er nichts Lateinisches forttrage" — der Adel kehrte mit ketzerischen Begriffen, besonders von Genf heim. Gegen den Müssiggang der Mönche war das ganze Volk empört, die rhetorischen Genossenschaften der „Rederycker" machten unaufhaltsam Propaganda; die „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens" zu Deventer wirkte besonders nachhaltig im Heimathslande. Vom Norden her grassirten wiedertäuferische Ideen, die ja von hier nach Münster fortrankten. So speziell landschaftlich die Institutionen von Niederland waren, so kosmopolitisch gestaltete sich das Leben durch den Verkehr, durch die Verfolgung anderwärts, ja durch die verhaßten Truppen selbst. Hier sammelten sich deutsche Lutheraner, französische Calvinisten, 30,000 englische Protestanten, die vor der blutigen Maria flohen. Vielleicht wäre Griechenland nicht zu Grunde gegangen, hätte es nicht in jedem Fremden einen „Barbaren" erblickt.

Gegen diesen Zustand versuchte sich Karl V. Furchtbare Edikte, die in Deutschland unmöglich waren, verkündigte er in seinem Erblande, zuerst 1530, dann erneuert und verschärft 1550. In allen Provinzen wurden Glaubensgerichte eingesetzt und mit entsetzlicher Machtvollkommenheit ausgerüstet: Auf Verbreitung der neuen Lehre, auf geheime Zusammenkunft stand der Tod; die Männer fielen durchs Schwert, die Weiber wurden lebendig begraben. Rückfällige büßten in den Flammen. Lehnsgüter wurden gegen alles Recht konfiszirt. Die Inquisition — und das war die letzte dürftige Konzession — hieß blos nicht die spanische; Fremde und Dominikaner erhielten bei ihr kein Amt. Aber 50—100,000 Menschen wurden geschlachtet. Dennoch ließ es das Volk beim Murren bewenden; seine Schiffe stachen ja die Hanse in der Ostsee aus. Karl war ihm zu imposant, zu freundlich, er betheuerte beständig, die Niederländer zu lieben. Mit Vorliebe ließ er sich „Karl von Gent" nennen; das Brüsseler Museum bewahrt noch jetzt seine Wiege. Das kleine Land brachte fast so viele Steuern auf als England vor der Konfiskation der Kirchengüter. Da kam Philipp, ganz Spanier und Mönch — und die Niederlande setzten sich zur Wehre.

Aber welcher Gegensatz auch zwischen Personen und Zwecken! Hier ein lebensfrohes, lachlustiges Volk, eben so fleißig wie schalkhaft — war doch in Belgien langer Hand der Reinecke Fuchs herangebildet worden, in der Stille der Klöster, sagt man: — dort ein kleiner dürrer Automat, der sein Kabinet nie verließ und von hier aus andere Automaten in Bewegung setzte; ein junger Greis — er zählte noch nicht 30 Jahre, als ihm sein Vater die beiden Welten hinterließ — dem die Ceremonie der heiligste Ernst war, er selbst eine wandelnde Ceremonie. Hier eine gewaltige Expansion auf dem kleinsten Raume, die bunteste Mannichfaltigkeit, ein emsiges Sichgeltendmachen aller Individualitäten, Genüsse aus allen Zonen, soweit die Schifffahrt reichte: — dort ein enger Geist, der den Anspruch erhob, Spanien, Ober- und Unter-Italien, die Niederlande, Oran, Tunis und die Inseln des grünen Vorgebirges sammt den Canarien, die Philippinen und mehrere der großen Molukken, die Antillen, Mexiko, Peru nach seinem Willen zu

regeln. Hier ein unterrichtetes, lernbegieriges, gedankenjagendes Volk, von dem ein Spanier sagte, „es sei den Wissenschaften und namentlich den humanistischen sehr ergeben, übe verschiedene Sprachen, so daß sie, ohne ihre Häuser zu verlassen, gemeiniglich drei oder vier der nothwendigsten Idiome verstehen": — dort ein anmaßender Hidalgo, der mit Mönchslatein paradirte, ein fanatischer Dämon, in einen menschlichen Käfig eingesperrt, den Blick zur Erde geheftet, Zuckerwerk zerkauend und Verderben brütend.

Bis zum Jahre 1568 war Philipp obendrein der Gemahl der Königin Maria von England. Seinen Onkel Ferdinand und seinen Vetter Max, die deutschen Kaiser, betrachtete er als Vasallen.

Gegen diese Macht ging das kleine Volk der Niederlande in einen Kampf auf Tod und Leben, einen Kampf, der 80 Jahre lang währte und mit dem Triumph der holländischen Freiheit endigte. Ein kleines Land besiegt den Beherrscher eines Reiches, in welchem die Sonne nicht untergeht! „Ein kleines Land" — Phrase! Man ist nur groß durch Geist und Muth, groß nur unter der Aegide der Freiheit, unter der Fahne einer Idee, die man, das Schwert in der Faust und die Unerschrockenheit im Blick, selbst durch Flammenwirbel, über rauchende Trümmer und Haufen von zuckenden Leichen zu tragen wagt. Die Machtriesen beherrschen Thonklumpen, aus denen erst der bildnerische Geist Gestalten schafft.

„Die Sonne ging in seinem Reiche nicht unter" — allerwindigste Phrase, so oft wiedergekäut! Die Sonne war niemals aufgegangen über diesem Kloster, dessen Vorhalle zur Kaserne diente. Nicht vor Josua, vor Philipp II. steht das Gestirn des Tages still.

Zur Abdankungs-Ceremonie seines Vaters war Philipp von England herübergekommen, wo er als Gemahl der Königin Maria vergeblich auf Nachkommenschaft gewartet hatte. Eine Anlage zur Wassersucht bei seiner um 11 Jahre älteren Gemahlin stellte sich feindselig zwischen ihn und seine Spekulation auf England, und folgerecht zwischen ihn und jede anständige Rücksicht gegen die Königin. Die Wendung der Dinge auf dem Continent kam ihm daher sehr erwünscht.

Der Maler Gallait hat bekanntlich die „Abdankung Karl's V.“ in historischer Treue und mit der Fülle seiner Palette dargestellt. Da steht der frühalte Kaiser, „käsebleich“, mit den hohlen Augen und der tiefhangenden Lippe, gestützt auf einen ernstblickenden aber festgewurzelten jungen Mann; vor ihm kniet ein anderer junger Mann, steif in seiner ganzen Haltung, bockbeinig bis in die Züge des Gesichts hinein. Rings umher die „Großen der Krone“. Der erstere junge Mann ist Wilhelm von Oranien, der letztere Philipp.

Karl predigte seinem Sohne die Pflicht des Dankes für die frühzeitige Abtretung eines so schönen Besitzes und wünschte ihm: „Möchten Sie nie genöthigt sein, zu Gunsten Ihres Sohnes abzudanken!“ Der starre Philipp antwortete, daß er nicht antworten könne, sintemal er weder französisch noch vlaemisch verstehe, und daß der Bischof von Arras für ihn reden werde. Seine Dankbarkeit hatte er schon bewiesen: noch immer war das Haus zu S. Juste nicht fertig, welches sich sein Vater schon 1553 von ihm ausgebeten hatte. Es war auch 1556 noch nicht fertig und noch im folgenden Jahre mußte der Kaiser drei Monate auf die Vollendung warten. Als der Kaiser 1558 starb, ließ Philipp seine sämmtlichen Papiere, werthvolle biographische Aufzeichnungen, mit Beschlag belegen und dann verbrennen.

Der Diplomat war hin, der kalte Fanatiker kam an die Reihe. In den Niederlanden erlebte Philipp den großen Triumph über die französisch-päpstliche Koalition zwischen Heinrich II. und Paul IV. Auch Philipp, wie sein Vater, führte Krieg wider den Papst. Und zur Vollendung des Wirrwarrs befanden sich in der päpstlichen Armee viele Protestanten, welche die Heiligenbilder und die Messe verspotteten, die Fasten brachen ꝛc. Der Herzog von Alba drang nach Rom und diktirte dem Papste einen milden Frieden, obgleich dieser Unter- und Oberitalien an französische Königssöhne schon verschenkt hatte. An der Nordgränze der Niederlande schlugen Philibert von Savoyen und Graf Egmont die Franzosen.

Lamoral, Graf von Egmont, Prinz von Gavre, wie er sich zu nennen liebte, entschied als Anführer der Reiterei die Schlacht von St. Quentin und trug bei Gravelingen allein den Sieg

davon. In bengalischer Beleuchtung stand der Held vor den Augen des Volkes; Philipp aber meinte, der heil. Laurentius habe Alles vollbracht.

Im Frieden von Câteau-Cambresis, 1559, gab Heinrich II. das Herzogthum Savoyen heraus und behielt nur das den Engländern abgenommene Calais. Das war der Höhenpunkt von Philipp's Glück; im großen Ganzen ist es von da an bergab mit ihm gegangen. Die Seeschlacht von Lepanto 1571 trug keine Früchte; die Eroberung Portugals 1580 war ein zweideutiger Gewinn; die 60jährige spanische Herrschaft über Lusitanien hat genügt, die beiden Theile der iberischen Halbinsel bis zur Stunde in unüberwindlicher Entfremdung zu halten. Keine Dynastie wird jemals Spanien und Portugal vereinigen.

Dem kleinen Autokraten gefiel es in Brüssel nicht. Er setzte seine Halbschwester Margarethe von Parma, die Schülerin Loyola's und Erfinderin der berühmten Fußwaschung, zur Regentin der Niederlande ein, stellte Granvella, Bischof von Arras, den Sohn des kaiserlichen Kanzlers, an die Spitze des Staatsraths, und ging. Seinen gefährlichsten Gegner hatte er noch eben kennen gelernt; es war Wilhelm von Oranien, die letzte Stütze des Kaisers.

Als Granvella von den Generalstaaten zu Gent neue Steuern forderte, befürwortete Wilhelm Verminderung der Lasten, Entfernung der spanischen Truppen, die unter dem Herzog von Feria im Lande standen, und Besetzung der Aemter mit Landeskindern. Die Generalstaaten votirten diese Wünsche und Beschwerden. Philipp verzog das Gesicht nicht: so eben hatte er sich in einem geheimen Artikel des Friedens von Câteau-Cambresis die Hülfe der Franzosen gegen die Gelüste der Niederländer gesichert. Er ging.

Mit knapper Noth entkam er bei der Landung in Spanien dem Sturm und dem Untergang; tausend Menschen ertranken in den Fluthen, ihn aber hatte „Gott" gerettet. Zu Valladolid fand grade ein brillantes Auto-da-fé statt. In Gegenwart des Königs, seiner Schwester Juana, des Don Carlos und des ganzen Hofes, schleppte die heil. Hermandad 30 Ketzer zum Scheiterhaufen;

14 ließen sich „aussöhnen", und wanderten in ewigen Kerker; 14 Andere thaten Reue kund, und wurden blos garottirt. Zwei blieben standhaft. Ihre Namen sind ein merkwürdiges Spiel der Geschichte: der Eine war Domingo von Roxas, ein Dominikaner und Sohn eines Marquis de Poza; der Andere Don Carlos von Seso, ein edler Florentiner, früher Günstling Karl's V., wie Wilhelm von Oranien.

Don Carlos von Seso näherte sich dem Könige: „Wie könnt Ihr Zeuge meiner Qual sein", sagte er, „und solche zugeben?" — Worauf der starre Philipp: „Ich würde Holz herbeitragen, um meinen Sohn zu verbrennen, wäre er so arg wie Ihr." Der Sohn saß dabei; kurz vorher hatte ihm der Vater zu Câteau-Cambresis die Braut genommen. Der andere Don Carlos aber und der Sohn des Marquis de Poza bestiegen im San Benito, dem Ketzergewande mit gelben Flammen und Teufeln, den Holzstoß.

Philipp verließ Spanien nicht wieder. In der Nähe von Madrid ließ er sich in Form eines Rostes, zu Ehren des heil. Laurentius, einen Palast bauen, der zugleich Kloster, Kirche und Gruft war, und nannte dieses ästhetische Ungethüm L'Escorial, die Schlackenburg. Von Madrid führte ein öder Weg ohne Schatten dorthin. Ein- oder zweimal im Jahre ließ sich der König von einem Korridor aus sehen, der zur Kapelle führte; auch das hörte mit der Zeit auf, und die Spanier beteten den „unbekannten Gott" an. Von der Schlackenburg aus wollte Philipp die Welt regieren; es fand sich, daß diese ihren eigenen Lauf nahm.

Sein gefährlichster Feind wurde nach und nach Wilhelm von Oranien, den Granvella le Taciturne, den Schweiger, nannte. Wilhelm's Vaterbruder, Heinrich von Nassau, hatte durch Heirath das Fürstenthum Oranien in Frankreich erworben — daher der Name Nassau-Oranien. Wilhelm beerbte den Oheim. Sein Vater, Wilhelm von Nassau, residirte zu Dillenburg, wo der Schweiger das Licht der Welt am 14. April 1533 erblickte. In den Niederlanden, besonders zu Breda, war die Familie reich begütert. Karl V. nahm den jungen Prinzen in Affektion und ließ ihn von seiner verwittweten Schwester, Maria von Ungarn, Regentin der Niederlande, erziehen. Bei dieser aufgeklärten und wohl-

wollenden Frau wurde Wilhelm nicht nur von Herzen ein Niederländer, sondern auch dem Lutherthum geneigt. Als Philipp seine Schwester Margarethe zur Regentin machte und sie unter die strengste Obhut der Staatsconsulta stellte, suchte er die Ritter vom goldenen Vließe, Oranien, Egmont und Hoorne für ihre beschränktere Stellung im Staatsrathe zu entschädigen: Oranien ward Statthalter von Holland, Seeland, Friesland, Utrecht; Egmont Statthalter von Flandern und Artois; Hoorne Großadmiral.

So standen die Dinge, als Philipp die Niederlande verließ und die spanische Soldateska abberief. Die Reaktion war mit dem Papste und mit Frankreich abgemacht. Granvella wurde Kardinal; an die Stelle der 4 Bisthümer trat eine noch von Paul IV. ausgearbeitete Hierarchie: 14 Bisthümer, von denen 3 Erzstifte; eine katholische Hochschule zu Douai; an jedem Bischofssitze ein Inquisitionsgericht mit zwei Inquisitoren; der Kardinal-Erzbischof von Mecheln Großinquisitor. Alle diese Würden wurden ungefragt aus Landesfonds dotirt; auf den Landtagen rückten 14 Virilstimmen ein.

Die *spanische* Inquisition war da: die leiseste Denunziation brachte auf die Folter; die erbärmlichsten Menschen, Angeber aus Privatgründen, wurden belohnt und nie genannt; Hinrichtungen fanden in Masse statt. Aber es wurden auch Gefangene vom Volke befreit, neue Bekenner erwuchsen aus der Blutsaat; die evangelischen Prediger trug das Volk im Triumph einher.

Die Reaktion antwortete mit Unerbittlichkeit, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils wurden mit furchtbarer Härte durchgeführt. Zum Dank für diese feierliche Anerkennung des Tridentinums gab der Papst dem Könige das Recht, die Bischöfe selbst zu ernennen; die freie Wahl der Kapitel war aufgehoben, der Zusammenhang der niederländischen Kirche mit der deutschen und französischen zerrissen. Die Verfolgung raste durch das Land. Oranien, Egmont und Hoorne erklärten, den Sitzungen des Staatsraths nicht mehr beizuwohnen; sie zogen sich in ihre Statthaltereien zurück, Egmont nach Flandern, Oranien nach Holland. Mit besonnener Energie wehrte dieser hier den Verfolgern.

Margarethe von Parma schloß sich endlich dem Sturm auf Granvella an; der Kardinal-Großinquisitor wurde abberufen, aber die spanischen Kreaturen, die Barlaimont, Viglius u. A. setzten sein Werk fort. Da ging Egmont im Jahre 1565 in besonderer Mission nach Madrid, um den König zur Einsicht zu bringen.

Graf Egmont, Prinz von Gavre, der Sieger von St. Quentin und Gravelingen, leitete seinen Ursprung von den alten friesischen Königen — ungefähr wie von den „Schweizer Königen" — ab. Er war Page bei Karl V. gewesen, und hatte Theil an dem Feldzuge wieder die Barbaresken genommen, wo er sich unter Karl's Augen auszeichnete. Mit Sabine von Bayern, der Schwester des Pfalzgrafen, hatte er zu Speyer seine Hochzeit gefeiert, wo es eine Woche lang fürstlich zuging. Er trug den Orden vom goldenen Vließ und war berauscht von seinen Erfolgen. Anspruchsvoll in seinen Bedürfnissen, verwöhnt durch die Volksgunst, spielte der stolze Cavaleriegeneral mit der Revolution, um sie zur gelegenen Zeit zu verleugnen. So war der Mann, der sich jetzt dem König Philipp nahte, um den Qualen und Seufzern eines niedergetretenen Volkes Ausdruck zu geben.

Granvella's Urtheil über Egmont lautete dahin: „Dieser Herr hat gute Absichten und ist loyal, aber schwach, frivol und für Schmeichelei empfänglich; es ist leicht ihn zum Bösen zu bringen." Oranien drückte sich ernster und strenger aus: „Er ist durch spanische Künste überlistet worden; Eigenliebe und Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über seinem eigenen Vortheil hat er das allgemeine Beste vergessen." Philipp machte ihm heftige Vorwürfe, drapirte sich in seine „100,000 Leben", die er zu opfern bereit sei, ließ ihm 50,000 Dukaten zur Deckung seiner Schulden auszahlen, und versprach ihm die Ausstattung seiner zahllosen Töchter. Von dem hatte Philipp nichts zu fürchten, der änderte Philipp's niederländische Politik nicht.

Das Jahr darauf entsandte die Regentin zwei andere Adlige nach Madrid, dem schwerhörigen Philipp die Wahrheit über die Lage der Dinge beizubringen. Es waren der Marquis von Berghen und der Baron Montigny, der Bruder des Grafen Hoorne. Montigny zögerte, bis ihn freundliche Worte Philipp's in die Falle

lockten. Berghen und Montigny waren sofort in Madrid so gut wie gefangen. Berghen erkrankte, die Aerzte bestanden auf seiner Heimkehr. Philipp widersetzte sich, und der Marquis starb 1567 in Madrid. Von Montigny werden wir weiterhin hören.

Nicht früh genug kann man die Nichtigkeit des niederländischen Adels, besonders des großen, betonen; selbst von dem kleineren kam weitaus die Mehrzahl nicht über das Kompromiß und das erste Aufflackern des revolutionären Feuers hinaus; die Meisten fürchteten sich vor der demokratischen Bewegung und ließen sich herzlich gern durch Aemter, Würden und privilegirte Stellung versöhnen. Von der Masse war Egmont noch einer der Besten, nicht zwar vermöge seiner politischen Grundsätze, sondern durch sein Naturell.

Man ziehe einmal die beiden Montmorency, den Grafen Hoorne und den Baron Montigny, den Marquis von Berghen, dann etwa noch die Grafen Egmont und Brederode von dem belgischen Adel ab, und sehe was übrig bleibt! Einer ganz gewiß, der Tüchtigste unter Allen, ein Mann, nicht nur seines Vaterlandes, sondern des 16. Jahrhunderts, eine Zierde der Menschheit: Philipp Marnix de Sainte-Aldegonde.

Philipp Marnix war zugleich ein Mann der That und der Philosoph der Bewegung; gründlich gelehrt und Administrator. Seine Opposition gegen Don Philipp war weder Egoismus noch Laune; von den ständischen Rechten ging er aus, wie jeder große Politiker; aber er wollte mehr als die doktrinäre Schablone. Er stand auf dem Boden des neuen freien Geistes, der Reform und der Renaissance; er hatte der Zeit tief ins Herz gesehen und machte sich zu ihrem bewußten Diener. Auf der Höhe der Situation reichte er dem Oranier die Hand, und angesichts seiner vielleicht noch größern Interesselosigkeit kann man sagen: Oranien verdiente, sein Freund zu sein, und er war es.

Philipp Marnix stiftete im Jahre 1565 einen „Verein" gegen die Inquisition und den Umsturz der Landesgesetze; als letztes Mittel, wenn kein andres mehr verfangen sollte, war die Anwendung der Waffengewalt vorbehalten. Hauptmitglieder dieses Ver-

eins, der zuerst seine Sitzungen im Hause eines Herrn v. Hammes, Wappenkönigs vom goldenen Vließ hielt, waren Ludwig von Nassau, Oraniens Bruder, Graf Brederode, ein fröhlicher Gesell, Graf Mansfeld, Graf Cuilemburg, Johann von Marnix, Herr von Thoulouse, der Bruder Philipp's. Von 9 Mitgliedern wuchs der Verein rasch auf Tausende; selbst Priester und erklärte Royalisten schlossen sich an. Im Cuilemburgischen Palast, den jetzigen „Petits-Carmes" zu Brüssel, entstand das berühmte „Kompromiß" oder die Bitt- und Beschwerdeschrift an die Regentin, von deren Ueberreichung im Jahre 1566 die niederländische Revolution datirt wird. 400 Edelleute hatten unterzeichnet, und brachten am 5. April das Instrument persönlich in den Staatsrath. Die Regentin erschrak, als sie vom Fenster aus den Zug erblickte; aber der üppige Barlaimont beruhigte sie: „Fürchten Sie sich nicht vor den Gueux" (Gosier, Gosch, Grandgoschier bei Rabelais), vor den Schluckern' oder Hungerleidern! Viele waren allerdings durch den Druck der Zeiten herabgekommen; sie aber nahmen das Schimpfwort als Ehrentitel auf, trugen die Pilger- oder Bettelmönchstasche und tranken aus hölzernen Bechern. Brüssel wimmelte bald von aschgrauen Pilgerkleidern, an denen hölzerne Schüsseln mit Silberblech überzogen hingen; an den Hüten führte man Becher oder Messer, um den Hals einen Geusenpfennig mit der Umschrift: „Dem König getreu bis zum Bettelsack." Das war nun aus dem Menschenkopfe mit der Narrenkappe geworden, die auf den damals modischen Hängeärmeln den Kardinal Granvella verhöhnt hatten: der Kopf ein Becher, die Narrenkappe ein Bettelsack!

Zu allen Zeiten kamen solche Bezeichnungen und deren Gegensätze auf: das ganze Mittelalter ertönt von dem Schlachtruf: „hie Welf, hie Waibling!" Im 14. Jahrhundert hießen die rebellischen Bauern in Frankreich „Jacques Bonhomme", der brave oder der arme Jacques; in England „Lollarden" oder „Levellers", laute Beter oder Gleichfeger; im 15. erlebten wir den „Bundschuh" im Gegensatz zum Reiterfußwerk. Im 17. standen sich in England „Rundköpfe und Cavaliere", im 18. in Schweden „Mützen und Hüte" gegenüber. Wer kennt nicht die „Wühler und Heuler" von 1848? Wer hätte nicht von den „Heizern und Bremsern"

in Hessen gehört? Den Namen der Geusen aber sollten erst die holländischen Wassergeusen zu vollen Ehren bringen.

Am 5. April 1566, Abends, regalirte Brederode die Geusen im Cuilemburgischen Palast; Oranien, Egmont und Hoorne kamen des Weges und traten ein — ihr großes Verbrechen!

Die Bewegung war im Zuge, alle Schattirungen des Protestantismus traten hervor: im Süden beim Volke der Calvinismus, beim Adel, der nach Deutschland hinüberblickte, das Lutherthum; im Norden Calvinismus und Wiedertäuferei, die letztere besonders in Friesland. Antwerpen, die Hafen- und Handelsstadt, war das Pandämonium. Die Prediger traten offener und selbstgewisser als je hervor, sie wurden zu öffentlichen Charakteren: Hermann Stricker aus Overyssel, ein gewesener Mönch, predigte vor 7000 Personen; Peter Dathen von Popperinghe, Ambrosius Villa theilten das volle Abendmahl im evangelischen Feldlager aus. Und das Volk sang die neuen Kirchenlieder mit wärmster Begeisterung, wie Göthe das in seinem gründlichen Realismus so schön vermerkt hat.

Philipp fand es gerathen, scheinbar nachzugeben; er sprach von „Moderation" der Religionsedikte — das Volk übersetzte „Moorderation". Er nahm die päpstliche Inquisition zurück, und gewährte die bischöfliche — aber der Bildersturm war bereits ausgebrochen. Der langverhaltene Groll und die wachsende Aufregung verfolgten ihren natürlichen psychologischen Weg. Eine fürstliche Laune, besonders auf Seiten eines Philipp, war nicht im Stande, den Strom der Bewegung einzudämmen. Er ging über alle Ufer hinaus.

Die Zerstörung der Gegenstände des papistischen Kirchenthums, der Sinnbilder des alten Glaubens, begann in Artois und Westflandern, zu St. Omer und Ypern. Mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern drang die sehr gemischte Masse in die Kirchen, Alles zerschlagend und verhöhnend. Die schöne Kathedrale von Antwerpen wurde gräulich verwüstet. Ein Marienbild soll rufen: „Es leben die Geusen!" als es sich weigert, wird ihm das Herz durchstochen und der Kopf abgeschlagen. Die Orgel geht in Stücke, die Hostie liegt auf der Erde; man trinkt aus dem Kelche,

schmiert die Schuhe mit dem heil. Oele. In Brabant und Flandern zählte man 400 verwüstete Kirchen und Kapellen. Auch Amsterdam, Leyden, Haag und Utrecht gingen nicht leer aus. Im Ganzen war der Süden tumultuarischer als der Norden, wo Oranien das Steuer führte. Egmont ließ in seiner Statthalterei hängen und peitschen. Die Moderirten erschraken und entsetzten sich, Philipp's Ernte blühte.

Was kümmerte es den König, daß der Rückschlag im Lande selbst ein vollständiger war, daß alle protestantischen Kirchen der Erde gleich gemacht, alle Kinder noch einmal getauft, alle fremden Prediger ausgetrieben, in Gent aus den Balken des evangelischen Gotteshauses Galgen gezimmert, in allen Städten Hunderte von Opfern geschlachtet, kurz alle 17 Provinzen vollkommen beruhigt wurden? Und was half es dem Grafen Egmont, daß er in seiner Statthalterei die Ordnung grausam hergestellt hatte, und sich mehr als je für einen „treuen Diener" des Königs hielt? Philipp wollte Blut.

Noch verhielt sich Oranien ruhig, scheinbar unentschieden, neutral. Als die Geusen im Anfang des Jahres 1567 losschlugen, und sich der ganz calvinistischen Stadt Antwerpen bemächtigen wollten, ließ Oranien die Thore sperren. Johann Marnix kam dabei um. Oraniens nächster Zweck schien zu sein, das spanische Heer aus den Niederlanden fern zu halten. Im April gab er seine Stellung auf und begab sich nach Deutschland.

Am 5. Mai schiffte sich der Herzog von Alba zu Cartagena mit einer Armee nach Genua ein, um dann an der französischen Grenze hin nach Luxemburg zu marschiren. Zu Bayonne hatte der Herzog einige Jahre vorher zu Katharina von Medici gesagt: „Ein Fürst kann nichts Schmachvolleres thun, als seinen Völkern zu gestatten, nach ihrem Gewissen zu leben!"

Der Schrecken ging vor ihm her, wie wenn der Wolf die Heerde scheucht: 100,000 der besten Bürger, Kaufleute und Handwerker, wanderten schleunig aus, die meisten nach England, unter den toleranteren Scepter der Elisabeth. Alba langte zu Brüssel an: Egmont, Hoorne und noch 18 Edelinge wurden verhaftet. Noch 200,000 Bürger suchten das Weite, die Rüstigen gingen zur

hugenottischen Armee nach Frankreich. Der Herzog erklärte: „er sei gekommen, die Guten gegen die Bösen zu beschützen". Ein **Consejo de las Altercaciones** oder **Conseil des troubles** ward eingesetzt, und in „Blutrath" übersetzt; jede ordentliche Justiz war beseitigt. Die Spanier, Don Juan de Vargas, Luis del Rio, Geronimo de Roda, erhielten berathende Stimme; in letzter Instanz entschied Toledo allein. Er hob den Bund der Adligen auf, und erklärte ganz Niederland in Acht und Bann: alle Bewohner sind als Ketzer oder Beförderer der Ketzerei des Hochverraths schuldig; wer nicht hingerichtet wird, kann sich als begnadigt oder — aufbewahrt betrachten. Hängen, Köpfen, Viertheilen kam an die Tagesordnung; in Valenciennes fielen 55 Häupter auf Einen Schlag. Man hat die jährliche Konfiskation auf 20 Millionen Thaler berechnet. Das Eigenthum war abgeschafft.

Zu Anfang des Jahres 1568 machte sich die Regentin Margarethe aus dem Staube. Jetzt gelangte auch der Schweigsame zu festem Entschluß. Er war wieder ins Land gekommen und offen zum Lutherthum übergetreten; bis dahin hatte er für katholisch gegolten. Er schloß den festen Bund mit dem reformirten Marnix, und wagte einen kurzen unglücklichen Feldzug. Als das Schaffot zu Brüssel für die Vornehmsten aufgeschlagen wurde, zog sich Oranien zum andern Male nach Deutschland zurück. Er allein freilich konnte keine Schlachten schlagen, er mußte sich Truppen und Bundesgenossen werben. Das Thörichtste schien es ihm, sich dem spanischen Moloch als wehrloses Opfer auszuliefern; eindringlich hatte er zur rechten Zeit seine Freunde Egmont und Hoorne gewarnt. Vergebens, sie gingen im Vertrauen auf ihre „gute Sache" zu Grunde. Die gute Sache liegt in solchen Krisen lediglich beim Schwerte.

Das voraussichtliche Urtheil wider die beiden edlen Grafen wurde am 5. Juni 1568 auf dem großen Platze zu Brüssel vollzogen. In einem Fenster des gothischen Rathhauses stand der „hohläugige Toledaner", das Schauspiel zu sehen. Egmont war bis zuletzt seiner Begnadigung sicher und gewiß, er war ja Ritter des goldenen Vließes; als ihn jede Hoffnung im Stiche ließ, starb er, wie er gefochten hatte.

Die Regentin war verschwunden, Oranien abwesend, das Volk verdonnert; Niemand regte sich, der Schrecken hielt alle Glieder gelähmt. Jeder wartete ängstlich, ob er zu den Hochverräthern oder zu den Begnadigten gehören möchte; Beil, Strang und Konfiskation konnten ja an ihm vorübergehen und blos die Nachbarn treffen. Erst als der Herzog in alle Beutel zugleich griff, als sich Jeder geschädigt fand, regte sich wieder Opposition. Im Jahre 1569 legten die Steueredikte die Alcavala auf: von allem Vermögen der 100. Pfennig oder 1 Prozent; bei jedem Güterwechsel der 20. Pfennig oder 5 Proz. vom unbeweglichen, der 10. Pfennig oder 10 Proz. vom beweglichen Gute, zu Lasten des Käufers. So pflegten die Spanier Gelder in den Staatsschatz zu treiben! Die Läden in Brüssel schlossen sich, aber Alba pflanzte Galgen vor den Häusern auf, und die Läden öffneten sich.

Die allgemeine Besorgniß regte sich, die Katholiken vergaßen den Bildersturm und näherten sich den Protestanten. Dennoch kam es zu keinem Ausbruch im Süden; aber auf der See, dem wahren Elemente der holländischen Bevölkerung, erhob sich der Sturm.

Die nördlichen Geusen, Fischer und Küstenfahrer, kleine Leute, daheim auf dem Wasser, in Verbindung mit allerlei flüchtigem Volk, rotteten sich zu immer verwegenern Flotillen zusammen, und legten mit den bescheidensten Mitteln den Grund zu einer Seemacht, die über ein Jahrhundert die Meere beherrscht hat. Am 1. April 1572, im Jahre der Bluthochzeit, nahmen die Wassergeusen auf kleinen Schiffen, mit großem Muthe, die Stadt Briel auf der Insel Vooren, an der Küste von Seeland.

„Am ersten April,
Da verlor Herzog Alba seinen Brill",

so sang das niederdeutsche Volkslied. Vließingen, Haarlem und andere Städte fielen ab zur guten Sache der Freiheit. Oranien hatte den archimedischen Punkt gefunden; er kehrte aus Deutschland zurück, und ward vom Volke zum Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Friesland ernannt, wo er „im Namen des Königs" regierte. Der Herzog von Alba sah sich genöthigt, zu

den furchtbarsten Belagerungen zu schreiten. Namentlich die von Haarlem, die bis zum Juli 1573 dauerte, zeichnete sich durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und durch die von den Stürmern begangenen Gräuel aus. Die von Alkmaar mußte aufgegeben werden. Die öffentliche Stimme Europas drang endlich in den Escorial und der „hohläugige Toledaner" ward abberufen. Und dieser Alba ging mit dem ruhigsten Gewissen von der Schaubühne und endlich aus der Welt; vor seinem Tode erklärte er, daß er keinen Unschuldigen getödtet habe! Ist es nicht Zeit, daß er endlich seinen Wiederhersteller finde?

Auf Alba folgte Don Luis de Requesens y Zuniga. Die Geusen nahmen Middelburg. Der Kampf dauerte fort. Am 14. April 1574 fand die Schlacht auf der Mooker Haide statt. Ludwig und Heinrich von Nassau-Oranien, die Brüder Wilhelm's, wurden besiegt und getödtet. Nur zur See hatten die Geusen Erfolg. Dann kam die schreckliche Belagerung von Leyden; 6000 Menschen starben an Hunger und elender Kost. Aber Oranien ließ die Dämme durchstechen, und von Rotterdam bis Leyden ein Meer entstehen. Die Geusenflotte nahte mit Proviant, und die Spanier wurden von der Sündfluth weggeschwemmt.

Kaiser Maximilian II. suchte wiederholt zu vermitteln; es wurden auch Verhandlungen zu Breda eingeleitet, aber umsonst, Krieg blieb die Loosung. Woher diese Widerstandskraft? Das spanische Heer war doch das erste der Welt; aus der Schule der Antonio de Leyva und Gonsalvo von Cordova war eine Taktik hervorgegangen, vor welcher weder Franzosen noch Schweizer Stand hielten. Und die Truppen der Niederländer waren ein buntes Gemisch von Fremden und Einheimischen, unter neuen Führern. Sollte doch vielleicht Alles vom Geiste und Willen abhangen? Der Oranier, die Seele der Rebellion, schrieb 1575: „Wenn die deutschen Fürsten durchaus ihr Ohr nicht leihen wollen, so werden wir unsere Sache Gott anheimstellen, mit der festen Hoffnung, daß er uns nicht verlassen wird, wie wir auch unsererseits hier entschlossen sind, die Vertheidigung seines Wortes und unserer Freiheit nicht aufzugeben bis auf den letzten Mann." Das hatte der große Anwalt der Volkssache, Philipp von Marnix, schon

vorher in Reime gebracht in dem ächten Kriegsgesange, der das Wilhelmslied hieß:

„Wilhelmus von Nassaue
Bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib' ich bis an den Tod."

Es war im 16. Jahrhundert derselbe elegisch-paränetische Ton, der im Anfang des 19. die Lieder Körner's, Arndt's, Schenkendorf's durchzog, und der in den 60er Jahren sein getreues Echo fand in dem nordamerikanischen Lincolnliede:

„We are coming, father Abraham,
Threehundred thousand more."

Requesens starb 1576. Philipp gab in dem Interregnum die Regierung an den Staatsrath zu Brüssel. Dem Süden schmeichelte diese „Güte". Aber der Staatsrath bewaffnete die Bürger wider die freche spanische Soldateska, welche zu plündern begann. Wilhelm blies in das Feuer, die Generalstaaten wurden zusammen berufen; mit diesen schloß Philipp Marnix in Oraniens Namen die „Genter Pacifikation" im November ab. Trutz und Schutz zwischen Süden und Norden, und „Duldung" war die Parole. Da erschien des Königs Halbbruder, Don Juan d'Austria, auf dem Schauplatze.

Don Juan, ein natürlicher Sohn Karl's V. und einer belgischen Dame, welche der Kaiser mit 10,000 Dukaten und einem Manne abfand, war ein Niederländer, und konnte schon deshalb auf Sympathieen im Lande zählen. Sechs Jahre vor dem Antritt seiner Statthalterschaft hatte er sich gegen die Türken unsterblich gemacht.

Diese seldschukischen Eindringlinge fuhren fort, sich der Christenheit zu Wasser und zu Lande furchtbar zu machen. 1565 hatte Suleiman II. eine wahre Armada gegen die Malteserritter gerüstet, sein Kapudan Pascha Piale bedrängte den Orden aufs Aeußerste; der Großmeister La Valette bedeckte sich mit Ruhm; die Türken zogen nach den gräßlichsten Verwüstungen ab. Selim II., seit 1566 Padischah, sah es besonders auf Cypern ab, welches den Venezianern gehörte; der Cyprier Wein soll ihm zu Kopfe gestiegen

sein. Die Türken landeten 1570 auf der Insel; im August 1571 kapitulirte Famagusta, trotz tapferer Gegenwehr.

Venedig fand keine Bundesgenossen außer Philipp II. und dem Papst Sixtus V., der nebenbei an Wiedereroberung des heiligen Landes dachte. So entstand die heil. Liga; es wurden 300 Kriegsschiffe mit 80,000 Mann Besatzung vom Stapel gelassen und Don Juan d'Austria erhielt durch päpstliche Entscheidung den Oberbefehl über Sebastian Veniero, den venezianischen, und Marc Anton Colonna, den päpstlichen Admiral. Er zählte 24 Jahre. Am 7. Oktober 1571 drang Don Juan auf die Schlacht gegen die türkische Uebermacht. Der Kampf entbrannte bei Lepanto, und schwankte fünf Stunden lang unentschieden hin und her. Don Juan und der Prinz von Parma, Alexander Farnese, stürmten tollkühn vor. 130 Schiffe des Feindes wurden erobert; 25,000 Türken fielen, 5000 geriethen in Gefangenschaft. Die Sieger erlitten herbe Verluste; Don Juan selbst war verwundet, neben ihm auch Don Miguel Cervantes, der große Dichter.

Der Sieg wurde nicht ausgebeutet, Philipp hatte schon vorher seine Befehle ertheilt; die Venezianer schlossen einen Separatfrieden und gaben Cypern auf. Die Türken erklärten mit Recht: „Wir haben ein Königreich gewonnen, und Ihr habt uns den Bart verbrannt.“ Aber Don Juan war unsterblich, nicht zur Freude seines Halbbruders Philipp. Dieser betraute ihn jetzt mit der schwierigsten und undankbarsten Unternehmung, die Niederlande zum Gehorsam zurückzubringen.

Der 30jährige Held zeigte sich zunächst als gewiegter Diplomat; er adoptirte zum Schein die „Genter Pacifikation“ und stellte die Religionsedikte ab; zum Staunen der Welt willigte Philipp in eine allgemeine Amnestie und Abberufung der Truppen. Unter der Hand aber schürte Don Juan den Antagonismus zwischen dem Süden und dem Norden, zwischen dem belgischen Adel und dem demokratisch-diktatorischen Oranier, zwischen Katholizismus und Calvinismus.

Lange waren die verschiedenen reformatorischen Richtungen mit- und nebeneinander gegen den gemeinsamen Feind gegangen, bis zu Anfang der 70er Jahre der Calvinismus in Holland die

Oberhand erhielt. Offenbar erschien die Verbindung von politischer und kirchlicher Gemeinde, wie sie im strengen Calvinismus Gesetz ist, als die schärfste Waffe gegen den spanischen Cäsaropapismus. Ein calvinistisches Regiment hat unbedingt seine Vorzüge in kleineren militanten Staatsverbänden von homogener Bevölkerung, während es sich in großen Staaten niemals in seiner Reinheit zu erhalten vermochte. Dieses calvinistische Regiment war 1574 auf der Synode zu Dortrecht in seiner ganzen Schroffheit angenommen worden; Oranien selbst hatte ein Jahr vorher das reformirte Bekenntniß abgelegt. Das schreckte die Belgier ab, die Stände zu Brüssel entschieden sich für den Katholizismus. So ward der Riß vollständig zwischen dem katholischen Süden, der an privilegirtem Adel und glänzendem Hofe seine Lust hatte, und dem demokratisch-calvinistischen Norden.

An die Stelle der „Genter Pacifikation" setzte Don Juan das „Ewige Edikt" von 1577, welches die „Aufrechthaltung des Katholizismus" einschwärzte. Noch einmal fielen die Brabanter ab; Oranien weckte die Eifersucht des Volkes gegen den Adel, der damit umging, die Festungen an Don Juan auszuliefern. Oranien wurde zum Ruwaert oder Consul von Brabant ernannt, und hielt noch im selben Jahre einen wahren Jubeleinzug in Brüssel. Um die Brabanter zu schonen, ließ sich Wilhelm sogar den 20jährigen Erzherzog Mathias von Oesterreich als Oberstatthalter gefallen; nannte doch das Volk den Erzherzog blos „des Prinzen Amtsschreiber". Ende 1577 brachte Wilhelm eine neue „Union" zwischen dem Süden und dem Norden zu Stande, welche das Prinzip der „Gewissensfreiheit" enthielt. Mathias beschwor diese Union.

Aber die Harmonie war nur auf der Oberfläche; die Holländer blieben antikatholisch, die Wallonen appellirten an den faulen Franz von Anjou, später sogar an den Prinzen von Parma. Wilhelm von Oranien war dem Süden zu puritanisch, zu demokratisch; stützte er sich doch auf den „armen gemeinen Mann", hielt er doch den radikalen Gentern Manches zu Gute!

Im Jahre 1578 starb Don Juan mit 31 Jahren an einer pestartigen Seuche; seine Haut war wie vom Brande geröstet,

sein Herz fand man bei der Oeffnung ausgedörrt. Was war natürlicher, als daß das Wort „Vergiftung" laut wurde! Dem Philipp war eben Alles zuzutrauen. Hatte er nicht an dem Siege von Lepanto gemäkelt, wie an den Siegen von St. Quentin und Gravelingen? Jetzt erinnerte man sich plötzlich, daß der kühne Admiral von der Befreiung einer gefangenen schönen Königin auf benachbartem Eilande, von einer großen heldenhaften Mission geträumt hatte. Und war er dann nicht auf einmal in Italien aus diesen Träumen aufgerüttelt, und von Philipp in die nebligen Niederlande geschickt worden?

Dem Könige Philipp fehlte es wahrlich nicht an Capazitäten; an Don Juan's Stelle trat Alexander Farnese, Prinz von Parma, der Sohn der Regentin, ein Kriegsheld wie sein Vorgänger, und ein geriebenster Unterhändler. Farnese beutete die Lage der Dinge vortrefflich aus, hetzte glücklich zwischen Süden und Norden, und schlug den Widerstand mit eiserner Faust nieder.

Zu Anfang des Jahres 1579 stifteten die katholischen Wallonen an der Maas und im Artesischen eine „Conföderation" gegen die „Gewissensfreiheit". Nur noch Antwerpen und Gent hielten bei dem Norden aus. Da konstituirte Wilhelm durch die Utrechter Union vom 23. Januar 1579 die Republik im nördlichen Niederland. Aber Farnese nahm am 29. Juni Maestricht; Oranien war auf seinen Norden beschränkt. Am 15. März 1580 that ihn Philipp in die Acht und setzte 25,000 Goldkronen auf seinen Kopf. Wilhelm's Antwort war die glänzend und feurig geschriebene „Apologie", in welcher er die öffentlichen und privaten Schandthaten Philipp's an den Pranger schlug, und ihn den Mörder des Infanten Carlos und der Königin Elisabeth nannte.

Die Politik, die nach allen Mitteln greift, brachte es mit sich, daß Philipp Marnix mit Franz von Anjou unterhandelte. Das galt dem verlornen Süden. Im Haag aber wurde am 26. Juli 1581 die Unabhängigkeit der 9 Provinzen: Brabant, Geldern, Zütphen, Flandern, Holland, Seeland, Friesland, Overyssel und Mecheln, von der spanischen Krone ausgesprochen und der Krieg förmlich erklärt. Dem Anjou freilich mußte Wilhelm zu Brüssel den brabantischen Herzogsmantel umhängen.

Im Jahre 1582 erfolgte der erste Mordanfall auf den fürstlichen Republikaner. Der Attentäter war der Spanier Juan Jauregui. Im selben Jahre brach Anjou seinen Eid und stob über die Grenze. 1584 rückte Farnese gegen Antwerpen.

Philipp Marnix war Bürgermeister von Antwerpen und Vertheidiger der Stadt. Er reiste nach Delft zu seinem großen Freunde, um mit ihm die nothwendigen militärischen Maßregeln zu berathen. Oranien bestand lebhaft auf der Durchstoßung eines Dammes; Marnix aber vermochte nach seiner Heimkehr nichts gegen die Interessen der Fleischerzunft, welche ihr Weiderecht in jener Gegend vertheidigte. An demselben Tage, 10. Juli 1584, als Farnese das Fort Lievenshoek vor Antwerpen erstürmte, erlag Wilhelm von Oranien dem Meuchelmorde. Balthasar Gérard, ein Hochburgunder, hatte sich im Solde Don Philipp's und nach persönlicher Absprache mit dem Prinzen von Parma, in das Vertrauen Wilhelm's eingeschlichen. Er lud zwei Pistolen mit je drei Kugeln und erschoß den Gründer der ersten bewußten Republik in Europa. Wilhelm hatte seinen Wahlspruch gehalten: Je maintiendrai!

Die Belagerung Antwerpens nahm ihren Fortgang. Ein Italiener Gianibelli ließ gegen die gefahrdrohende Schiffbrücke Farnese's eine Flotille von Brandern los. Der Coup gelang nur sehr dürftiglich, die Belagerten erfuhren gleichzeitig von dem angerichteten Schaden und der Wiederherstellung der Brücke. Gent war mittlerweile gefallen; alles dort müßig gewordene Belagerungsmaterial langte bei Farnese an. Der Muth der Antwerpener Bürger ermattete, Marnix wurde gezwungen, wegen eines Friedens zu unterhandeln; am 17. August kapitulirte die Stadt — sie war für den Süden erobert.

Brabant und Flandern waren bis auf Ostende verloren, und die Seele des Nordens, Wilhelm von Oranien, lebte nicht mehr. Der Prinz von Parma schien der Rebellion wider Altar und Thron Meister zu werden. In der That war nichts verloren als Belgien; dafür ragte ein Prinzip, durchaus neu in der Geschichte der europäischen Staaten, siegreich aus den Wassern der Zerstörung.

Am 26. Juli 1581 sprach die Utrechter Union feierlich den

Grundsatz aus: „daß der Fürst nur darum über die Unterthanen gesetzt ist, damit er sie beschütze und schirme, daß die Unterthanen nicht des Fürsten wegen, um ihm Sklavendienste zu leisten, geschaffen worden, sondern der Fürst um der Unterthanen willen da ist. Seine Pflicht bestehe darin, daß er sie gerecht und milde regiere. Wenn er dies vernachlässige, so sei er nicht als Regent, sondern als Tyrann zu betrachten; die Unterthanen und deren Vertreter, die Stände, hätten das Recht, zu ihrem Schutze einen andern zu ernennen." — Oder auch „keinen", wie die Nordamerikaner amendirten. — Das war die Volkssouveränität, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, ohne jeden Beigeschmack von Jesuitismus, frei von jedem papistischen Hintergedanken. Neben diesem strahlenden Vermächtniß hinterließ Wilhelm seinem Volke seinen Sohn Moriz, einen glücklichen Helden, dem Farnese völlig ebenbürtig.

Die Lauen und Flauen im Lande aber, besonders im Süden, die er schon 1571 kennen gelernt hatte, als sie nicht den Muth haben wollten, den Oranier aus Deutschland zurückzurufen, da doch die Noth am höchsten war, schildert der hochherzige Philipp Marnix, der Verfasser des Bykorf oder „Bienenkorb", den unser Fischart übertrug, der Verfasser des Tableau des différents de la religion („Uebersicht der Religionsstreitigkeiten"), in einem lateinischen Buche — die dritte Sprache, die er meisterlich handhabte — betitelt: Belgicae liberandae ab Hispanis ὑποδειξις, ad patrem patriae Guilelmum Nassovium, principem Aurantium, anno 1571 exhibita, in folgender monumentalen Weise, zum Denkmal ihm selbst und zur Ehrenrettung Brabants, zur Schandsäule für Alle so es angeht:

„Immer dieselben! In wiefern sind sie aus ihrer alten Kloake herausgekommen? Sie opfern nichts für Deine Unternehmung, sei es von ihrem Gelde, sei es von ihren Interessen; und wenn Jemand es thut, so verachten sie ihn, hassen ihn, liefern ihn, verkaufen ihn. Eitel, neugierig, weibisch, argwöhnisch, Wirrköpfe, die auf Niemanden hören, Entweiher der Geheimnisse, hohle Traumdeuter, die ihre Erfindungen für Orakel halten, schamlose Usurpatoren des Vaterlandes, immer bereit es im Stich zu lassen,

wenn ihre Habsucht es verlangt, die ihren Kram über jeden erworbenen Ruhm setzen! Wenn es zu rathschlagen gilt, das ist ihre Sache; sie schreien, sie bellen; sobald sie nicht begreifen, verleumden sie. Eigensinn und Gier, das ist ihre Rechtschaffenheit und Treue."

Die spanische Politik unter Philipp II. war nicht, wie der Marquis de Custine von Rußland sagt, „der Despotismus, gemildert durch den Mord"; unter Philipp war vielmehr der Mord Regierungsmittel, politische Institution. Das erfuhr auch der Bruder des mit Egmont hingerichteten Grafen Hoorne, Florent de Montmorency, Baron von Montigny. Er ging bekanntlich mit dem Marquis von Berghen im Jahre 1566 in besonderer Mission, von Staat zu Staat, nach Madrid, und wurde nebst seinem Genossen gefangen gehalten.

Berghen starb 1567. Montigny wurde von Madrid weggeschafft und im Alcazar zu Segovia aufbewahrt. Alba sprach zu Brüssel aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil über ihn aus und befahl die öffentliche Hinrichtung. Philipp aber ließ ihn nach Simancas schaffen und am 15. Oktober 1570 heimlich garottiren. In einer Franziskanerkutte ward er verscharrt; dann sprengte man das Gerücht aus, er sei natürlichen Todes gestorben. Um den Schein völlig zu wahren, wiederholte Alba das Todesurtheil, weil er „zu ehrlich" gestorben war.

Zwischen dem Schaffot von Brüssel — 5. Juni 1568 — und der Garotte von Simancas — 15. Oktober 1570 — schwebt ein räthselhafter Schatten, der allein hingereicht hat, Philipp II. mit ewiger Infamie zu brandmarken: Don Carlos, Infant von Spanien. Direkte Beweise für seine gewaltsame Ermordung liegen nicht vor; die Archive blieben bis jetzt stumm; die Zeitgenossen widersprechen sich; um den Tod des Prinzen webt ein Chaos von Behauptungen. Das Schlimmste für Don Philipp aber ist, daß ihm die ruchlose That des Kindesmords ohne Weiteres auferlegt werden konnte, daß man dieses Verbrechen möglich, ja wahrscheinlich fand.

In der That hat die objektivste Kritik sich schier umsonst abgemüht, nur ihre Zweifel zur Geltung zu bringen. Im Bewußtsein der Massen von Europa steht zur Stunde noch unerschütterlich fest, daß Philipp seinen Sohn dem Großinquisitor überlieferte, auf alle Fälle, daß Don Carlos vergiftet oder enthauptet worden ist. Nicht ungestraft hatte Philipp 1559 zu Valladolid dem Don Carlos de Seso geantwortet: „Ich würde Holz herbeitragen, meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wäre er so arg wie Ihr“ — nämlich ein Ketzer.

Suchen wir an der Hand der Thatsachen der Wahrheit näher zu kommen, stellen wir die Aussagen der Berufensten zusammen, und vor allen Stücken, sagen wir jeder Romantik Valet! — Am 8. Juli 1545 wurde Don Carlos von der ersten Gattin Philipp's, Maria von Portugal, geboren; er gab seiner allzujungen Mutter den Tod. Erfreuliches ist von seiner Kindheit und ersten Jugend nichts zu melden. Der Idealprinz löst sich völlig in Dunst auf.

Er war gefräßig, faul, eigensinnig, hatte ein höheres Schulterblatt, einen kürzeren Fuß; die Brust war eingesenkt, der Rücken artete in einen kleinen Höcker aus; mit schriller schwacher Stimme stammelte er, konnte weder R noch L aussprechen. Seine Gesichtsfarbe war blaß, sein Auge erstorben. Gallen- und Fieberanfälle schüttelten ihn beständig. Der französische Gesandte Fourquevaux meldete nach Hause: „Er hat nur Kraft in seinen Zähnen.“

Als König Philipp in Brüssel weilte, schrieb ihm der Hofmeister des Prinzen von Madrid: es sei mit diesem gar nichts anzufangen, er lerne nichts. Philipp notirte am Rande einer Depesche: es sei nöthig, die kirchlichen Ordnungen in den Niederlanden rasch durchzuführen, sein Sohn werde vielleicht nicht mehr die Sorgfalt auf solche Dinge verwenden. Als der König nach Spanien zurückgekehrt war, munkelten die Schranzen zu Madrid: Alle Ketzer müsse man vernichten, selbst des eigenen Sohnes nicht schonen. Der Schluß von der Faulheit und Unwissenheit des Prinzen auf seine ketzerische Gesinnung ist jedenfalls gewagt; aber wer hat diesen Schluß verschuldet, wenn nicht Don Philipp?

Im Jahre 1556 wurde der Elfjährige mit Elisabeth von Valois, der Tochter der Katharina von Medici, nach diplomatischer Sitte verlobt; drei Jahre später, zu Câteau-Cambresis, nahm sich Philipp selbst die Braut, da Maria Tudor das Jahr vorher gestorben war. Von einer früheren oder späteren Neigung des Prinzen zu seiner Stiefmutter, und vollends der Mutter zu dem Stiefsohne, kann im Ernste nicht gesprochen werden. Elisabeth behandelte ihren Sohn freundlich und artig, und zwar im Auftrage ihrer Mutter, welche den Infanten gern an ihre Tochter Margarethe, die spätere Bartholomäusbraut, gebracht hätte. Angezogen durch die Zuvorkommenheit der Königin hielt sich der Prinz nicht ungern in deren Gemächern auf, speiste auch wohl mit ihr, und allerdings berichtet eine französische Hofdame nach Paris: „Der Prinz hat die Königin absonderlich lieb, ich glaube, er möchte näher mit ihr verwandt sein." Das ist der einzige Baustein, auf den ein ganzer Roman gegründet worden ist.

Die körperliche Schwäche und die Ungezogenheiten des Prinzen nahmen mit den Jahren eher zu. 1559 war er zu elend gewesen, um die Ceremonien zu ertragen, die seine Ernennung zum Prinzen von Asturien erforderte. 1561 mußte er aus Gesundheitsrücksichten nach Alcala gebracht werden. Auch dort huldigte er dem Fraß, einmal verschluckte er eine Perle. 1562 hat er eine Liaison mit einem Gärtnermädchen, stürzt die Treppe hinab auf den Kopf, bleibt für todt liegen und muß trepanirt werden. Er wog damals 76 Pfund, mit 17 Jahren!

Cholerisch-sanguinisch, wie er war, mißhandelte er beständig seine Umgebung, theilte Quetschungen und Wunden aus, und mußte Schmerzensgelder zahlen. Mit dem Gelde wußte er gar nicht umzugehen; er verschleuderte große Summen, borgte wie verrückt, kaufte die theuersten Diamanten, ohne einen Maravedi zu besitzen. Einen Schuhmacher, der ihm die Schuhe nicht recht gemacht hatte, soll er gezwungen haben, das in kleine Stücke zerhackte Leder hinabzuwürgen. Mit einer Falstaff'schen Bande marodirte er durch die Straßen von Madrid, packte die vornehmsten Damen an, küßte sie gewaltsam, und schimpfte sie dann

bagascia (so berichten die Italiener), **liederliches Pack.** Wo bleibt da die Scene im Pavillon mit der Prinzessin Eboli?

Daß dieser historische Don Carlos seiner Zunge auch nach oben hin keinen Zügel anlegte, ist um so glaubwürdiger, als er seinem Vater völlig fremd war und von Kindesbeinen auf einen untilgbaren Widerwillen gegen ihn hegte. Sehr möglich, daß er sich unbedachtsamer Weise über den Raub seiner Braut beklagt hat. Als die niederländische Bewegung ausbrach, war die Rede davon, daß Philipp allein die Ordnung wieder herstellen könne; Philipp aber war der Ansicht, das Strafgericht müsse vorhergehen. Don Carlos, keineswegs zufrieden mit seiner Zuziehung zu den Sitzungen des Staatsraths, nicht einmal mit der Präsidentschaft, will nach Brüssel, wenigstens mit dem Vater; er macht in den Cortes von Castilien Skandal und tobt wie besessen, daß man ihm die Regentschaft in Spanien übertragen wolle. Dann fällt er den Herzog Alba bewaffnet an; endlich will er entfliehen, nach Italien, von da nach Deutschland und den Niederlanden. Er stellt Anweisungen auf die Provinzen aus, um sich Geld zu verschaffen; er schreibt an die europäischen Höfe, ihnen seinen Entschluß nebst den Motiven kund zu thun. Seinen Oheim Don Juan zieht er ins Geheimniß, dieser verräth ihn an den König. Beim Prior von Atocha verlangt er Absolution für einen Mord an einer hohen Person; endlich bekennt er, daß es auf den König abgesehen sei. Am 17. Januar 1568 fordert er seinen Onkel Don Juan zum Duell; an demselben Tage macht sich Philipp vom Escorial auf nach Madrid.

Der Prinz hatte sich seine Gemächer wie eine Art Festung eingerichtet. Waffen lagen unter seinen Kissen; die Schlösser an den Thüren konnte er vom Bette aus öffnen und schließen. Hier überfiel ihn Philipp am 18. Januar 1568, Abends 11 Uhr, mit einer Schaar von Bewaffneten. Don Carlos fährt auf, will sich ins Feuer stürzen, und als man ihn daran hindert, sagt er dem Könige: „Ew. Majestät behandeln mich so übel, daß Sie mich zum Selbstmorde zwingen. Ich bin nicht wahnsinnig, aber Sie treiben mich zur Verzweiflung.“

Der Prinz war und blieb in seinen eigenen Gemächern sequestrirt; durch die Wachen an seiner Thüre ist keine verbürgte

Nachricht mehr hinausgedrungen. Philipp hüllte seine Absichten, das Geschick des Prinzen, die Untersuchung und deren Ergebniß in undurchdringliches Geheimniß. Die Akten der Prozedur sollen erst ganz kürzlich gefunden sein; wir werden sehen.

Wir haben also einen von der Natur vernachlässigten, vollkommen unerzogenen, geistesschwachen, zuletzt tobsüchtigen Prinzen vor uns, das physiologische Resultat der Großmutter Johanna und die pädagogische Frucht Philipp's. Der Prinz Eboli erklärte dem französischen Gesandten: der Prinz sei geisteskrank und unfähig zu regieren. War es das und das allein, so war kein Geheimniß nothwendig. Nichts lag näher, als ihn einfach von der Thronfolge auszuschließen und in anständigem Gewahrsam zu halten. Die rückhaltloseste Offenheit war vielmehr geboten, um den schwärzesten Verdacht im Keime zu ersticken. Warum dann die Arrestation bei Nacht und Nebel; wozu das Verbot an den Fürsten Taxis, zwei Tage lang keine Post von Madrid abgehen zu lassen? Und wie kam es denn, daß die Nachricht von der Verhaftung solches Aufsehen in den Provinzen, in Aragon, Catalonien und Valencia verursachte, daß sich Abgeordnete von dorther auf den Weg machten, um in Madrid beruhigt zu werden? weshalb ließ Philipp diesen Abgeordneten eine Botschaft zukommen, auf welche hin sie unterwegs schleunig heimkehrten?

Der toskanische Gesandte schrieb nach Hause: „Der Prinz steht im Verdacht, nicht gut katholisch zu sein.“ Das soll uns zwar wieder nicht beweisen, daß der Prinz irgend eine Ahnung von Protestantismus, daß er selbst die geringste protestantische Regung empfunden habe. Sein letzter Wille ist katholisch-fromm abgefaßt: er will im Franziskanergewande begraben sein, vermacht Summen zu frommen Zwecken; ja der kaiserliche Gesandte Dietrichstein gibt ihm das Zeugniß: „außerordentlich fromm, sehr eingenommen für Gerechtigkeit und Wahrheit“. Wohl aber handelte es sich bei Philipp um die energische Fortsetzung seines eigenen neokatholischen Werkes, gestützt auf Inquisition und Jesuiten; und daß Don Carlos diese Fortsetzung nicht versprach, das scheint das entscheidende Motiv zu dem Entschlusse gewesen zu sein, ihn aus der Welt zu schaffen. Das allein erklärt auch

die mysteriösen, fast stereotypen Redewendungen des Königs in allen Briefen, die seinen gefangenen Sohn betrafen.

An den Herzog von Albuquerque, Statthalter von Navarra: „Die Ursachen, welche mich zu diesem Entschluß gebracht haben, waren der Art, daß sie mir keine Wahl ließen. Mein Entschluß rührt nicht von irgend einem Mißverhalten des Prinzen gegen mich her, noch soll er eine Strafe bezwecken. Des Prinzen Verfassung und Temperament waren sein ganzes Leben lang seltsam. Seine ungeregelten Strebungen sind zu einer solchen Höhe gediehen, daß ich den betretenen Weg einschlagen mußte, aus Pflicht gegen mein Königreich und Volk."

An den Herzog von Alba: „Mein Entschluß rührt nicht von den Fehlern des Prinzen her, noch soll dieser bestraft werden; wenn das die Ursache gewesen wäre, so hätten wir anders gehandelt. Noch war es meine Absicht, seine Extravaganzen zu bessern oder zu unterdrücken; denn die Erfahrung lehrt uns, daß solches weder hierdurch noch durch irgend welches Mittel erzielt werden kann, da die Ursachen natürliche und konstitutionelle sind. Unser Zweck ist, Prävention für die Zukunft zu üben, und dem Uebel vorzubeugen, welches voraussichtlich sonst bei meinen Lebzeiten oder nach meinem Tode eintreten wird. Ich sage Ihnen das, weil es wahrscheinlich ist, daß die im Punkte der Religion Uebelgesinnten das mit dem Prinzen Geschehene dem Verdachte zuschreiben könnten, er neige auf ihre Seite. Sie müssen bestrebt sein, Jedweden von solcher Ansicht abzubringen, welche der Ehre des Prinzen zu nahe tritt."

An die Königin von Portugal: „Die Gründe, welche mich zu diesem Schritte gezwungen haben, sind von solcher Art, daß ich sie weder aufzählen, noch Ew. Majestät sie hören kann, ohne unsern Kummer zu vermehren. Mein Entschluß rührt nicht von Ungehorsam oder Mangel an Achtung her, noch bezweckt er eine Bestrafung. Dazu wäre Grund genug vorhanden, aber eine bloße Bestrafung hätte ihre Schranke. Noch handle ich so in der Hoffnung, auf diese Weise seine Exzesse und Unordnungen abzustellen. Die Sache hat einen andern Ausgangspunkt und läßt

kein Mittel in der Zeit zu; es handelt sich darum, meine Pflichten gegen Gott und mein Volk zu erfüllen."

Das wurde der Refrain aller Antworten auf die dringendsten Gesuche um Aufklärung, von Seiten des Kaisers Max, dessen Tochter Anna der Vater wiederum dem Sohne vorenthielt, um sie später selbst zu heirathen, ja von Seiten des Papstes Pius V. —: „für die Sache Gottes und im Interesse des spanischen Volkes".

Häufte sich also der ärgste Verdacht auf Philipp's Haupte, so mag sein Andenken ihn tragen. Meint doch der zeitgenössische Cabrera: „Fürsten sind eifersüchtig auf ihre Nachfolger; ein großer und edler Geist mißfällt ihnen an ihren Söhnen."

Man kann es fast für gleichgültig erklären, wie der sequestrirte Prinz vom Leben zum Tode kam. War es nicht Gift, so genügte des Prinzen Naturell sammt seiner Gefräßigkeit, um ihn in solcher Zwangslage zum raschen Ende zu führen. In der Verzweiflung schluckte der Gefangene einen Ring mit einem großen Diamanten. Als das nicht wirkte, schien er sich in sein Schicksal zu ergeben. Aus absoluter Enthaltung von Speise und Trank stürzte er sich dann in das Gegentheil. Er verschlang große Massen von Obst — Oranien spricht von 16 Pfund auf einmal — und trank darauf Tag und Nacht Schneewasser, legte sich Eis ins Bett, öffnete die Fenster, ging barfuß und fast nackt im eben aufgewaschenen Zimmer umher. Er durfte das Alles, man sah es wohl gerne. Am 24. Juli 1568 war das Ziel erreicht, Don Carlos todt.

Im besten Falle hatte man den Prinzen das Gift, an welches die Spanier und die Italiener glaubten, sich selbst bereiten lassen. Als der Tod herannahte, trat der König ins Zimmer, stellte sich hinter den Fürsten Eboli und den Großprior Antonio von Toledo, streckte die Hand nach seinem Sohne aus, machte das Zeichen des Kreuzes, und gab ihm — den Segen. „Worauf", so fügt Cabrera hinzu, „der König in seine Gemächer zurückkehrte, betrübter und minder sorgenvoll." Das hätte Tacitus sagen können.

Don Carlos zählte 23 Jahre und 16 Tage. Im Oktober desselben Jahres starb die Königin Elisabeth. Nicht zwei Jahre nachher landete die Tochter des Kaisers Maximilian, die Erzherzogin

Anna, zu Santander, für deren Bildniß sich Don Carlos lebhaft interessirte, einst diesem Prinzen bestimmt, jetzt die vierte Gemahlin Don Philipp's. Oranien behauptete in seiner „Apologie", Carlos wie Elisabeth seien von Philipp gemordet worden, weil sie ihm im Wege zu seiner vierten Heirath gestanden. Die sterbende Elisabeth hatte zu dem französischen Gesandten gesagt: „Kein irdisches Glück hat mich jemals so zufrieden gestellt, wie die Aussicht, meinem Schöpfer näher zu kommen." Dieses und Anderes mehr erfuhr Oranien von Paris.

Ganz gewiß, Schiller hat den Stoff zu seinem „Don Carlos" nach Anleitung des Franzosen St. Réal gewaltig idealisirt. Philipp II. war noch unendlich kleiner und jämmerlicher als der Dichter ihn darstellt; er mußte ihm erst einen menschlichen Zug andichten, ehe er ihn überhaupt gebrauchen konnte, sollte nicht wieder ein abstraktes Ungeheuer, ein Franz Moor, ein Jago, zu Tage kommen. Don Carlos war kein idealer Erbprinz, der für die Freiheit schwärmte und die Niederlande neben seiner Mutter im Herzen trug. Elisabeth von Valois war ein diplomatisch verkuppeltes Kind, und immer die Tochter ihrer Mutter, niemals der Schutzgeist der Rebellion. Marquis Posa endlich, der große philosophische Malteser, der für die Befreiung der Menschheit glüht und nach Aufopferung dürstet: er ist ganz gerüstet aus dem Haupte des Dichters entsprungen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's. Nicht einmal die Inspiration des 16. Jahrhunderts reicht hin, um diesen schwärmerischen Illuminaten zu erklären; erst das 18. Jahrhundert zeitigte solche Idealgestalten. Und doch, nie ist der furchtbare Gegensatz zwischen jesuitischer Reaktion und Freiheit des Gewissens, nie der Kampf zwischen der todten Ceremonie und dem lebendigen Gefühl wahrer und ergreifender geschildert worden, als in diesem Drama. Niemals hat das Herz der Menschheit höher geschlagen, nie hat die Begeisterung für den Fortschritt zu den edelsten Zielen glänzender geleuchtet; niemals haben tiefere Schmerzen herzzerreißender aufgeseufzt. Wer den „Don Carlos" nicht liebt, hat keine Empfindung mehr.

„Der Prinz“, sagt der Beichtvater Don Philipp's mit dem fluchbeladenen Namen Domingo, durchaus im Einverständniß mit den königlichen Briefen,

„Der Prinz —
Ich bin sein Feind nicht — Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und seine Kirche.“

Das Folgende bezieht sich allerdings mehr auf das 18., als auf das 16. Jahrhundert:

„Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchdringe seine Seele)
Hegt einen schrecklichen Entwurf —
Den rasenden Entwurf, Regent zu sein,
Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz erglüht für eine neue Tugend,
Die stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will. — Er denkt!
Sein Kopf entbrennt von einer seltsamen
Chimäre — er verehrt den Menschen —.“

Aber selbst Marquis Posa weiß historisch genau zu reden, wenn er dem Könige den Zustand der Niederlande schildert:

„Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein! — Da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —“

Und als Philipp den Niederländern „Ruhe“, die bekannte „Ordnung von Warschau“, gönnt:

„Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begonnen? hoffen
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen —
Allein in ganz Europa — sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern, froh und arm. Der Bürger,

Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien . . . . ."

So hochverrätherisch auch Korrekturen an Klassikern sein mögen, der Lokalton und die Bestimmtheit des Ausdrucks würden nur dabei gewinnen, wenn der Marquis am Schlusse seiner Prachtrede ausriefe:

„Sire, geben Sie Gewissensfreiheit!"

Das Furchtbar-Erhabenste, was Schiller je geschrieben, ist der Dialog zwischen König Philipp und dem Großinquisitor:

König.
„Kannst du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?"

Großinquisitor.
„Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,
Starb an dem Kreuze Gottes Sohn.
— Vor dem Glauben
Gilt keine Stimme der Natur."

König.
„Wem hab' ich
Gesammelt?"

Großinquisitor.
„Der Verwesung lieber, als
Der Freiheit."

Und wie flügelrauschend wandelt der Genius der Jugend durch die Jamben des Marquis Posa, als dieser der Königin sein letztes Wort an den Prinzen anvertraut:

„Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird!
— Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es sterbend von ihm fordre — fordre!"

Und dieser Marquis Posa hätte nie und nirdends gelebt? — Er hat gelebt, und zwar im 16. Jahrhundert. Mehr als Marquis, als geborner Fürst, hat er für sein niederländisches Volk gesonnen

und gesorgt, gekämpft, gesiegt und gelitten, und den Grund zum ersten Freistaate gelegt. Er ist der Ahnherr der Volkssouveränität geworden, und er fiel als Opfer am Altare seiner Ideale.

Ganz gewiß hat Göthe seinen „Egmont" nicht historisch treu gehalten. Man erinnert sich, welchen Anstoß schon Schiller an der Umwandlung des elffachen Familienvaters in den jugendlich-zärtlichen Liebhaber Klärchen's nahm. Eben so sicher ist es, daß das opernhafte Schlußtableau nicht einmal zu Göthe's eigener Auffassung des Egmont passen will. Aber wie spiegelt sich das zauberhaft realistische Genie des Dichters grade in diesem Stücke! Welche Analyse des menschlichen Herzens, welche Wahrheit der Schilderung, welche niederländische Lokalfarbe!

Buyck, ein alter Soldat unter Egmont, macht vier Ringe beim Armbrustschießen; der friesische Invalide Ruysum erklärt: „Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont." Worauf Buyck: „Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker, mit der Büchse trifft er erst wie Keiner in der Welt . . . wie er anlegt, immer rein schwarz geschossen." Das ist Niederländerei, gleich dem saubersten Teniers.

Buyck liefert sodann eine Beschreibung der Schlacht von Gravelingen, in welcher man auf dreißig Schritt einen Wouverman erkennt. Aus dem Munde des Volkes, welches chorartig spricht, erfahren wir den ganzen Antagonismus zwischen den Niederländern und Don Philipp. Soest, der Krämer: „Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrückt sein, so gutherzige Narren wir auch sonst sind." — Als Jetter, der Schneider, die Schuld auf des Königs Räthe wirft, erwidert Soest der Krämer: „Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht, wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? . . . ."

Wie scharf zeichnet Margarethe von Parma denselben Egmont! Er hat ihr „einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregt". Der

Sekretär Machiavell fragt: „durch welches Betragen?“ — Die Regentin: „durch sein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtsinn.“ Wie treffend charakterisirt und unterscheidet sie Oranien und Egmont! „Soll ich aufrichtig reden? ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont.“

Dann führt der Dichter Oranien und Egmont auf die Scene. Welche Zeichnung! Leichtsinn — tiefe Ueberlegung; rasches Aufbrausen — gründliche Reserve; der sorglose Lebemann — der Politiker; das klägliche Opfer — der Gründer eines stolzen Freistaates.

Egmont: „Wer sich schont, muß sich selbst verdächtig werden.“

Oranien: „Wer sich kennt, kann sicher vor- und rückwärts gehen.“

Alba rückt heran. Margarethe schildert ihn: „Da sitzt der hohläugige Toledaner mit der ehernen Stirn und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwischen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben . . . Jeder ist bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder; denn aus diesem Kapitel kann man sie Alle sogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen.“

Das sind keine Meergeusen, die Gevatter Schneider und Krämer zu Brüssel; die gehören dem Jan Steen erb- und eigenthümlich an. Die Haut schaudert ihnen, als der Zimmermeister erzählt: Alba habe einen Befehl ergehen lassen, „dadurch zwei oder drei, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind“. — „O weh.“ — „Bei ewiger Gefangenschaft ist verboten, von Staatssachen zu reden.“ — „O unsere Freiheit!“ — „Und bei Todesstrafe soll Niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.“ — „O unsere Köpfe! ...“ Die kann freilich das schönste Terburg'sche Klärchen nicht begeistern, nicht zum Sturm auf Egmont's Gefängniß hinreißen.

Und Egmont selbst? Noch im Gefängnisse ist sein erstes, sein großes Pathos die Lebenslust, die Freude an der „süßen Gewohnheit des Daseins“. Nicht das Schicksal des jetzt ganz verlassenen Volkes bildet sein Hauptanliegen. „Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt, sie untergräbt den festen hohen Stamm,

und eh' die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone." Er redet von sich selbst.

Mit den schärfsten Zügen, wenn auch im idealsten Ausdruck, zeichnet der Dichter den historischen belgischen Adel, der höchstens auf die Freiheit zu toasten, ihr zu Ehren höchstens eine „Cavalcade" aufzuführen verstand, dessen letzter Lebenszweck aber stets die eigene theure Person blieb. In die Schlacht reiten, das ging noch an; Alles an Alles setzen, diese ritterliche Lebensloterie, das reizte; aber „unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld, wo aus der Erde dampfend, jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit, wie ein Hagelwetter, durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen."

In der Aesthetik heißt so etwas vollendeter Lyrismus; auch hört man deutlich, daß der ursprüngliche Vers nur mit Mühe und Widerstreben zum prosaischen Hinken gebracht wurde. Philosophisch heißt es die unbändige Subjektivität; in der Moral ist es die raffinirteste Ichsucht, der in der Welt nichts über sich geht.

Das sind Naturen und Zustände, aus denen die holländische Republik nimmer hervorgegangen wäre; für dieses Volk sammt seinem Helden war der Erzherzog Mathias, ja der faule Anjou gut genug; Albert und Isabella mit der Erneuerung des burgun-

lichen Hofes mußten hier alle Wünsche erfüllen. Und wie haben die Belgier mit „Albert und Isabella" renommirt!

Hat Göthe das Alles sagen wollen? Schwerlich, aber er hat es gesagt! Er hat real das Richtige getroffen, wie Schiller ideal.

Es war eine große Krise, die mit der Ermordung des Oraniers über Niederland hereinbrach. Die Spanier hatten ihren tapfersten und klügsten Vertreter an Alexander Farnese; seine Feldherrntalente standen über allem Zweifel, und seine zweckmäßige Perfidie war unendlich nützlicher als Alba's Blutdurst. Er hatte das Geschäft mit Balthasar Gérard vermittelt; in einem Briefe an Philipp drückte er sein Bedauern aus, daß der fanatische Hochburgunder seine gesetzliche Strafe verbüßen mußte. — Prinz Moriz von Nassau-Oranien war erst 19 Jahre alt; aber Nordniederland besaß einen Staatsmann, der im Geiste Wilhelm's das politische Ruder führte und das Interim ausfüllte. Leider ward Oldenbarneveld, der väterliche Rathgeber und Freund des jungen Prinzen, später so schlecht belohnt.

Im Süden ging es fort, wie es begonnen hatte. Der Prinz von Croy lieferte dem Herzog von Parma Brügge. In der Noth bot man die Niederlande förmlich aus: Heinrich III. wollte sie nicht, Elisabeth von England bedankte sich; doch entsandte sie ihren Schoßhund Leicester mit etlichen Hülfstruppen, der von 1585—87 den Generalstatthalter spielte.

1587 fiel das Haupt der Maria Stuart, die Armada von 1588 war die Doppelantwort Philipp's. Von diesem Jahre an zeigte sich Moriz von Oranien als Mann und als Held; der 23jährige siegte bei Bergen op Zoom entschieden über den Prinzen von Parma. Der Stern des Farnese erblich, Moriz flog von Sieg zu Sieg; 1592 starb sein Gegner.

Belgien war für einen fürstlichen Hof reif. Philipp vermählte seine Tochter Isabella Klara Eugenie mit dem österreichischen Erzherzog Albrecht. Albrecht war zwar Kardinal, hatte jedoch keine Weihen empfangen; er war auch mit seiner Braut nahe verwandt, aber der Papst wußte Rath, und 1598 zog das Fürstenpaar

feierlich in Brüssel ein. Die Aufforderung an die Nordprovinzen, sich der neuen Herrschaft zu unterwerfen, blieb jedoch ohne jede Antwort.

1604 fiel die letzte belgische Stadt, Ostende, vor der Tapferkeit Spinola's und der Ausdauer Isabella's. Das Tischtuch zwischen dem Norden und dem Süden war zerschnitten. Die Holländer aber durchkreuzten alle Meere, schlugen die spanischen Flotten, kaperten die Silber-Galeonen und lähmten Spaniens Handel.

Was im Süden die Freiheit liebte und Unternehmungsgeist besaß, war in den Norden gewandert. Flandern war durch die Weberei reich geworden; seit 1585 zogen die vlaemischen Wollweber nach Leyden, die Leinweber nach Haarlem und Amsterdam. Als man den Gentern nach dem Fall ihrer Stadt die Wahl ließ, katholisch zu werden oder auszuwandern, zogen fast alle, die noch übrig waren, gen Norden. Amsterdam verdrängte Antwerpen, wie dieses seiner Zeit Brügge verdrängt hatte.

1580 hatte Philipp den Niederländern verboten, levantinische Waaren aus spanischen und portugiesischen Häfen zu holen; 1595 fuhren die Holländer um die Südspitze Afrika's herum; 1602 saßen sie in Ostindien. Die ostindische Kompagnie oder Maatschappey gründete sich mit einem Kapital von 6½ Millionen Gulden.

1598, als er des Krieges mit Frankreich müde, eben den Frieden von Vervins mit Heinrich IV. geschlossen hatte, verendete Philipp an einer scheußlichen Krankheit: lebendige Organismen entwickelten sich aus seinem faulenden Leibe. Er hatte wörtlich „für die Verwesung gesammelt".

42 Jahre währte seine Regierung, 42 Jahre lang trieb er die Dinge nach seinem Kopfe, nach seiner dumpfen Ueberzeugung. Die Schätze beider Indien verwendete er auf seine starrköpfigen Pläne; vor keinem Mittel, vor keinem Verbrechen bebte er je zurück. Und das Resultat?

Er ging von der Bühne, unendlich tiefer gedemüthigt als sein Vater Karl. Holland war eine Republik, Belgien österreichisch geworden. Seine tückischen Absichten auf Frankreich waren vereitelt, Heinrich IV. saß fest auf dem Throne. Das Edikt von

Nantes fällt ins Todesjahr Philipp's: der große Frevel war begangen, ein Volk „nach seinem Gewissen leben zu lassen". Elisabeth stand auf der Wacht gegen Papismus und Jesuitismus.

564 Millionen Gulden hatte der Niederländische Krieg verschlungen, was heutigen Tages leicht 3 Milliarden ausmacht. Auf die Ankunft der Silberflotten aus Amerika konnte Spanien nicht mehr zählen; wenn aber Spanien kein Edelmetall mehr bekam, womit sollte es kaufen? Die eigene Produktion war im Vertrauen auf das Geld schlafen gegangen; der Krieg und die Ketzerverfolgung hatten die Produzenten gemordet.

Mönche mußten in den letzten Lebensjahren Philipp's von Haus zu Haus betteln, um die Staatsmaschine im Gange zu halten; in Kastilien wurden die drückendsten Abgaben erpreßt, blos um die Zinsen der Staatsschuld zu decken. Und der Herr jenes Reiches, in dem „die Sonne nicht unterging", faulte bei lebendigem Leibe ab.

Welche Nemesis bekundete sich in dieser spanischen Erbfolge! Zieht man von Karl V. den Feldherrn und Diplomaten ab, so bleibt der Phlegmatiker mit der fixen Idee, d. i. Philipp II.; zieht man von Philipp die äußerliche kalte Energie bei innerlich glühendem Brande ab, so bleibt Philipp III., die katholische Null mit Scepter und Hermelin.

Mit 14 Jahren bekam er die ersten Zähne. Seine Braut wollte er nicht selbst wählen, da seines Vaters Geschmack der seinige sei. Drei läßt er sich vorschlagen, zwei sterben, die dritte nimmt er. Er erröthet vor jeder Frau; ist sie schön, so denkt er nur an Gott, der eine so schöne Kreatur geschaffen. Mit dem Sakrament ging er förmlich in Madrid hausiren. Philipp III. wollte das „Mysterium der unbefleckten Empfängniß der Engelkönigin, der heiligsten Maria" zum Dogma erhoben wissen. Seine Kinder mußten ihm nachplappern: „Heilige Maria, empfangen ohne Erbsünde!" . . . .

Mit diesem Karthäuser schlossen die Holländer 1609 einen 12jährigen Waffenstillstand, die Grundlage ihrer anerkannten Stellung in der Welt. Philipp's II. Sohn mußte mit Rebellen auf dem Fuße der Gleichheit verhandeln, „les tenant pour

libres“. In Ostindien erhielten sie freie Schifffahrt in das jetzt spanische Reich des Albuquerque. Dann richteten sie den Kurs nach Westen. Im Jahre 1621 entstand die Westindische Kompagnie; die Holländer nahmen nach und nach Berbice, Curaçao, St. Martin, St. Eustache. Sie besaßen sogar von 1625—1638 portugiesisch Brasilien. Als Portugal wieder selbständig geworden war, schloß es 1641 Frieden mit der Republik, verlor aber Ceylon, Malabar und Coromandel.

Die Theilnahme der Republik am 30jährigen Kriege (1621 bis 48), vortheilhaft als Diversion für die Sache der Gewissensfreiheit, hat die Stellung der Republik befestigt; Holland beherrschte durch Maestricht die Maas und sperrte die Schelde. In Europa existirte Ein freier Staat, so weit der Begriff der Freiheit sich ausgebildet hatte.

Mit Spanien ging es derweilen ins Bodenlose hinab. Kaum war der Waffenstillstand mit Holland geschlossen, als der Kreuzzug gegen die Moriskos eröffnet wurde. Vier Jahre lang ließ Philipp III. sein eigenes Land entvölkern und verwüsten, 600,000 fleißige Menschen austreiben und in Afrika umkommen, den Rest aber jener maurischen Abkömmlinge zu Sklaven erklären. Seit jener Zeit war Spanien aus der Geschichte gestrichen.

Niederland ging in zwei Theile auseinander. Im Süden blieb das alte katholisch-monarchische Ideal herrschend, der alte Glaube, die alte Tradition der Kunst; im Norden entfaltete sich der prüfende Verstand, die kritische Gelehrsamkeit, die Blüthe humanistischer Studien, der wissenschaftliche Ernst des Gedankens und ein völlig neues Kunstprinzip. Hier lehrten und wirkten die großen Philologen: Lipsius, Scaliger, Vossius, Gronovius, Heinsius, Hemsterhuis; zwischen ihnen gründete Hugo Grotius das Völkerrecht und Spinoza seinen genialen ehernen Pantheismus. Die Elzevirischen Ausgaben der Klassiker wetteiferten mit ihren Vorgängern, den Aldinischen zu Venedig.

Froh, einen Theil ihrer „Freiheiten und Privilegien“ und ihrer altgewohnten Behaglichkeit gerettet zu haben, schwammen die Belgier

am Schlepptau der spanisch-habsburgischen Politik, und behielten den Ballast katholischer Erziehung und jesuitischer Einflüsse bis auf unsere Tage. Joseph II. war ihnen zu revolutionär, und die sich einstens für die Gewissensfreiheit erhoben hatten, rebellirten wider die Kabinetsordres der Aufklärung. Die vielgerühmte und vielverkannte Septemberrevolution von 1830 war ohne die ganze Hebelkraft des Klerus unmöglich; die Radikalen gingen dabei auf eine Mesalliance ein; die Papisten erhielten den Löwenantheil.

Holland hatte auch seine theologischen Leiden; dogmatische Zänkereien verquickten sich mit politischer Parteiung. Gomar, ein Calvinist von der strengen Observanz, ein Fanatiker der Prädestination, bekriegte den Arminius und dessen Anhänger, die sich dem milderen Zwinglithum zuneigten. Die denkenden Männer, zugleich die Verfechter des ständischen Republikanismus, waren Arminianer; Moriz, auf cäsarische Demokratie lossteuernd, machte sich zum Anwalt der Fanatiker. Die Synode von Dortrecht, 1618, gab den Ausschlag zu Gunsten der menschlichen Verdammniß, und Moriz, der Held, befleckte seinen Ruhm für ewige Zeiten mit einem Tendenzprozeß und Justizmord! Unter der unsinnigsten Anklage stand der greise Oldenbarneveld vor einem holländischen Blutgericht, und im folgenden Jahre legte der 74jährige Patriot in ruhiger Selbstverleugnung sein Haupt auf den Block. Moriz begnadigte nicht einmal den Mann, dem er nächst seinem Schwerte am Meisten verdankte. Der furchtbare Widerstreit innerhalb der demokratischen Idee erhob schon damals sein Medusenhaupt.

Hugo Grotius, der klassische Latinist, der Historiker der Niederlande, der Gründer des Völkerrechtes, wanderte ins Gefängniß, aus dem ihn seine Gattin in einer Bücherkiste befreite; erst in Schweden fand er die geeignete Stätte für seine eminente Befähigung.

Doch so groß die Wehen, es waren die Wehen der Neuzeit, die Kämpfe und Krämpfe einer höheren Entwicklung — die Brücke zur Vergangenheit lag tief im Abgrunde. Der Thatendrang und die Erwerbslust brachen sich Bahn auf Bahn; die spanische Herrlichkeit in Ost- und Westindien ging vor ihnen zu Scherben; der Holländer wurde Herr über alle Gewürze des fernen Ostens;

er gründete Batavia auf Java, eroberte das Kapland, bemächtigte sich im hohen Norden des Wallfisch- und Häringsfanges, häufte Schätze auf Schätze. Auch das nicht ungestraft. Zu dem Zwiespalt zwischen oranischem Demokratismus und bürgerlichem Republikanismus gesellte sich ein zweiter moderner Konflikt. Die wenigen „Auserwählten“ und die vielen „Berufenen“ bildeten nicht nur religiöse, sondern auch ökonomische Kategorieen. Gerade im Protestantismus bildete sich streng logisch ein popolo grasso und ein popolo minuto heraus. Unerbittlich wie der göttliche Rathschluß, über alle Gnaden- und Existenzmittel verfügend, trat das Hochbürgerthum den niederen Klassen entgegen. Von Holland aus hat es sich der modernen Welt bemächtigt. Das Ende des unvermeidlichen Kampfes ist trotz der Katastrophen zur Stunde nicht abzusehen.

Der typische Ausdruck der Verschiedenheit zwischen Belgien und Holland, zugleich die Markscheide zwischen der erneuten Tradition und dem wagenden Selbstbewußtsein und die Ueberwindung der Renaissance ist in der bildenden Kunst zu suchen, und zwar wesentlich in der Malerei.

Um die Namen Rubens und Rembrandt kreisen zwei Welten; in Rubens allein theilt sich die belgische Welt noch einmal in zwei Hemisphären.

Peter Paul Rubens wurde nach den neuesten Untersuchungen am 29. Juni 1575 geboren, ein Jahr vor der „Genter Pacifikation“, dem vergeblichen Einigungsversuche zwischen dem Norden und dem Süden, zwei Jahre vor dem „Ewigen Edikt“ des Don Juan d'Austria. Da seine Aeltern auf der Flucht waren, kam er in Siegen, also auf oranischem Boden, zur Welt; er ist jedoch zeitlebens zu Antwerpen ansässig gewesen, und trägt durchaus den Charakter dieser von Farnese gewaltsam zurückeroberten Mittelstation zwischen dem Süden und dem Norden, zwischen dem Hofe und der Republik, zwischen Brügge und Amsterdam.

Als Erzherzog Albrecht 1596 zuerst nach Brüssel kam, zählte Rubens 21 Jahre; mit 25 Jahren ging er nach Italien, aus

der Quelle der Renaissance, die ihm sein Lehrer Otto Venius nur dürftig erschlossen hatte, Form und Farbe zu schöpfen, und seine geniale belgische Eigenart auszubilden.

Ganz gewiß gehört Rubens nach Territorium und Gönnerschaft zur Restauration; er ist so vornehm wie ein conservativer Patrizier, durchaus hoffähiger Gentleman. Mehrmals war er Gesandter und vollführte seine Missionen mit elegantem Erfolge. Er besuchte Holland, Spanien und England, kam, malte und siegte. Viele seiner berühmtesten und besten Bilder bewegen sich in der Sphäre des Neokatholizismus; er besaß Schwung und Liebe selbst für die bedenklichste Ekstase. Er malte für die Jesuiten und die neuen Kirchen; für Fürsten und Vornehme dekorirte er Paläste.

„Die Madonna reicht dem heiligen Ildefonso einen Meßornat“ — auf den Seiten stehen Albrecht von Oesterreich und Isabella von Spanien mit ihren Schutzheiligen. Welche kirchliche Feier und religiöse Sammlung — im Belvedere zu Wien! — „Die heilige Therese fleht für die Befreiung der Seelen aus dem Fegfeuer“ — wie inbrünstig antiprotestantisch — in der Akademie zu Antwerpen! — „Himmelfahrt der Jungfrau“ — im Belvedere zu Wien — wie selig verklärt rauscht die Mutter Gottes gen Himmel, welch' inniges Aufströmen der dichten Engelschaaren!

„Die Aufrichtung des Kreuzes“ und „die Kreuzabnahme“ in der Kathedrale zu Antwerpen gehören zu den großartigsten Passionsbildern; aber schon thut sich ein gewaltiger Zug bewegter Menschlichkeit kund; wir gewahren bald eben so viel Historie als Passion; der Maler steht wie Michel Angelo „über der erstaunten Welt“. Bald tritt im bedenklichsten Stoffe der entschiedenste historische Styl auf, so in „Loyola, der Teufel austreibt“ und im „heil. Xaver, der einen Todten erweckt“ (Beide im Belvedere). Ganz unverfänglich, auch im Stoffe, ist der „heil. Ambrosius“, der dem Schlächter Theodosius den Eintritt in die Kirche zu Mailand wehrt (Belvedere).

Eine wahrhaft dramatische Scene bildet „Simson und Delila“ zu München; ein Stück Epos ist die dortige „Amazonenschlacht“, eine der großartigsten Kompositionen der Malerei überhaupt. Wie

wonniglich harmlos blühen die „Töchter des Kekrops“ (Galerie Liechtenstein zu Wien)! Alte oder neue Mythologie, heidnisch oder christlich, das scheint dem gewaltigen Schöpfer ganz gleich zu gelten. Die „Venusfeier auf Cythere“ im Belvedere ist so innig empfunden, so warm gegeben, wie die „heil. Jungfrauen“ nebst Gefolge in der Jakobs- und Augustinerkirche zu Antwerpen.

Welcher Shakespeare in sechs Akten ist der „Decius Mus“ bei Liechtenstein in Wien! Wie sprudelt hier dramatisches Leben, wie ergreift und bewältigt die Form hier den spröden Stoff! Und welche Galerie von Charakterköpfen, lebendigen Zeugen von des Künstlers und der Zeit Leben, ist von Rubens Hand gemalt worden! Sein Pinsel wird da zum Meißel. Wer kennt nicht seine Selbstporträtirungen, oder die „Helene Fourment“ im Belvedere, oder das Kleeblatt: Hugo Grotius, Justus Lipsius und Rubens im Palast Pitti zu Florenz!

Die Thierwelt malte der große Meister mit nie dagewesener Virtuosität; die Bestien auf den „Vier Flußgöttern“ des Belvedere sind wahrhaft ethnographische Charaktere. Sein Schüler Snyders sah ihm die klassischen Jagdbilder ab. Die ganze Außenwelt, Erde, Wasser, Luft, Himmel, Bäume, Blitz, Sonnenschein und Regen, die Natur als Leben für sich, als tönende Harfe der Stimmung, auch sie wußte Rubens zu fassen; er, der Darsteller des Gewesenen wie des Daseienden.

Ganz gewiß wurde Rubens den Trägern der Restauration dienstbar; aber den Stoff der Tradition hat er mit seiner eigenen geistigen Kraft durchdrungen und aus den entlegensten Gebieten der Idiosynkrasie ins Allgemeinverständliche erhoben. Nie hat ein Künstler die Form beherrscht, gleich ihm; nie flossen einem Gestalten und Gruppen aus der Hand, wie ihm; nie quoll das wärmste Leben so aus einem Pinsel, wie aus dem seinigen — meinte doch der sanfte Guido Reni, der müsse mit Blut malen!

Aber die Rubens'sche Freiheit ist doch nur die Freiheit der Form; der freieste Geist kann sich auch frei davon halten, einen neuen Inhalt zu ergreifen.

Paul Rembrandt von Ryn wurde 1606 auf einer Windmühle bei Leyden geboren, drei Jahre vor dem 12jährigen Waffenstillstande zwischen Holland und Spanien. Er war von Haus aus Republikaner; als Kind erlebte er die Katastrophe Oldenbarneveld; als er 42 Jahre zählte, wurde der 30jährige Krieg geschlossen und der holländische Freistaat von ganz Europa anerkannt. Der 80jährige Kampf um die höchsten Güter endete mit dem vollsten Triumpfe der guten Sache. Wie ein protestantischer Republikaner hat Rembrandt komponirt, gemalt, radirt.

Auf Grund der Selbstvermittelung die bürgerliche Freiheit: das ist die neue Weltanschauung, das bietet den neuen Inhalt für Gedanke und Gedicht. Die Poesie, die Kunst überhaupt, hat kein exklusives, kein transcendentes Gebiet mehr, sie darf „Alles was sie will verschönen“: die Wissenschaft, die Natur, vor Allem das bürgerliche und häusliche Leben. Was der Mensch treibt, was ihn freut, was ihn drückt, was ihn umgibt, Alles verdient den Glorienschein der Kunst, — die Erde ist heilig gesprochen. Der conventionelle Nimbus muß Allem abgestreift, die Zerstörung des Privilegiums überall vollzogen werden. Und das hat Rembrandt freien Muthes vollbracht; er hat nivellirt wie Keiner, wie Keiner hat er das irdische Dasein poetisirt.

Die Wissenschaft der Anatomie, erst hundert Jahre alt, diese Erzfeindin alles Aberglaubens über den Menschen, ist für Rembrandt ein poetischer Gegenstand; er malt mit gewissenhafter Porträttreue den „Nikolaus Tulp“, wie er vor seinem Auditorium einen Leichnam zerlegt (Museum im Haag). Die Schützengilde von Amsterdam, das wehrhafte Volk, rüstet sich nächtens zum Auszuge; Licht und Schatten führen den großen Wettstreit auf der sog. „Nachtwache“ (Museum zu Amsterdam); das Phantasma, Rembrandt's letztes Mysterium, spielt wunderbar um die realistisch-derben Gestalten dieses größten seiner historischen Werke.

Die Persönlichkeit des mächtigen Volkstribunen spricht aus dem „Moses“ zu Berlin, wie er die Gesetztafeln zerbrechen will. Die Poesie höchster Leidenschaft grollt, wie in Shakespeare's Faulconbridge und Percy in „Simson, der seinen Schwiegervater bedroht“, fälschlich „der Herzog von Geldern“ genannt (Berlin).

„Simson's Blendung“ (beim Grafen Schönborn zu Wien) ist der Triumpf der Bosheit und des Verraths über das Große und Tapfere; „gräßlich“, immerhin, aber erschütternd, wie eine Scene aus „Macbeth“ oder „Lear“.

Rembrandt's Christologie ist der entschiedenste Protest wider die übermenschliche Einzigkeit der Personen und Ereignisse; Alles zwingt der Künstler in die Gattung herab. In seinen wundersamen Landschaften mit Heiligengeschichten bewegt sich, wie man sagt, „Gesindel“; seine „Kreuzabnahme“ bei Schönborn ist nichts als die Abnahme eines Gehängten vom Galgen. Seine „Madonna“ ist ein säugendes Weib aus dem Volk.

Geht der Künstler mit der antiken Mythe etwa schonender um? Bei Leibe, nein! Man betrachte „Venus und Endymion“ bei Liechtenstein! Venus ist eine holländische Bäuerin, Endymion ein Wassergeuse; der Geuse ist vor der Trine in die Kniee gesunken. Der „Ganymed“ zu Dresden ist ein wundervoll gemaltes Pasquill auf die griechische Fabel.

Alle Renaissance-Flausen werden uns mit dem Malerstock ausgeklopft, mit der Radirnadel gestochen. Mein Museum, scheint der Maler zu sagen, ist eine Gerümpelkammer, meine Ideale laufen auf der Gasse umher. Greift nur hinein ins volle Leben; wo Ihr es packt, ist's wo nicht schön, doch interessant!

Correggio nahm das Clair-Obscür aus der Lionardo'schen Verlassenschaft, und hüllte seine wachsende Formlosigkeit in diesen Zaubermantel; die durchleuchteten Schatten und das schattige Licht verbargen bei ihm den Mangel des Lineaments und der bedeutsamen Züge. Erst die Holländer erhoben das Clair-Obscür zum Ausdrucksmittel einer neuen Lebensanschauung und Darstellung; Lukas van Leyden sowohl als der italianisirende Schoreel führten dieses Prinzip ein; Franz Hals, der Porträtist, wie Adam Elzheimer, der an der Spitze der holländischen Kolonie zu Rom malte, bildeten es weiter aus. Rembrandt, der die Blüthe des ganzen Holländerthums ausdrückt, bedarf des Helldunkels zur Vollendung seines reichen und tiefen Kolorits; aus den dunkeln Gründen des Ich erschließt sich bei ihm das Licht der Freiheit. Das Helldunkel ist ihm die Folie des Charakters, der

Ton, den er auf das Individuelle legt. Erst hier bricht der selbstwillige Mensch durch die Nacht der Autorität und der Gebundenheit.

Gewiß wußte Rubens das Leiden und die Leidenschaft zu malen; aber er liebte das Nackte; hauptsächlich war es die Umgebung des Duldenden, welche die Wirkung des Leidens ausdrückte; der Schmerz verflüchtigte sich — es war noch Renaissance, Nachwirkung der Plastik. Rembrandt dagegen bekleidet seine Figuren, schließt das Licht ab, concentrirt Alles auf den geistigen Ein- und Ausdruck. Und wie schlagend paßt dieser Unterschied zu den Schicksalen beider Künstler und ihrer Völker!

Rubens' großartige Schaustücke entsprechen der glänzenden Laufbahn des wohlhabenden, zuletzt steinreichen Mannes. Rembrandt malte die berühmte „Nachtwache“ zu Amsterdam, als ihm seine Sammlungen, seine Werke und seine ganze Habe vergantet wurden. „Der Segen Jakob's“ entstand, als ihm sein Sohn Titus starb.

Rembrandt der Mann reift mit den Geschicken seines Landes der Vollkommenheit und Ruhe entgegen; seine intimen Bilder sind die wahren Trophäen der siegreichen Republik. Der Sinn für stilles Glück und selige Häuslichkeit, der „Familismus“ geht durch sein ganzes Künstlerleben, durch Gemälde und Radirungen hindurch: mehr als 30 mal hat er sich selbst porträtirt; wie oft die schöne Saskia, seine Geliebte und Hausfrau, wie oft seine würdige Mutter! Als ihm der Stern der Liebe aufging, 1633, malte er die Saskia van Ulenborgh reich als Braut geschmückt (Kassel), später die junge Frau auf seinem Schooße mit dem Champagnerglase (Dresden). Die Weihe seiner höchsten Kunst ruht auf der sog. „Judenbraut“ bei Lanckoronski zu Wien. Als Saskia 1642 gestorben war, vertiefte sich sein Wesen ganz ins Objektive; die satteste Färbung im zauberhaftesten Helldunkel diente der „heil. Familie“ (des „Holzhauers“, zu Kassel) als würdigster Schmuck. „Vertumnus und Pomona“, die Alte mit dem Pomeranzen-Mädchen (auf dem Hradschin zu Prag) erreichte die Höhe vollkommener Lieblichkeit. Die Landschaften endlich, reinste Spiegel seelischer Stimmung, gipfelten in der unübertrefflichen „Gewitterlandschaft“ zu Braunschweig.

Für eine kleine Weile verfinstert sich Rembrandt's harmonisch-goldige Färbung; es entsteht die bekannte „Schwarzmalerei", die eigentlich farblos ist. Dann aber verabschiedet sich der Genius im langen erquickenden Abendsonnenglanz, und wieder und immer wieder ist es die Apotheose der intimen Häuslichkeit, der Werth und die Würde des Bürgers und seiner Genossin, welche der alte Republikaner feiert, als wollte er sagen: das ist der ideale Kern der Freiheitsbewegung! So krönen das „Familienbild" zu Braunschweig und die zweite „Judenbraut" zu Amsterdam mit dem Selbstporträt des 60jährigen Malers im Belvedere die glorreiche Laufbahn des ersten modernen Künstlers. Und wie uns die neueste Forschung verräth, sind das „Familienbild" sammt der „Judenbraut" nichts als Rembrandt mit seiner zweiten Frau: der Spätfrühling seines Lebens.

Rubens blieb immer Idealist, oder wenn man will Klassiker; er verallgemeinerte, selbst die Materie in ihrer Handgreiflichkeit wurde ihm typisch. Es ist daher begreiflich, daß er nur zwei Genremaler hervorbrachte, den älteren und den jüngeren Teniers. Rembrandt's Einwirkung auf die Darsteller der realen Details ist dagegen unendlich; theils durch ihn gebildet, theils von ihm beeinflußt, erscheint am holländischen Himmel jene Plejade von Genremalern, die grade dort anfangen, wo die Italiener den Pinsel weggeworfen hatten. Wo die Bassano und Albani aufhören, da erheben sich die Nordniederländer zur Vollendung: die Gerard Dow, Terburg, Gabriel Metsu, Franz Mieris, Adrian van Ostade, Adrian Brouwer, Jan Steen.

Diese Genremalerei in all' ihrer Realistik, ja oft Materialistik, ist der Idealismus der neuen Welt, die Anerkennung des sog. „gemeinen" Lebens, die Feier der Familie, der Lustbarkeit, der Küche. Da ist Jeder ein Held, Alles wichtig, der Alltag ein Sonntag. Es ist die Verkündigung der bürgerlichen Menschheit, der Absagebrief an alle Abstraktion und Transcendenz, die Apotheose der täglichen Wirklichkeit. Das Leben ist Thätigkeit und Genuß; „Tages Arbeit, Abends Gäste"; die Errungenschaft der Geusen im Spiegel der Kunst. Und daß Paul Rembrandt einer der

größten unter den Aposteln dieses Evangeliums gewesen, das ist seine Unsterblichkeit.

In scheinbarer Meeresstille einer Uebergangszeit sinnt der verstimmte Menschengeist auf allerhand „Weltanschauungen"; um sich zu entlangweilen, greift er auf Aeltestes und Fernstes zurück, und proklamirt es als das Allerneueste. Das Trostlose selbst wird solchem Geschlechte zum Trost, weil es ihm „originell" erscheint.

Wer sich aber die ungleich größere Mühe geben will, dem Zusammenhang der verflossenen Dinge nachzudenken, der wird das Kaleidoskop der „Weltanschauungen" bald in die Ecke stellen. Er wird so freudig überrascht und so innig befriedigt sein durch die Wahrnehmung der tiefsten Verkettung der Realität mit dem freiesten Gedanken, der Identität der politischen, religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Thatsachen, daß ihn die Idee einer normalen, wenn auch nicht geradlinigten Entwicklung für immer gefesselt hält, und daß er weder Zeit noch Raum für den Dilettantismus der „Systeme" findet. Vielleicht verwebt er sogar die auftauchenden und verplatzenden Blasen spekulativer Einfälle in den großen allgemeinen Gang der Dinge.

Zum Wenigsten wird er gestehen, daß es recht hübsch und passend von jenen Malern war, die Bedeutung aller Kämpfe und Nöthen, alles Jammers und Elendes, aller Schaffotte und Schlachtfelder, so bewunderungswürdig zu resumiren; und er wird es am Ende jenen Niederländern nach 80jährigem Kriege vergönnen, daß sie sich an der Pracht und dem Reize der zahllosen Meisterwerke erquickten, die heute noch kein gesundes Auge erblickt, ohne daß sich ein gesundes Herz seines Schlages erfreut.

Auf niederländischem Boden ist die Freiheit des ächt reformatorischen Bewußtseins in volle Blüthe ausgeschlagen.

Das ließe sich nun bei etwas gutem Willen aus der Geschichte der Niederlande im 16. Jahrhundert lernen; ein so mächtiger

Kulturfaktor war jenes „kleine Königreich, das in der Nähe von Lille liegt“, wie sich Herr Armand Marrast, olim Präsident der französischen Nationalversammlung, einmal so pittoresk ausdrückte; ce pays creux, jenes „Hohlland“, an dessen geologischer Nichtigkeit sich Herr Le Masson, der Verfasser der „Natürlichen Gränzen“ so siegesgewiß delektirte. Lille aber liegt eigentlich in Flandern, und „Hohlland“ hat die Hohlheit der Universal- und Militärmonarchieen dargethan; es war der Küstenstrich, auf dem sich der Leuchtthurm der Freiheit im Fluthengewoge der brutalen Gewalt entzündete.

Als die gedrängten Niederländer nirgends Hülfe finden konnten, als England wie Frankreich jedem Rufe taub blieben, rief der Oranier aus: „Laßt uns die Mühlen verbrennen, und die Deiche durchstechen, damit der Feind unser Vaterland wenigstens nur als Wüste finde; wir aber wollen zu Schiffe steigen mit Weib und Kind, und uns eine neue Heimath suchen.“ Es ist anders gekommen, nur die Freiheit hat sich eingeschifft, und sich draußen neue Stätten, Kolonieen gegründet.

Von der holländischen Küste stieß hundert Jahre später der Urenkel Wilhelm's von Oranien ab; am Maste seines Admiralschiffes wehte die Inschrift: „Für die protestantische Religion und die Freiheit Englands“! Neben dem zweiten Wilhelm stand damals der größte Denker der Zeit, John Locke. Sie fuhren nach England, eine Krone zu stehlen, die Freiheit Europas zu retten, und den gekrönten Komödianten von Versailles zu verderben.

Und wieder hundert Jahre später segelte die Freiheit nach dem transatlantischen Kontinent, um von den Neuengland-Staaten aus die föderirte Republik als Weltmacht zu gründen. Das Echo hallte in Frankreich wieder und erschütterte Europa.

Aus den nordamerikanischen Druckerpressen kommen seit etlichen Dezennien bedeutende und bedeutsame Geschichtswerke erzählender und philosophischer Art. Es sei uns gestattet, nur zweier zu erwähnen, die sich auf das 16. Jahrhundert beziehen: Prescott: „Geschichte der Regierung Philipp's II.“ und Lothrop Motley: „Geschichte der Gründung der Republik der Vereinigten Provinzen“. Das Eine ruhig und vorsichtig abwägend, im Bewußtsein unan-

tastbarer Errungenschaften übergerecht gegen den Eremiten der Schlackenburg; das Andere frisch und jugendlich, wie von Schiller'schem Geiste angehaucht. Was wollen diese Yankees an der Küste der Nordsee, was haben sie in den Archiven von Brüssel und Madrid zu suchen?

Was sie suchten? den Ursprung ihrer eigenen Größe und Macht, die Wiege ihrer eigenen Freiheit, die etwas Anderes auf sich hat als die Wiege Karl's V. Was sie wollten? die Dünen des deutschen Meeres ehrfurchtsvoll begrüßen, von denen noch in unseren Tagen der Wogenschlag hinüberprallte, mächtig genug, um das schwarze Brandmal der großen Republik wegzuwaschen.

Edgar Quinet, der ethische Politiker, schloß einst eine seiner brillanten Vorreden mit dem Ausruf: „Gebt mir ein Atom Sittlichkeit, und ich werde die Welt neu aufbauen!"

Wohlan, Niederland ist im 16. Jahrhundert jenes sittliche Atom gewesen, mit welchem der Genius unseres Geschlechtes seit drei Jahrhunderten am Neubau der Menschheit arbeitet . . . . . .

VIII.

Calvin und die Hugenotten in Frankreich.

Die Lage Frankreichs beim Ausbruch der Bewegung. — Glänzendes Horoskop. — Die Widersprüche: Franz I., Margarethe von Navarra, Clément Marot. — Rabelais und Calvin; der satyrische Materialist und der finstere Theokrat. — Calvin's Leben und System. Castellio. Servet. — Unmöglichkeit des Calvinismus in Frankreich. —

Heinrich II. und Katharina von Medici. — Die Guisen. — Franz II. und Maria Stuart. — Die Châtillons und die Bourbons. — Der Streich von Amboise und der Streich von Orleans. — Katharine Regentin. — Die calvinistische Kirchenordnung. — Die schöne Literatur: Ronsard, Jodelle. — Die acht Religionskriege. Erster Krieg: Franz Guise ermordet. Edikt von Amboise. Spanische Tendenzen. — Zweiter Krieg; „hinkender Frieden". — Dritter Krieg: höchster Fanatismus. Condé und der Coup de Jarnac. Frieden zu St. Germain. — Die Bluthochzeit. — Vierter Krieg: die „Politiker". — Fünfter Krieg: Heinrich von Navarra erscheint. Frieden von Beaulieu, günstige Bedingungen für die Hugenotten. — Heinrich III. und die Ligue. — Sechster Krieg; siebenter Krieg. — Die liguistisch-spanische Politik, der achte Krieg und die Pariser Revolution. — Ermordung Heinrich's von Guise und seines Bruders. — Das Toben der öffentlichen Meinung. — Paris belagert. Heinrich von Navarra's Manifest. — Jacques Clément. — Eine Parallele. Ursprung des französischen Fanatismus. — Ausgang des Krieges. Heinrich IV. katholisch. — Heinrich's Charakter, Umgebung und Regierungsthaten. — Auflösung des Calvinismus. Die „Satyre Ménippée". — Heinrich's IV. Ende. — Der Tyrannenmord. — Der Jesuitismus und die rationelle Politik. — Franz Hotman. — Die Vindiciae contra tyrannos. — Jean Bodin: de republica. Montaigne, der erste Freidenker. Sein Leben, sein Gedankengang in den „Essais". — Etienne de la Boétie, der jugendliche Republikaner.

Man kann nicht sagen, daß es in Frankreich mit der Reformation nicht Ernst gewesen sei. Der Bürgerkrieg um des Glaubens Willen hat dort 32 Jahre gedauert (1562—1594); unzählige

Opfer sind gefallen, im Kriege, unter dem Mordstahl, auf dem Scheiterhaufen; überlegene Geister und große Herzen gaben sich in den Dienst der neuen Idee; die Chancen der Reform standen lange Zeit außerordentlich günstig, bisweilen glänzend. Und dennoch war der Ausgang kaum ein anderer als in Italien: die äußerliche Vernichtung des Protestantismus, sein Verschwinden aus der sichtbaren Entwicklung. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Kampf in Frankreich ein welthistorischer war, der unser höchstes Interesse erregt, und daß der reformatorische Gedanke nicht ungestraft ins innerste Bewußtsein der Nation zurückgedrängt wurde. Es ist ein längst populär gewordenes Axiom der Geschichtswissenschaft: Die französische Revolution ist die zurückgetretene Reformation.

Frankreich befand sich beim Ausbruche der großen italienisch-deutschen Doppelbewegung in ungleich besserer Lage und Verfassung als das östliche Nachbarreich. Die feudale Zersplitterung war schon zu einem gewissen Theile bewältigt, die Dauphiné schon durch den ersten Valois Philipp VI. ans Centrum gefesselt; der 100jährige Erbfolgekrieg mit England im nationalen Sinne erledigt; Karl der Kühne besiegt, Burgund und die Provence durch Ludwig XI. eingeheimst; die Bretagne unter Karl VIII. mit der Krone vereinigt.

Auf die Kompression im Innern folgte seit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine kriegerisch-ritterliche Expansion nach Außen. Der kleine, verwachsene, häßliche Karl VIII. richtete seit 1494 seine großen Augen auf Italien. Ludwig XII., seit 1498 sein Nachfolger an der Krone, folgte ihm auch auf der Heerstraße nach jenseits der Alpen. Er brachte klassische Beute aus dem klassischen Lande heim und zog italienische Gelehrte und Künstler an seinen Hof, so den Baumeister Fra Giocondo. Das herrliche Doppelmonument der beiden Kardinäle von Amboise zu Rouen, welches die Einwirkung der Frührenaissance deutlich verräth, entstand noch unter seiner Regierung durch Roullant de Roux.

Franz I., seit 1515 Ludwig's Nachfolger, war eine stattliche Figur, ein Mann von Geschmack; an seinem Hofe herrschte die Renaissance unausgesetzt, und eine lange Weile die größte Freiheit

der religiösen Meinungen. Hing es doch an einem Haare, daß Melanchthon offiziell nach Paris berufen wurde, um dem allgemeinen reformatorischen Drange die kirchliche Form zu geben! Renaissance und Reform schienen sich die Hände reichen zu wollen, und das lebhafte, geistreiche Volk der Franzosen, allgemeinen Ideen wie dem Geschmack stets zugänglich, mit dem Muthe zur That und der Kunst des savoir faire gleichmäßig ausgerüstet, dazu erkoren, die Doppelidee des Jahrhunderts zu verwirklichen.

Auch an Vorgeschichten und Vorbereitungen zur kirchlichen Revolte hatte es in Frankreich wahrlich nicht gefehlt. Peter Waldus stammte aus Lyon. Von allen Scholastikern proklamirte Peter Abälard einzig die Vernunft als das Kriterium in dogmatischen Dingen. Im südlichen Frankreich erfuhren die Albigenser zuerst die heilige Wuth der bedrohten Kirche. Auch durch die Literatur zog sich die spitzigste Opposition gegen das Unwesen des Klerus. Die Fabliaux sind voll solcher Züge. Graf Thibaut von der Champagne, der selbst den Kreuzzug wider die Ketzerei mitgemacht hatte, sang also:

„Es gibt der Pfaffen, welche Reden halten,
Um Krieg zu führen, Menschen zu erschlagen;
Wie können sie von Gott zu reden wagen?
Das Haupt ist's das die Glieder bringt zu Schmerzen."

Das Haupt ist der Papst. Und wie donnert zur selben Zeit Guiot de Provins in seiner „Bibel", ein Jahrhundert vor Dante:

„Ha! Rom! Rom!
Du wirst noch tödten manchen Mann.
Du tödtest uns jedweden Tag,
Drob Christenheit umkehren mag.
All' ist verloren und verronnen,
Seit die Kardinäl' sind gekommen."

Und wie zündete erst der flandrische „Isengrim" und der Reinardus vulpes bei den französischen Dichtern des 13. und 14. Jahrhunderts!

Aber Frankreich ist auch das Land der Widersprüche. Nicht nur widersprachen sich Renaissance und Reform, sondern die geistigen Richtungen widersprachen den praktischen Tendenzen, die Personen geriethen mit sich selbst in Widerspruch. Alle Strebungen löſten

sich in Atome auf, jegliche Freiheit zerbröckelte, und zuletzt war in dem allgemeinen Chaos die einzige Idee — die Gewalt!

Betrachten wir den „ritterlichen" Franz selbst! Karl V. befand sich im Gegensatze zur Zeitströmung; sein Kalkül ging immer aufs Dämmen und Abfangen; nur machten ihm der Lauf der Welt und die Unberechenbarkeit der Personen einmal über das andere Striche durch die Rechnung. Das ganze Thun und Treiben Franzens aber hebt sich selbst auf. 1515 kam er zur Regierung; im September desselben Jahres gewann er die Schlacht bei Marignano, Mailand war sein. 1522 war er über die Alpen zurückgeworfen, hauptsächlich, weil der Connetable von Bourbon, Karl von Montpensier, zu Karl V. übergegangen war, und diesem sein Feldherrntalent zur Verfügung gestellt hatte. Warum? Franzens Mutter, die häßliche ausschweifende Luise von Savoyen, war die mächtigste Person in Frankreich und dominirte den sonst so eigenwilligen König. Luise hatte Karl von Bourbon zum Connetable, zur höchsten militärischen Würde in Frankreich erhoben; sie wollte ihn aber auch heirathen, wozu der Connetable keine Lust verspürte. Sie verfolgte ihn also; Karl V. aber lockte ihn mit seiner Schwester Eleonora, einem höchsten Amte der Krone Spanien und der Fata Morgana eines Königreichs Dauphiné und Provence. — Als Mailand verloren war, besonders weil die Truppen kein Geld erhalten, und die Mailänder ausgesogen worden, ließ Franz seinen Intendanten der Finanzen, Semblançay, hinrichten; dieser aber hatte die nach Mailand bestimmten 400,000 Thaler der Luise von Savoyen verabfolgt!

1525 erfolgte die Schlacht bei Pavia; der Connetable schlug seine Landsleute, Franz wurde gefangen und nach Madrid gebracht. Der Connetable nahm auch Rom im Jahre 1527 mit stürmender Hand, fiel aber auf der Bresche. Die Franzosen erblickten darin ein Gottesgericht über seinen Vaterlandsverrath, und die Erfüllung dessen, was der sterbende Ritter Bayard im Jahre 1524 dem Bourbon gesagt hatte.

Franz rief nach Pavia aus: tout est perdu fors l'honneur! Aber zu Madrid ließ er auch diese Ehre, als er, um seine Freiheit wieder zu erlangen, mit seinem königlichen Worte die Verzicht-

leistung auf Mailand bekräftigte, unter dem geheimen Vorbehalt, seinen Eid nicht zu halten. Der historische Jesuitismus war damals noch ein Embryo.

Als Franz nun auch noch den Seehelden Andreas Doria von Genua durch Anmaßung und Beleidigung ins kaiserliche Lager hinüber trieb, war ihm Ober- wie Unteritalien für immer verschlossen.

Franz lieh, wie gesagt, der Reform ein Ohr; im französischen Königthum ist das Streben, die päpstliche Macht in Schranken zu halten, gleichsam erblich; die Katholizität hat dort regelmäßig ihre Gränze an den Uebergriffen der Curie. Man erinnere sich nur der schroffen Stellung, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts Philipp der Schöne gegen Bonifaz VIII. einnahm! Gegen Ende des 14. Jahrhunderts drangen französische Kirchenlichter, ein Gerson, Nikolaus von Clemangis und Pierre d'Ailly auf die Kirchenreform, verlangten ein allgemeines Konzil und eiferten gegen die Unfehlbarkeit des Papstes. Die Beschlüsse des Basler Konzils im 15. Jahrhundert erlangten nur durch eine mildernde pragmatische Sanktion Geltung in Frankreich. Noch unter Ludwig XII., im Jahre 1570, sprach sich das Nationalkonzil von Tours reformatorisch genug aus. Franz stiftete die neue Pariser Universität, das Collége de France, und scheute sich gar nicht, dort Protestanten anzustellen. Seine Schwester, Margarethe von Valois, Königin von Navarra, die Großmutter Heinrichs IV., die mit Hülfe Beza's ihr kleines Land reformirte, bei der Clément Marot, der Psalmenübersetzer, Kammerdiener war, gab ihm den Gedanken ein, den Melanchthon nach Paris zu rufen.

Die Spannung der Geister zu Paris war aufs Aeußerste gediehen. Die Selbstgewißheit der katholischen Pfaffen ging bis ins Hochkomische; die Autoritäten der Wissenschaft lagen sich in den Haaren. Ein Geistlicher Namens Valéry exkommunizirte den Wein, der ihm nicht schmeckte, nebst dem Faß und dem Weinberg dazu; er verfluchte die Wagen, die ihm auf der Straße in den Weg kamen. Franzens Gefangenschaft wurde von der Kanzel herab als Strafe der Ketzerei ausgeschrieen; die Königin von Navarra auf der Bühne als Furie dargestellt; die Sorbonne verdammte ihr Buch: „Spiegel der sündigen Seele". Die alte

Universität widersprach, die Schauspieler wurden bestraft. Clément Marot, der im Châtelet, der Ketzerei angeklagt, gefangen saß, ward vom Könige in Freiheit gesetzt. Es schien nur ein „kühner Griff" zu fehlen.

Aber statt Melanchthon's kam ein Autodafé; 1535 frischte man die alten Ketzergesetze auf: sechs glaubensstarke Männer wurden auf einmal verbrannt, und der ganze Hof wohnte in corpore und Galla bei. Später zog Franz wieder mildere Saiten auf, er wollte die deutschen Protestanten nicht vor den Kopf stoßen; gebot es ihm seine Politik, so that er auch freundlich mit den Muselmännern. Aber Mailand und die Rücksicht auf den Papst machten ihn immer wieder gut katholisch. Endlich drückte sich Franz durch die Verfolgung der Waldenser an den Gränzen der Provence selbst das Brandmal auf. Die gräßlichen Scenen von Cabrières, 1546, waren das Vorspiel der Bartholomäusnacht.

Für die Renaissance der Kunst war Franz leidenschaftlich thätig. Gleich im Anfang seiner Regierung ließ er den Lionardo da Vinci an seinen Hof kommen — nach einem ästhetischen Mythus starb sogar der große Florentiner in den Armen des gekrönten Mäcen. Franz berief auch den Andrea del Sarto, dessen liebliche Carità im Louvre hängt. Endlich beorderte er den Tausendsasa Benvenuto Cellini nach Fontainebleau, und die Franzosen staunten die ciselirten Dekorationen weidlich an. Die mittelalterliche Baukunst in Frankreich schmückte sich mit Renaissance-Motiven, wie an dem alten Schlosse zu Chambord. Der neue elegante Styl versuchte sich an den Palästen zu Blois und Fontainebleau. Zur Ausschmückung des letztern trat ein ganzes Consortium von bildenden Künstlern zusammen; an ihrer Spitze stand Francesco Primaticcio, der auf Giulio Romano's Wegen wandelte; Franzosen arbeiteten unter der Leitung von Italienern. Aus dieser sog. „Schule von Fontainebleau" ging Jean Goujon hervor, der gefühlig-zarte Plastiker, der Uebergang zum spätern Studirt-Gezierten. Ein französischer Architekt, Pierre Lescot, begann 1541 die Westfaçade des Louvre, auf welche 1549 das Hôtel de Ville, der Palast der Revolutionen, folgte.

Eine ganz eigenartige Kunst meldete sich in den beiden Clouets.

Jean Clouet, der Vater, malte den König selbst; sein viel bedeutenderer Sohn, François Clouet, genannt Janet, weist sogar auf die klassische Einfachheit des deutschen Hans Holbein hin.

Die Pflege der humanistischen Studien ließ sich Franz sehr angelegen sein. Faber von Etaples leuchtete unter den Hellenisten, die den Aristoteles erklärten. Johann Laskaris lehrte eifrig das Griechische; Pierre Duchâtel, den man mit Melanchthon verglich, war Franzens Stolz. Den gelehrten Humbug Julius Cäsar Scaliger zog der König nach Paris und ließ ihn naturalisiren. Der Lexikograph Robert Stephanus war sein Günstling, und vor dessen Sohn Heinrich, der eine Fülle von Geist mit großen Kenntnissen verband, hatte er solchen Respekt, daß er ihn beim Korrekturlesen nicht stören wollte. Den Generalspaßvogel Rabelais, der die Pfaffheit beständig verhöhnte, nahm Franz persönlich gegen die Verfolgung in Schutz.

Aber den Mordbefehl des Parlaments von Aix gegen die Waldenser hieß der erleuchtete Monarch gut. 22 Ortschaften wurden niedergebrannt, Männer, Weiber, Kinder, Greise erbarmungslos gemordet. In Cabrières allein fielen 700 Männer, die Frauen verbrannte man in einer Scheune. Die Wälder riß man um, die Gärten auf. Die Gesammtzahl der Opfer belief sich auf 4000; der Rest wanderte auf die Galeeren. Und grade zu dieser Zeit, 1546, hetzte Franz die Schmalkaldener gegen Karl V.!

Welches Chaos von Widersprüchen! Auch Frankreich war zu neuem Leben erwacht; Luther's Wort fand sein Echo. Die Kunst, die Wissenschaft und das Gewissen kündigten eine neue Aera an. Die beobachtende Naturkunde regte sich; die ersten Aerzte der christlichen Welt traten auf, ein Vidius, Gautier, André Vésale, der Anatom. In den Rechtsschulen entfaltete sich ein gedeihliches Leben; die ganze gelehrte Welt kannte Bourges, Orleans, Dijon; die Juristen griffen auf das Recht der römischen Republik zurück. Bei den Gerichtshöfen wurde französisch geredet. Calvin und Beza schrieben französisch, wie Luther und Hutten deutsch, für's Volk.

Alles vergebens. Die maßgebende königliche Gewalt legte ihr Veto ein. Der „ritterliche" Franz starb als gläubiger Menschen-

schlächter; mit ihm begann der Verfall des Landes. Der ehrwürdige Fénélon konnte später von ihm sagen: „Franz hinterließ ein zu Grunde gerichtetes Volk, eine verkäufliche Justiz, einen entflammenden Bürgerkrieg, einen Hof mit galanten Damen, und einen verkümmerten Staat.“

Und wie ging das zu? Franz war ohne jeglichen sittlichen Ernst. Der moderne Dichter hat es in aller Schroffheit seiner Manier kurz ausgesprochen: Le Roi s'amuse!

Und nicht König Franz allein amusirte sich. Auch seine reformatorische Schwester Margarethe, die Königin von Navarra, wußte zu leben. Sie verfaßte nicht nur den „Spiegel der sündigen Seele“, sondern auch das „Heptameron“, eine Nachahmung des Decameron von Boccaccio, und sie rühmte sich, darin „alle Possen gesammelt“ zu haben, „die von den Weibern ihren Liebhabern und Männern gespielt worden“. La princesse s'amuse.

Und auch Clément Marot, der Psalmensänger, that desselbigen gleichen. Der Poet der französischen Reformation, geboren im Jahre 1466, debütirte mit 15 Jahren bei den Enfants sans souci, den „alleweil fidelen Burschen“, einer Art Fastnachtsbande. Auch als Page am Hofe der Margarethe ließ er sich nichts abgehen; am Hofe des Königs war Alles sans souci. Bei der Renata von Este zu Ferrara, der Tochter Ludwig's XII., der es heiliger Ernst mit der Reformation war — auch Calvin hielt sich eine kurze Zeit bei ihr auf — wurde Marot Protestant. Als der Einfluß dieser Frau, die wie kaum eine zweite die jesuitische Reaktion im leidvollen Herzen empfand, aufgehört hatte, sehen wir Marot zu Lyon wieder katholisch werden. Zu Genf thut es ihm der calvinische Sanhedrin abermals an, und Marot wird zum andern Male Protestant. Hier übersetzte er die Psalmen, in seiner Version wurden sie bis in die Vorstädte von Paris hinein gesungen; aber die Eklogen Virgil's und die Metamorphosen Ovid's übertrug er unstreitig besser. Aus Genf ward der Psalmist, wie man hätte voraussagen können, wegen „Sittenlosigkeit“ verwiesen; er starb 1544 zu Turin. Marot war, wie aus dieser Charakteristik

von selbst hervorgeht, nie ein Reformer aus Prinzip, kein entschiedener Parteimann der evangelischen Lehre. Er wollte nur „Christ“ sein, die Verfolgung abgestellt wissen, leben und leben lassen. Clément Marot s'amuse.

Der Widerspruch, welcher im Könige, seiner Schwester und dem Poeten der Reform obwaltete, weist auf einen tiefen Gegensatz innerhalb des nationalen Wesens selbst hin. Wir brauchen nicht lange zu suchen, um die Antithese zwischen Luther und Erasmus, welche in Deutschland zum Vehikel der Bewegung, zum Thema des Kampfes wurde, in Frankreich unversöhnlich zu finden. Hier standen sich die frivole Satyre und der finstere Ernst, der Spott um des Spottes willen und ein schreckenerregender Parsismus gegenüber: Rabelais und Calvin.

Einer der begabtesten und originellsten Sterblichen, der, wenn Lachen glücklich macht, Millionen beglückt hat, Franz Rabelais, wurde 1483 zu Chinon im Poitou geboren. Im Franziskanerkloster zu Fontenay erregte er den grimmigsten Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit durch griechische Bücher; eine in griechischer Sprache mit Wilhelm Budé, dem Schüler des Laskaris, geführte Korrespondenz, brachte ihn in enge Klosterhaft. Durch Protektion, welche überhaupt die Vorsehung seines Lebens war, kam er zu den Benediktinern, wo er sich einer laxeren Observanz erfreute. Hierauf wurde er Weltgeistlicher. Im Hause seines Bischofs, des gelehrten Geoffroi d'Estissac, ging es wirklich so zu wie in der berühmten Abtei Thélème, dem Schlaraffenlande Rabelais', seinem Utopien, wo die berühmte Lebensregel lautete: Fays ce que vouldras! Thu' was dir in den Sinn kommt!

Rabelais selbst handelte nach dieser Regel; er ging nach Montpellier, Medizin zu studiren. Noch spät, im Jahre 1537, promovirte er zum Doktor und machte berühmte Kuren. Als Abgesandter der Universität erschien er vor Franz I., dessen Gunst er erlangte. Für manche bitterböse Satyre auf die Pfaffen bedurfte er eines römischen Generalpardons; im Jahre 1536 begleitete er den gelehrten und begabten Kardinal du Bellay nach Rom, und wurde

aller Sünde losgesprochen. Derselbe Kardinal machte ihn zum Stiftsherrn von St. Maur. Im Jahre 1547 setzten seine intimen Feinde, die Mönche, seine Verbannung durch; da retteten ihn die Guisen, welche ihm die Pfarre von Meudon bei Paris gaben. Von dieser Stelle ist ihm sein Name, le curé de Meudon, geblieben. Seine Schriften wurden unter königlichem Privilegium gedruckt; während die Evangelischen, deren Gesinnung er in so vielen Punkten theilte, der Verfolgung anheimfielen, starb Rabelais ruhig als 70jähriger Greis auf seiner Pfarre.

Franziskaner, Benediktiner, Weltgeistlicher, Arzt, Stiftsherr, Pfarrer — und dabei Verfasser des gottlosen Romans „Gargantua und Pantagruel", der neunschwänzigen Katze wider den verderbten Klerus, die trostlose Unwissenheit und brutale Schlemmerei der Mönche, den Papst, die Papisten und den Ablaßkram! Ein grobkörniger Satyriker, so unverblümt, stechend und hauend zugleich, wie Keiner in dieser geistvollen Zeit, und doch stets geschirmt, stets der Gefahr entschlüpfend, stets warm gebettet! Das kam, die hohen Herren lachten gern, und Maître François wußte sie zu kitzeln. Sie betrachteten Maître François als ihren Hofnarren; und Maître François spottete eben nur, ließ es sich niemals Ernst werden, hatte nie Pathos — er war „als Schalk am Wenigsten verhaßt". Gegen ihn war Erasmus eine gründlich ernste Natur; Rabelais ging nicht nur dem Sturm aus dem Wege, zog sich nicht nur in „unsere Wissenschaft" zurück, sondern er kroch überall unter, jeder Patron war ihm recht, König, Kardinal, Papst, Guise. Das Martyrium wäre ihm das Allerlächerlichste gewesen.

Und wie konnte derjenige zu irgend etwas begeistern, irgend einem Bewußtsein einen höhern Inhalt verleihen, der so aus der Welt ging wie der Pfarrer von Meudon! Als er auf dem Todesbette lag, erschien ein Page des Kardinals von Lothringen, sich im Namen seines Herrn nach seinem Befinden zu erkundigen. Rabelais erwiederte: „Sage meinem gnädigen Herrn den Zustand, in welchem du mich erblickst. Ich bin eben dabei, nach dem großen Vielleicht auszuschauen. Er sitzt dem Glück im Schooße, sag' ihm, er soll sich dort halten! Zieh' den Vorhang zu, die Posse ist aus!"

Es ist doch nicht nöthig, Puritaner oder auch nur Spiritualist zu sein, um Angesichts solcher Maximen den Mangel an allem Charakter zu empfinden. Dieser rein sensuale Egoismus, dieser rohe Materialismus ist ein schlechter Grundstein zu einem neuen Lebensgebäude.

Kann man es dem Calvin, der sich ihm einmal freundlich genähert hatte, verdenken, daß er in seinem Buche De scandalis hart über diesen eingefleischten Materialisten herfiel? Wenn nur Calvin selbst, der so meisterlich französisch schrieb und der so viele Eigenschaften seiner Landsleute in eminentem Grade besaß, der richtige Mann für die Franzosen gewesen wäre!

Jean Caulvin oder Chauvin — der Name hatte damals noch keine üble Nebenbedeutung — wurde geboren am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, hart an der vlaemischen Sprachgränze. Schon geographisch schien er bestimmt zu sein, Niederland, Frankreich und die Westschweiz zu beeinflussen. Seine Vorbereitung war gründlich; zu Paris studirte er Latein und Philosophie, hierauf Jurisprudenz zu Orleans und Bourges. Geschenkte Pfründen wies er gewissenhaft zurück, aber auf eine große kirchliche Laufbahn hatte er es abgesehen. Während er zu Bourges bei dem Rottweiler Michael Vollmar Griechisch lernte, stieg der Stern des Frater Martinus Eleutherius (so nannte sich Luther selbst) höher und höher. Luther wies beständig auf den heil. Augustinus hin, und die Lehre von der absoluten Sündhaftigkeit des Menschen, von dem gerechten Zorn Gottes, von der Gnadenwahl, paßte in das juristische Denken Calvin's noch besser als zu der persönlichen Hülfsbedürftigkeit Luthers. Wie die spätrömische Majestät thronte dem Juristen der beleidigte Gott über dieser erbärmlichen Welt; es konnte doch lediglich von ihm abhangen, wen er von der allgemeinen Verdammniß ausnehmen wollte.

Schon 1533, mit 24 Jahren, wurde Calvin der Kirche verdächtig; er floh nach Basel und Straßburg, sein Leben durch Unterricht fristend. Von Straßburg aus widmete er seine **Institutio religionis christianae** dem Könige Franz. Es war ein muthiges und besonnenes Buch, welches die Sache des Evangeliums scharf von aller Sektirerei und Wiedertäuferei trennte. In der Vorrede

sprach er also zum Könige: „Entfernet von Euren Ohren die treulosen Rathschläge der Verleumder, deren giftige Ungerechtigkeit Euch zu Grausamkeiten treibt, die Eurem Herzen fremd sind! Machet dieser wilden Wuth ein Ende, die, wenn Ihr nicht Ordnung hineinbringt, lauter Greuel ausübt durch Gefängniß, Geißel, Hölle, Martern und Holzstöße! Sehet das Loos dieser Unglücklichen, die, weil sie nur Einen wahren Gott anerkennen, theils im Gefängniß gehalten, theils zur Abbitte gezwungen, theils verbannt, theils getödtet, Alle für verflucht und abscheulich gehalten, verhöhnt und unmenschlich behandelt werden! Und dennoch hören diese Menschen, die so barbarisch von ihren Häusern vertrieben werden, nicht auf, für Euch zu beten."

Natürlich waren diese „Anbeter des einzig wahren Gottes" damals lauter Lutheraner; das calvinische Glaubenssystem lag noch in der Wiege. Die Ketzerei in Frankreich war bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus wesentlich lutherisch; nach Calvin benannte sie sich erst seit der Synode von Poissy, 1561.

Auch zu Genf, an der französischen Gränze, regte sich die Reformlust. Der Franzose Wilhelm Farel hatte dort den ersten Versuch gemacht, war aber nicht durchgedrungen. Sein Kollege Froment, aus dem Dauphiné, griff das Werk wieder auf, wurde jedoch von den Marktweibern aus der Stadt gejagt. 1534 siegte Farel durch Berner Einfluß. Als die Klöster aufgehoben und die Nonnen herausgelassen wurden, sahen diese armen Gefangenen Kühe und Schafe für wilde Thiere an, und ergriffen vor ihnen die Flucht. Als Calvin auf der Durchreise nach Genf kam, erkannte ihn Farel und legte Beschlag auf ihn. Calvin wollte zunächst kein Predigtamt antreten; aber Farel drohte ihm mit der himmlischen Verfluchung, wenn er sich dem „Werke des Herrn" entziehe. Calvin fügte sich, und mit dem Jahre 1536 hebt die gewaltige, tiefeinschneidende Thätigkeit des dritten Reformators an. Auf dem Gebiete des milden Zwingli, aber jenseits der deutschen Sprachgränze, setzte sich das starre Dogma von der Prädestination und die presbyterianische Theokratie fest.

Schon im Jahre 1537 wurde Calvin's Formula christianae doctrinae in Genf von Obrigkeitswegen eingeführt. Eine herbe

Kirchenzucht griff ins Gebiet der Strafrechtspflege über und schleppte die Inquisition in das Gebiet der protestantischen Gewissensfreiheit ein. Die „Libertins", welche der calvinische Despotismus zu unmoralischen Heiden gestempelt hat, welche jedoch in Wahrheit nur Schweizer Liberale und Freidenker waren, rebellirten; Calvin und Farel mußten das Weite suchen; aber die Reaktion trat bald genug ein, die beiden Theokraten kehrten zurück und setzten ihr kaum unterbrochenes Werk fort.

Zu Worms und Regensburg betheiligte sich Calvin an den bekannten Religionsgesprächen, und machte besonders auf Melanchthon einen tiefen Eindruck. In demselben Jahre 1541 ward er nach Genf zurückgerufen, wo er jetzt allmächtig waltete. Er zählte erst 34 Jahre, war von mittlerer Statur, mager und blaß, länglichen Gesichtes, mit glänzenden dunkeln Augen, gebogener Nase und schwarzem Vollbart.

Seine spezifische Lehre ist das Werk abstrakter Verständigkeit, sie enthält alle Inkonsequenzen juristischer Konsequenzmacherei. Gott allein wirkt alles Gute, nur das Böse ist des Menschen. — Welcher Gott, der alles Gute wirken kann, und doch den Menschen nicht gut „wirkt"! Welche Vorstellung von einer Weltschöpfung, deren höchstes Ergebniß so miserabel ist! — Es ist streng vorherbestimmt, wer verdammt bleibt und wer zu Gnaden angenommen wird. „Gott hat von Anbeginn einen Theil der Menschen zur ewigen Glückseligkeit, und einen andern zu nie endender Pein bestimmt, und zwar machte er diesen Unterschied blos weil es ihm so gefiel, und weil er es so wollte." — Vor der byzantinischen Majestät sind alle Unterthanen Verbrecher, grade wie alle Niederländer vor Alba; die Majestät und der Herzog von Toledo begnadigen wen sie wollen. Tel est leur plaisir. — Aber wozu dann die Kirchenzucht, wozu die Vermahnung seitens der Aeltesten, wozu die Heilsmittel der Kirche, wenn Alles vorherbestimmt ist? — Dazu, sagte Calvin, daß die Verdammten weniger Aergerniß geben und die Erwählten nicht beleidigen. — Aber das ist ja auch vorherbestimmt! Wozu dann die Kirche? —

Ein solches System nannte man zu Genf „das Joch des Herrn". Wer widerstrebte, war ein „Anabaptist, ein Libertin, ein widerbellender Hund, ein Lump, canis, nebulo". Im Jahre 1545 brach eine Pest aus, der Satan hatte den Pöbel angehaucht, daß er die Häuser vergiftete. Die Folter brachte die Missethäter heraus, und der Henker beförderte die Verdammten schleunigst ins ewige Feuer. Wie sagte doch Sebastian Franck: „Im Papstthum sei man freier gewesen!"

In Genf lebte als Professor an der Akademie ein gelehrter Franzose mit Namen Châtillon, latinisirt Castellio oder Castalio, der unter dem Namen Martin Bellius zu schreiben pflegte. Eine Zeitlang mit Calvin befreundet, trennte er sich später von dem Hierodespoten. Er übersetzte die Bibel ins Lateinische und ergänzte in rationalistischer Weise das Alte Testament aus der Profangeschichte. Er verwarf die Lehre von der Prädestination, sowohl vom juristischen, als vom moralischen Standpunkte aus: sie beleidige unser Rechtsgefühl und enthalte eine moralische Grausamkeit.

Beza, der Schildknappe Calvin's, der Günstling der Margarethe von Valois, brach darob in eine wahre Tobsucht aus. Castellio ward aus Genf vertrieben und suchte Schutz in Basel. Aber auch hier wußten ihn die Genfer Propheten zu erreichen, wie wir sehen werden. Unduldsamkeit und Verfolgungssucht war also das Panier, unter welchem die Genfer die Christenheit erneuerten. Indessen Thomas Münzer und Sebastian Franck hatten zu Wittenberg auch das Ihrige erfahren; vielleicht lag es im Wesen der neuen Lehre, apodiktisch zu sein; vielleicht gingen die Pantheisten und Freidenker „zu weit". Daß aber „der Henker der gelehrteste Doktor" sein solle, dagegen wehrte sich denn doch Martin Luther; daß der Irrthum mit zeitlichen Strafen zu belegen sei, das lag nicht im Gedankenkreise der deutschen Reform. Erst die Genfer vollbrachten dieses Aergste.

Dieses Aergste traf den Miguel Servede, Michael Servetus aus Villanueva in Aragon, wovon er sich Villanovanus nannte. Er war 1509 geboren, also vollkommen gleichaltrig mit Calvin. Servet war ein grundgelehrter und höchst intelligenter Mann

mehr als 60 Jahre vor dem Engländer Harvey entdeckte er die Cirkulation des Bluts im menschlichen Körper, den sog. „kleinen Umlauf“, durch die Lunge aus der rechten in die linke Herzkammer. Der ganze Mechanismus im Mikrokosmus wie im Makrokosmus beruhte ihm auf Spiration; Gott selbst war ihm Spiration, der „Hauch über den Wassern“, die materiell wirkende Spiritualität die einzige Substanz. Das Attribut der Ausdehnung ließ er gar nicht aufkommen, so spiritualistisch war er. Die Dreieinigkeit aber fand er lächerlich: pro uno Deo, rief er aus, habetis tricipitem Cerberum! „Statt des Einen spirirenden Gottes habt Ihr einen dreiköpfigen Cerberus!“

Er hatte mit Calvin von Vienne aus Briefe gewechselt, konnte später jedoch die seinigen nicht zurückerhalten. Dennoch tauchten diese Briefe plötzlich, als Servet seine Restitutio christiana unter seinem wirklichen Namen veröffentlicht hatte, als Beweisstücke vor dem katholischen Glaubensgericht zu Vienne auf. Servet wird gefangen gesetzt, entflieht jedoch, und wird abwesend zum Verbrennen „durch kleines Feuer“ verurtheilt. Auf der Reise nach Italien wagt er es seinen Weg über Genf zu nehmen, wo er übrigens nichts verbrochen hatte, wird dort fato quodam, Dei providentia (sagt Beza) erkannt, und auf Calvin's Betreiben gefaßt. Die reformirte Inquisition übernahm das Geschäft, welches der katholischen mißlungen war.

Calvin, der aus Frankreich Geflüchtete, der von der alten Kirche hundertmal Verfehmte, brachte einen der edelsten und tüchtigsten Männer des Jahrhunderts auf den Holzstoß, nachdem er ihn bei einem Besuch in dem schauderhaften Kerker, wo der schwächliche Delinquent die bittersten Qualen ausstand, nebulo, canis genannt hatte. Am 27. Okt. 1553 stand Michael Servet auf dem Holzstoß; als die Flamme zögerte, ihm ans Leben zu gehen, rief er aus: „Könnte man für die 200 Goldstücke und die kostbare Halskette, die man mir abgenommen, nicht Holz genug anschaffen, mich schneller zu verzehren?“ Dann rief er den „Sohn des ewigen Vaters“ (nicht den „ewigen Sohn“) an, und verschied nach langer Qual.

Der englische Historiker Hallam behauptet, kein Ketzer sei

jemals unter solchen erschwerenden Umständen für Ankläger und Richter verbrannt worden. Aber die Theologen Bullinger, Farel, Beza stimmten laut dem Glaubensgerichte Calvin's zu; selbst Melanchthon fand die Prozedur merkwürdigerweise ganz in der Ordnung. Nur Castellio protestirte von Basel aus lebhaft; „er lehrte zum ersten Male in der Christenheit die Pflicht der unbedingten Duldung, weil der Irrthum unschuldig sei" (Lecky). Castellio wagte die Behauptung: „Die Fragen über Dreieinigkeit, Vorherbestimmung und Sakramente seien in fast undurchdringliche Unklarheit gehüllt, und dabei ohne moralischen Einfluß, weshalb man sich nicht bei ihnen aufzuhalten brauche. Ueber den Unterschied von unverdienter Sündenvergebung und zugerechneter Gerechtigkeit zu streiten, sei um nichts besser, als wenn man darüber hadern wollte, ob ein Fürst zu Pferde oder zu Wagen, in Weiß oder Roth gekleidet ankommen werde. Deshalb einen Menschen zu verfolgen, sei nicht nur albern, sondern grausam. Denn solle das Christenthum Wohlwollen verbreiten, so müsse die Verfolgung sein äußerster Gegensatz sein; wenn aber die Verfolgung ein wesentliches Element einer Religion bilde, so sei diese Religion ein Fluch für die Menschheit."

Diese Höhe der Anschauung blieb im 16. Jahrhundert noch ganz vereinzelt. Im 17. ward sie wieder erreicht von Baruch Spinoza. Im 18. machte sie sich geltend in der Meinung der Gebildeten, Aufgeklärten; Lessing wurde ihr großer Apostel. Selbst im 19. ist sie noch kein unantastbares Axiom, da die Verfassungsparagraphen noch vielfach todter Buchstabe sind. Zur Zeit Servet's rief der keifende Beza aus: „Was haben die Pforten der Hölle jemals Gottloseres oder Teuflischeres ausgeathmet?" Dem Calvin aber rechnete Castellio vor, daß er ihn auf zwei kleinen Folioblättern mit folgenden Titulaturen beehrt habe: „Gotteslästerer, Verleumder, Boshafter, bellender Hund, voll Unwissenheit und Bestialität, unsauberer Verderber der heiligen Schriften, Verspotter Gottes, aller Religion Verächter, Unverschämter, unsauberer Hund, Gottloser, Unzüchtiger, verkehrten und verdrehten Geistes, Vagabund, Lump, Schuft (achtmal)."

Calvin griff zu den niedrigsten Verleumdungen, er beschuldigte

den Castellio des Holzdiebstahls. Calvin und Beza siegten; Castellio, von Katholiken wie von Protestanten gebannt, verdarb hungernd. Nach Servet wurde auch der „Libertin“ Gruet zu Genf enthauptet, weil er „gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben“. Ueberhaupt würden unter dem calvinischen Regiment zu Genf 56 Personen hingerichtet, 38 unter ihnen wegen „Hexerei“ und „Pestverbreitung“. Verbannt wurden außerdem 76 Personen, gefänglich eingezogen 8—900. Die Folter wurde resolut angewandt, man zwickte die Unglücklichen mit glühenden Zangen; man hieb die rechte Hand ab.

Calvin starb, gänzlich erschöpft, am 27. Mai 1564, nicht ganz 55 Jahre alt. Beza behauptete, die „Galle“ sei sein Fehler gewesen; daran seien jedoch die praefracti homines, die „Verbohrten“ oder Eigensinnigen schuld. Weshalb war auch Castellio so „verbohrt“, und Michel Servet so obstinat!

Es ist viel von Calvin's Uneigennützigkeit, von seiner Geringschätzung der weltlichen Güter die Rede gewesen. Man hat die jugendliche Wallung, die ihn seine Pfründen aufgeben ließ, im Einklange mit seiner finanziellen Stellung in Genf finden wollen. Für einen theokratischen Diktator war allerdings nach unseren Begriffen von heute sein Einkommen mäßig: 150 Franks Gehalt, 15 Maß Getreide und 2 Fässer Wein. Aber die heutigen Schweizer, die doch zu rechnen verstehen, finden das für die damalige Zeit durchaus nicht unbedeutend.

Calvin's höchster Ehrgeiz ging allerdings auf Gründung einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung; sein Ziel stand unendlich höher als das Luther's und Zwingli's. Wer seine neue Ordnung Himmels und der Erden nicht anerkannte, der war von Ewigkeit her und für alle Ewigkeit verdammt. Wozu hätte er den weltlichen Arm geleitet, wenn nicht dazu, die Rathschlüsse Gottes auch in der Zeit auszuführen?

Wenn Franz Rabelais unter Hohngelächter über die alte Kirche dennoch in derselben verblieb, so waren Calvin's Naturell und Lehre nicht dazu angethan, die französische Nation in die neue Welt

einzuführen. Rabelais neutralisirte den Geist der Franzosen, und Calvin mußte ihn auf den Tod erschrecken. Rabelais zeigte durch sein Beispiel, daß man mit etwas Connivenz von oben ganz leidliche Tage in der katholischen Kirche spinnen könne; Calvin drohte mit einem ganz neuen Fanatismus und Terrorismus. Die alte Kirche begnügte sich mit etlichen frommen Observanzen und verlangte höchstens Schweigen; die reformirte Kirche wollte aktive Bekenner und Energie für ihre düstre Weltanschauung. Dazu kam noch die bedenkliche Kirchenverfassung, das Verhältniß der calvinistischen Kirche zum Staate.

Calvin ging von der Einheit von Kirche und Staat aus, und baute unter allen Reformatoren am Entschiedensten den Altar seiner Staatsreligion gegen den Altar der katholischen Staatsreligion. Er war der resoluteste Antikatholik, d. h. er war im Grunde selbst noch entschieden katholisch. Kein Bürger wurde in Genf geduldet, der nicht Calvinist war. Das Presbyterium oder der Rath der Kirchenältesten erhielt die weitgehendsten disziplinarischen Befugnisse, ja eine strafrechtliche Gewalt, die bis zum Kirchenbanne ging. In der Hierodespotie ist aber der Kirchenbann zugleich der bürgerliche Tod. Für noch stärkere Strafen an Leib und Leben trat auf die kirchlich erhobene Anklage der Staat ein, welcher hier dieselbe Pflicht hatte, wie der spanische Staat Philipp's der Inquisition gegenüber. Die eherne Allianz zwischen Staat und Kirche umfaßte alle Bürger oder Unterthanen, keiner entging ihr. Das Dogma aber, wie es Calvin formulirt hatte, gibt den Maßstab für die Gewissensfreiheit, d. h. für die Straflosigkeit.

In einer Genossenschaft von ganz Gleichgesinnten, und als radikaler Gegensatz zum spanischen Cäsaropapismus, mag ein solches System seine Stelle finden, wie dies in Holland wirklich der Fall war. An sich ist es nicht republikanisch, sondern vielmehr oligarchisch; von der Freiheit ist es das grade Gegentheil. Nicht deshalb gaben die bildungsfähigen Völker Europas dem Papstthum und der Inquisition den Abschied, um zwischen weißgekalkten Wänden die allgemeine Verdammniß predigen zu hören, der nach dem willkürlichsten Belieben eines finstern Tyrannen nur Wenige entrinnen

mochten, und um bei jeder freien Regung des Geistes sich von Pfaffen und Pfaffenknechten noch einmal besonders verdammen zu lassen.

Ein lutherischer König von Frankreich wäre allenfalls noch denkbar gewesen; der hohe Sanhedrin der maßgebenden Theologen hätte Franz I. allerhand nachgesehen, wie ja auch in Deutschland Philipp dem Großmüthigen seine Doppelehe nachgesehen wurde; dagegen hätte der König die Kirchengüter zu sich genommen und Geld aus seiner Bekehrung geschlagen. Heinrich IV. vollends mit seinen weittragenden Plänen in der europäischen Politik, die doch Richelieu am Ende nur zur Ausführung brachte, wäre ein mächtigerer Moriz von Sachsen und ein um so gefährlicherer Gegner des Hauses Habsburg geworden. Aber calvinisch war der Hof und das Volk in Frankreich in diesem Leben nicht zu machen; dem standen die rabelaisische Ader und das Genfer Kirchenregiment gleichmäßig im Wege.

Calvin hat tief eingewirkt auf die Westschweiz, auf Holland, auf Schottland, auf verschiedene Gegenden Deutschlands, die Pfalz, Nassau, Hanau und Isenburg, Hessen und Bremen; Dänemark adoptirte seine Abendmahlslehre. England warf den Puritanismus wieder aus und setzte die Bischöfe wieder ein. Auch in Frankreich konnte er nur eine revolutionäre Krise hervorrufen. Der französische Staat war nicht zu calvinisiren; da aber die dortigen Calvinisten staatliche Ansprüche erhoben, so blieb ihnen nichts übrig, als einen Staat im Staate zu bilden. Dieser Versuch hat das 16. Jahrhundert ausgefüllt, um dann zu scheitern.

Die französischen Calvinisten heißen bekanntlich Hugenotten. Es gibt 15 verschiedene etymologische Erklärungen dieses Wortes; die richtige, jedenfalls die historisch passendste, ist die Herleitung von „Eidgenoß" — Aitnos, Itnos, Huguenot. Aus der Schweiz war ja diese Materia peccans gekommen. Die Hugenotten waren verschworene Genossen, die sich vergeblich bemühten, sich des Staates und der Regierung von Frankreich zu bemächtigen. Die katholische Tradition behielt endlich die Oberhand. Rabelais mußte im 18. Jahrhundert in neuer Gestalt wiedergeboren werden, um ihr mit noch schärferen Waffen zu Leibe zu gehen. Das gebildete

Frankreich wurde ungläubig; die Masse blieb auch dann noch von den Pfeilen des Lichtes und des Spottes unberührt.

Der Staat im Staate wurde hauptsächlich vom Adel gebildet; ein bedeutender Theil der Feudalherren opponirte der Kirche, aus Ueberzeugung oder Interesse, vielfach auch nur dem katholischen Königthum, welches seit Ludwig XI. immer mehr centralisirte. Ein gewisser germanischer Zug von den Zeiten der fränkischen Eroberung her ist gleichzeitig nicht zu verkennen. Doch würde man Unrecht thun, wollte man die Ueberzeugungstreue und den Opfermuth vieler namhafter Städte verkennen, und dem gemeinen Mann, dem Handwerker, seinen Glaubensernst und seine Hingebung an die neue Lehre bestreiten.

Franz I. starb im Jahre 1547. Ihm folgte sein Sohn Heinrich II., vermählt mit Katharina von Medici, einem Schößling jener Bankhalterfamilie von Florenz, welche Karl V. durch die Eroberung der Stadt im Jahre 1530 erst zur vollen Souveränität erhoben hatte.

Diese Katharine mit dem großen Munde, für welchen die schönsten Zähne um Entschuldigung baten, war mit ihrer tiefen Altstimme zur Ate Frankreichs bestimmt. Die Kunstliebhaberei und der wissenschaftliche Dilettantismus scheinen in der That für das sittliche Leben wenig Bürgschaft zu übernehmen. Katharine liebte die Musik und den Tanz, das Schauspiel, war erfinderisch im Festordnen, zog Gelehrte und Künstler zu sich heran, sammelte Bücher, las viel, baute viel; dabei war sie aber so abergläubig, daß sie nie ein Gebäude vollenden ließ, weil sie fürchtete, dann sterben zu müssen. Hexen und Wahrsager waren ihre Orakel.

Katharina erhielt bei Lebzeiten ihres Gemahls keinen Einfluß auf die Regierung; Heinrich, der das Lotterleben seines Vaters in der unanständigsten Weise fortsetzte, verschenkte sein Herz oder seine Laune an Andere, und wurde namentlich der Sklave der Diana von Poitiers; die 48jährige Maitresse seines Vaters wurde auch die Gebieterin des 29jährigen Sohnes! Die Königin mußte sich dazu verstehen, mit der Staatsmaitresse von Frankreich am selben

Tische zu essen! Eine solche Behandlung war ganz dazu geeignet, ihr verschlossenes Wesen noch mehr ins Innere zurückzudrängen.

Katharina war noch ohnmächtig, als sich schon ihre künftigen Gegner und die Rivalen der Dynastie überhaupt mächtig erhoben. Es waren die Guisen, ein lothringisches, wie die Franzosen betonten, fremdes Geschlecht. Gegen die „Fremden" hat dieses Volk stets eine förmliche Idiosynkrasie bewiesen, und doch von Niemanden hat es sich bieten lassen, was die „Fremden" ihm zumuthen durften. Die Guisen haben eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit einer neueren „fremden" Familie, die sich blos durch zeitweiliges größres Glück von jenen unterscheidet. Beide schmeicheln dem Volke, beide halten es mit den Jesuiten und handeln nach deren Grundsätzen: alle Mittel sind recht, dafern sie nur zum Zweck führen, nämlich zur Herrschaft. Die Demagogie ist beiden sehr geläufig, sie stützen sich mit Vorliebe auf die verwegensten Stichworte der extremen Parteien. Beide umgeben sich mit Lumpenpack und äußern sich cynisch über solche Mittel und Wege. Heinrich Guise, der die große Rolle spielte, scheint einem Andern das Wort nur vorweggenommen zu haben: „Da meine Bemühungen, die rechtlichen Leute zu gewinnen, überall vergeblich geblieben sind, so muß ich diejenigen nehmen, welche sich mir darbieten." So zu lesen bei de Thou, der diese Freibeuter bis aufs Hemd enträthselt, und gegen sie ausfährt, wie Cicero gegen Verres.

Einen Guise, den Herzog Anton, kennen wir bereits aus seiner barbarischen Kriegführung gegen die Bauern in Lothringen und Elsaß. Sein jüngerer Bruder Claude ist der Vater des Herzogs Franz „mit der Schmarre", und des Kardinals Karl von Lothringen; die Söhne Franzens sind Herzog Heinrich, der Herzog von Mayenne und der Kardinal Ludwig. Herzog Franz war ein majestätischer, tapfrer Mann und ein Feldherr; sein Sohn Heinrich ein fanatischer Soldat und Intrigant; der Kardinal Karl sprach im Namen der Kirche, die er mit Autorität und Beredtsamkeit vertheidigte, den Segen zu ihrem Gebahren. Jesuiten waren sie alle drei: der Zweck heiligte ihnen jedes Mittel, und Ketzern brauchten sie nach ihrer Ansicht niemals Wort zu halten. Der Vater Claude vermählte seine Tochter Marie mit König Jakob V. von Schottland,

und Maria Stuart, das Kind dieser Ehe, brachten ihre Oheime an den 15jährigen Sohn Katharinens, Franz von Valois, Dauphin von Frankreich. Ein ungeheures Intriguengebiet ist mit diesen wenigen Stiften abgesteckt; tragische Ereignisse in Masse haben sich aus diesen Daten entwickelt.

Heinrich II. mischte sich wie sein Vater in die deutschen Angelegenheiten. Mit Moriz von Sachsen schloß er den Subsidientraktat 1551 ab, der ihm Metz, Toul, Verdun und Cambray eintrug; die Deutschen konnten dafür Karl V. mit französischem Gelde in die Enge treiben. Um ganz sicher zu gehen, gab Heinrich II. auch dem abenteuernden Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach Geld, daß er den Moriz bekriege, der bei Sievershausen siegte und fiel. Draußen wurden die Ketzer unterstützt, daheim wüthete man gegen sie. Die alten schauderhaften Verordnungen gegen Gotteslästerer und Ketzer traten wieder in volle Kraft: die Zunge mit glühendem Eisen durchstochen, lebendig verbrannt! Wäre die Renaissance nie aufgekommen, so würde unsere Empörung weit geringer sein. Die Parlamentsräthe Dufour und Dubourg verhaftete Heinrich in Person; der redliche Dubourg wurde erst unter der folgenden Regierung an den Galgen gebracht.

Die Besitzergreifung der deutschen Bisthümer war geglückt, aber der weitere Krieg mit Spanien endete jämmerlich. St. Quentin und Gravelingen waren schwarze Tage für Frankreich; nur die Zurückeroberung von Calais bedeckte den Herzog Franz von Guise, der bereits Karl V. vor Metz zurückgeschlagen hatte, mit Lorbeern. Diese That ward noch lange als eine nationale gefeiert und zeigte, mitten im Wirwarr der Widersprüche, worin das Nationalbewußtsein der Franzosen einig war.

Bald nach dem Frieden von Câteau-Cambresis, bei der Doppelhochzeit seiner beiden Töchter, von denen die eine an Philipp II., die andre an den Herzog Philibert von Savoyen kam, fand Heinrich II. den Tod. Im Turniere fuhr ihm der Lanzensplitter des Ritters Montgommery durchs Auge ins Gehirn. Er starb am 10. Juli 1559. Sein Bruder Franz zählte noch nicht 16 Jahre.

Zwei Königskinder, Franz und Maria, beherrschten Frankreich, d. h. amusirten sich. Die Guisen rücken in den Vordergrund. Ihre wahren Gegner, die Häupter der Reformirten, sind drei Brüder aus der Familie Châtillon: der Admiral von Coligny, ein ehrwürdiger und hochverehrter Mann, eine Persönlichkeit, deren Wesen bezaubernd auf die erbittertsten Feinde wirkte; der Oberst d'Andelot, ein tüchtiger Soldat, und der Kardinal von Châtillon, Bischof von Beauvais.

Um die Personen des Drama's, welches sich abspielen wird, vollständig in Sicht zu bringen, fügen wir noch die Bourbons hinzu. Margarethe von Valois war in zweiter Ehe vermählt mit Henri d'Albret, König von Navarra. Ihre Tochter Jeanne d'Albret vermählte sich mit Anton von Bourbon; aus dieser Ehe entsprang Heinrich von Béarn oder Navarra, später Heinrich IV. Anton von Bourbon hatte zwei Brüder, den Prinzen Ludwig von Condé und den Kardinal Karl von Bourbon. Es sind also vier Kardinäle auf dem Plan: zwei Lothringer, ein Châtillon und ein Bourbon.

Franz Guise und der Kardinal von Lothringen herrschten unter dem Namen des jungen Königspaares. Der Vertrauensmann des verstorbenen Königs, der Connetable von Montmorency, ein trefflicher Degen, ein Patriot, doch streng katholisch, unbestechlich, so weit es höhere Militairs zu sein pflegen, ward beseitigt und auf seine Güter geschickt. König Franz, der sich sehr amusirte, erklärte dem Parlament: In Regierungssachen solle man sich künftig an die Lothringer wenden. Der Kardinal hatte die Finanzen, — hei, wie das Geld flog, wie die Seelen geworben wurden, wie vortrefflich sich die Clique bettete! Um die lästigen Petenten am Hofe loszuwerden, ließen die Guisen zu Fontainebleau einen Galgen errichten für alle Diejenigen, die länger als 24 Stunden Recht oder Gnade suchen würden. Da wuchs die calvinistische Partei; wer sich verletzt oder hintangesetzt glaubte, gehörte zur Opposition. Der Prinz von Condé, der sich ebenfalls stark amusirte, riß sich mühsam aus seiner capuanischen Existenz.

Die Krise kam 1560 zum Ausbruch. Eine große hugenottische

Verschwörung, mit ächter Geheimbündelei angezettelt, hatte zum Zweck, den jungen König im Hoflager zu Blois aufzuheben. Das Königthum war zur Puppe geworden, es kam nur noch darauf an, wer den Draht in der Hand hielt. Die Guisen, durch irgend ein schüchternes Gewissen von Allem in Kenntniß gesetzt, trafen ihre Anstalten. Sie verlegten den Hof von Blois in das feste Amboise und hielten ihre Soldaten bereit. Die Châtillons und Condé wurden an den Hof entboten. Condé kam; der eitle, schwachmüthige König Anton war in besonderer Mission nach Spanien geschickt worden. Die Verschwornen nahen, La Renaudie an ihrer Spitze. Welche Enttäuschung! La Renaudie wird im offenen Felde erschossen, dann an den Galgen gehängt. Die Rebellen werden abgefangen und abgethan; da man nicht Henker genug hat, so wirft man sie mit gebundenen Armen und Beinen in die Loire. Einige wenige werden zum exemplarischen Strafgericht aufbewahrt. Franz Guise und Ludwig Condé spielen mitten zwischen den Mordscenen eine pathetische Komödie. Condé weist theatralisch jede Mitwissenschaft von sich. Auch die Châtillons gehen frei aus.

Franz Guise, der Sieger von Amboise, läßt sich zum Generallieutenant des Königreichs ernennen; die katholische Reaktion triumphirt; der wohlwollende Kanzler des Parlaments, de l'Hospital, derselbe Mann, der gesagt: „Das Messer vermag nichts wider den Geist", und der so klar behauptete: „Bei allen Religionsstreitigkeiten führt der Teufel den Vorsitz", mußte sich zu dem Edikt von Romorantin hergeben, welches die gänzliche Unterdrückung der Hugenotten androhte und die religiöse Gerichtsbarkeit von den Parlamenten an die Bischöfe übertrug. Der Parteihader durchwühlte ganz Frankreich; ein hugenottischer Staatsstreich war parirt worden, die Guisen bereiteten jetzt ihrerseits einen vor, um die Gegner völlig zu lähmen. Von den Bedürfnissen und Aspirationen des Volkes — keine Rede. Die Guisen berufen einen Reichstag, d. i. die Versammlung der Generalstaaten, nach Orleans; die Bourbons werden mit den süßesten Worten dazu eingeladen; als der Prinz von Condé unterwegs noch schwankt, weiß ihn der Kardinal, sein Bruder, völlig sicher zu machen. Der Prinz Ludwig

und König Anton gehen in die Falle. Um sie und um die Stadt Orleans schließt sich ein eherner Reif von Bewaffneten.

König Franz war krank, nach seinem Tode fiel den Bourbons und namentlich dem König Anton eine wichtige Stellung bei der Regentschaft zu. Mit knapper Noth entging der König Anton dem bereits angeordneten Meuchelmorde; im entscheidenden Augenblicke hatte König Franz doch nicht das Herz. Condé ward gefangen genommen und von einer willkürlich ernannten Chambre ardente zum Tode verurtheilt. Es focht ihn wenig an, er hob das Haupt stolzer als je, und als die Guisen ihm ein Wort von „Vergleich" sagen ließen, antwortete er: „Nur mit der Spitze des Degens".

Da starb Franz II. — am Aussatz. Der Generallieutenant Franz Guise hatte ausgespielt. Zwischen den beiden streitenden Parteien erhob die Intrigue ihr räthselvolles Haupt; Niemand wußte, was die dachte. Katharina von Medici ergriff endlich die langersehnten Zügel der Regentschaft für ihren zweiten Sohn, den 10jährigen Karl. Frankreich zerklüftete sich in drei Parteien.

Die Hugenotten, der Staat im Staate, hatten sich 1559 auf der Generalsynode zu Paris förmlich organisirt. Ihre 40 Artikel waren im Geiste der Genfer Kirchenverfassung redigirt: jede Gemeinde ist souverän in ihrer Kirche; sie wählt einen Rath der Alten und die Diakonen oder Verwaltungsbeamten. Mißstände und Beschwerden gegen Einzelne werden vom Presbyterium dem Konsistorium angezeigt. Das Konsistorium, bestehend aus Presbytern und Diakonen, beschließt, und die Gemeinde stimmt ab. Die drei Behörden schlagen der Gemeinde den Pfarrer vor; bei Verwerfung entscheidet die Provinzialsynode, welche aus je einem Geistlichen, Presbyter und Diakon der einzelnen Gemeinden besteht. Ueber den Provinzialsynoden steht die Generalsynode.

Im Jahre 1562 zählten die Hugenotten 2150 Gemeinden, darunter die größten Städte des Landes.

Dieser ernsten und strengen Verfassung gegenüber breitete sich am Hofe und vom Hofe her das üppigste, leichtsinnigste Leben aus. Nicht nur die bildenden Künste wurden von der Florentinerin

gehegt, es kam auch eine Renaissance der Poesie auf, und während das Frankreich von heute von dem Dichten und Trachten der Hugenotten nichts weiß, gehört die Kenntniß der sog. „Plejade“ zur feineren Bildung. Die Wahrheit ist, daß Pierre Ronsard und Jodelle, zwei von den Sieben, deutliche Spuren im Entwicklungsgange der schönen Literatur hinterlassen haben, der ganze Calvinismus aber fast spurlos verschwunden ist.

Pierre de Ronsard (1525—1585) war Hofpoet und Lehrer der Maria Stuart. Bei den jeux floraux zu Toulouse wurde er zum Poëte français, d. h. zum laureatus, erwählt. Die hohe Geistlichkeit war seine Gönnerin. Er schwärmte für den absoluten König und befehdete mit seinen sämmtlichen Genossen die Gewissensfreiheit und die Toleranz. Sein Monstre du Calvinisme charakterisirt ihn hinlänglich.

„Den Sohn gegen den Vater hetzt das Ungeheuer,
Feindliche Brüder treffen sich im Glaubensfeuer;
Die Schwestern hassen sich, leibliche Vettern tauchen
Ins Blut der Vettern ihre Hände, daß sie rauchen.
Den Neffen haßt der Ohm, so wie der Knecht den Herrn,
Vom eignen Weibe hält der Mann sich trutzig fern.
Unmünd'ge Kinder führen hellen Glaubensstreit,
Und Ordnung und Gesetz, sie flohen himmelweit.
Das Handwerk läßt die Werkstatt, lauter Mußestunden
Gibt der Pastor der Heerd', der Fürsprech seinen Kunden,
Dem Schiffe der Matros', der Kaufmann seinem Handel;
Der Zunftherr, sonst so weis', führt lästerlichen Wandel.
Jeder Respekt verschwand, man lebt nach seinem Sinn,
Das Laster, zügellos, gibt sich der Laune hin.
Die heil'gen Stätten sind ein Anger nur zum Schinden,
Wie eine Scheun', ein Stall, wo Schweinerei zu finden.“

Das war das Fundament der neuen hochfranzösischen Sprache; ganz so poetisch drückten sich die Vorboten des grand siècle aus! Das „zügellose Laster“ und die verliebte „Laune“ spukten dabei ungenirt genug in Madrigalen und Chansons.

Nicht verschwiegen darf werden, daß der 20jährige Jodelle (1532—1573) um diese Zeit das Theater reformirte, daß er die Mysterien und Moralitäten abthat und das erste fünfaktige Trauerspiel, die Cléopâtre, in eleganter Rhetorik verfaßte. König

Heinrich II. war entzückt. Derselbe Jodelle suchte auch die Farce oder Posse zu verdrängen, die dem gallo-fränkischen Naturell so homogen ist, daß sie selbst noch bei Molière ihre angebornen Rechte an hundert Stellen geltend zu machen weiß. Jodelle ist der Verfasser des ersten regelmäßigen Lustspiels: Eugène ou la Rencontre. Jodelle gehört, wie die ganze Plejade, zur Reaktion; dennoch ist er nicht im Stande, den Rabelais'schen Hang zu verleugnen. Der Held seines Stückes, Eugène, ist Abt und spielt die Hauptfigur in einer Liebesintrigue. Der Hof aber amusirte sich im Jahre 1553 bei der ersten Aufführung göttlich ob dieser Pantagruelade.

Die Plejade gab den Ton an für die künftige klassische Literatur der Franzosen, die durch Balzac und Voiture höfisch reden lernte. Nüchterner Scharfsinn und Dekorationsmalerei kündigten sich bereits als die wesentlichen Faktoren der Klassizität an. Der unterscheidende Verstand, in Emphase drapirt, heißt die „Allegorie", die Behängung eines prosaischen Gedankens mit bunten Bildern. Bekommt der Scharfsinn Laune, so sucht er Aehnlichkeiten im Unähnlichen, er wird witzig: die „Satyre" ist die umgekehrte Allegorie. Wendet sich der Scharfsinn auf Vorgänge des realen Lebens, kombinirt er Zufälligkeiten zu scenischem Zwecke, so entsteht das „Lustspiel". Das Lachen allein ist da, wo die Totalität des menschlichen Wesens, das Gemüth, fehlt, die Befreiung vom Alpdrucke der Ereignisse und Schicksale. Die Allegorie unterhält, Momus regiert den Olymp.

Katharina konnte im Anfange ihrer Regentschaft gar nicht wie sie wollte; sie mußte mit aller medizäischen Schlauheit operiren. Die Guisen erschienen ihr grade so bedrohlich wie die Bourbons und selbst die Châtillons. Es schien ihr sogar wichtiger, zunächst den Guisen Schach zu bieten. Der Prinz von Condé erhielt einen Generalpardon und wurde in Freiheit gesetzt. Der Connetable von Montmorency, von den Guisen in die Provinz verbannt, wurde an den Hof zurückgerufen. Die Hugenotten schonte die Regentin, ja sie cajolirte sie. Der Gegensatz war vor der Hand: Regentin contra Guisen.

Die Guisen blieben die Antwort nicht schuldig. Herzog Franz schloß ein Bündniß mit dem Connetable, der für den alten Glauben besorgt und dem Gelde zugänglich war, und dem Marschall von Saint-André; dieses Bündniß hieß nach antiker Schablone, die in Frankreich zu einer großen Rolle bestimmt war, das „Triumvirat".

Die Hugenotten schienen den Nutzen von dieser Lage der Dinge zu ziehen; nur der Kardinal von Lothringen hielt das Auge streng auf sie gerichtet. Er meinte, und die Ereignisse in Deutschland so wie die schroffe Natur des Calvinismus schienen ihm Recht zu geben, man müsse die beiden Sekten des Protestantismus unter sich entzweien. Dazu sollte ihm das Religionsgespräch zu Poissy dienen, welches 1561 stattfand. Auf diesem Hofkonzil kämpften kirchliche Gladiatoren einen harten Strauß: auf katholischer Seite der Kardinal in Person und der Pater Lainez; auf protestantischer der Pater Beza. Die beabsichtigte Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten erfolgte nicht, die französischen Protestanten aber huldigten von dieser Zeit an dem Calvinismus. Bereits kam es zwischen den beiden Hauptparteien zu Reibungen und Prügeleien, die sich in den Pariser Vorstädten wiederholten.

Für den Augenblick standen die Sachen schlecht für die katholische Reaktion. Die Generalstaaten zu Pontoise sprachen sich eher günstig für die Hugenotten aus; sie griffen die katholische Geistlichkeit heftig an, und zwangen sie zu einem Don gratuit, einer sog. freiwilligen Selbstbesteuerung, und zwar unter Androhung der Konfiskation. Der junge Heinrich von Navarra zählte acht Jahre; seine entschlossene Mutter, Jeanne d'Albret, erzog ihn für eine große Mission. Unter solchen Umständen fiel das Toleranz-Edikt vom Januar 1562 günstig für die Hugenotten aus; es verlangte blos von ihnen, daß sie ihren Kultus außerhalb der Städte begingen, sich fein ruhig hielten und die katholischen Observanzen äußerlich beobachteten.

Da bröckeln die Guisen den schwachseligen König Anton von der Gegenpartei los; der junge Heinrich wird wieder katholisch. Philipp II. beginnt zu hetzen, er schreibt an Katharina die kategorischen Worte: „Wenn sie fortfahre, Duldung zu üben, so werde er nicht im Stande sein, die in Frankreich tolerirte Ketzerei von

Spanien und den Niederlanden abzuhalten. Sie müsse ihr Königreich mit Feuer und Schwert von dieser Pest befreien, und dürfe gar nicht fragen, wie groß die Zahl der Pestkranken sei. Er wolle ihr behülflich sein."

Die Soldaten Guise's morden ruhige Protestanten, die in einer Scheune bei Vassy in der Champagne (also „außerhalb der Städte") ihren Gottesdienst feierten. Katharina und Karl werden gewaltsam von Fontainebleau nach Paris entführt; der Prinz von Condé kam zu spät, um sie zu retten. Das „Triumvirat" beherrscht das Königthum. Die Hugenotten predigen den Bildersturm. Der Kampf beginnt.

Es folgen die acht Religionskriege von 1562—1594, eigentlich nur ein einziger langer von Mord- und Tücke, Waffenstillstand und Heuchelei durchzogener Bürgerkrieg um politische Herrschaft, um Gewalt und Einfluß, ein 32jähriges Schlachten und Feilschen. Das Charakteristische, eigentlich Kulturhistorische wird der Mord aus Grundsatz, die aktuale Theorie vom Tyrannenmorde. Die Kasuistik wandert aus den Büchern ins Leben.

Skizziren wir so kurz und bündig als möglich die Geschichte dieser Greuel, und suchen wir vor Allem den Ausgang begreiflich zu machen. Der erste Krieg begann 1562. Der Prinz von Condé erließ ein Manifest, das Parlament ein furchtbares Edikt gegen die Châtillons und Condé. Die Hugenotten warben deutsche und schweizerische Hülfsvölker; die Königin Elisabeth warf 6000 Mann in die Normandie. Die Königlichen berennen Rouen, König Anton erhält im Laufgraben eine leichte Wunde, die sein verschlemmter Körper nicht erträgt, er stirbt. In der Schlacht bei Dreux fällt der Marschall St. André; Condé wird auf der einen, der Connetable auf der andern Seite gefangen. Franz Guise, viel zu mächtig für Katharina von Medici, wird bei der Belagerung von Orleans hinterrücks durch Jean de Méré, genannt Poltrot, mit vergifteten Kugeln erschossen. Auf der Folter nannte der Mörder die Châtillons als Anstifter; die Witwe klagte den Admiral von Coligny des Mordes an. Selbst so grundkatholische Parteigänger, wie Brantôme und der Marschall Tavannes, sprechen den braven Coligny von dieser Beschuldigung frei; doch ist es möglich, daß

er nach der That geäußert: „Freilich ist mir sein Tod erwünscht, denn wir haben einen sehr gefährlichen Feind unserer Religion verloren." Dieser Ausspruch hat dem Admiral das Leben gekostet. Die Protestanten in Masse waren fanatisch genug, den Poltrot als Märtyrer zu preisen. Heinrich Guise, der Sohn, schwur Rache.

Das Edikt von Amboise, 13. März 1563, gewährte den Frieden unter folgenden Bedingungen: Der Adel übt die neue Religion auf seinen Gütern, die Uebrigen sind auf je einen Ort in jeder Provinz oder auf die Hausandacht verwiesen. — Coligny grollte, nach seiner Meinung war durch Fortsetzung des Krieges Alles, d. i. die bürgerliche Rechtsgleichheit beider Konfessionen zu erlangen.

Katharina führt ihren Sohn Karl, der mit 14 Jahren für großjährig erklärt wurde, obgleich er als böser Bube noch keine andern Heldenthaten verrichtet hatte, als Schweinen und Eseln die Köpfe abzuhauen, zwei Jahre lang durch die Provinzen umher. Zu Bayonne raunte ihr der Toledaner das bekannte Wort ins Ohr; sie hat es behalten. Die spanischen Tendenzen drückt der Historiker d'Avila dahin aus: „Mit strengen Mitteln und rücksichtslos durch Eisen und Feuer die Wurzeln jenes Uebels auszurotten, welches durch Milde und Duldung verderblich keimend, sich beständig ausbreitete und anwuchs."

Der zweite Krieg brach 1567 aus, Alba zog nach Brüssel. Die Bewachung der Gränze gab hinlänglichen Vorwand zur Aufstellung einer Armee; die Hugenotten rüsteten unter derselben Maske. Der König sollte aufgehoben werden, Condé glaubte sich am Ziele; aber die Schweizer retteten den König inmitten eines starrenden Waffenwaldes von Meaux nach Paris. Bei St. Denis kommt es zur Schlacht, der Connetable von Montmorency fällt; aber die Hugenotten sind nicht im Stande Paris zu nehmen. Am 20. März 1568 folgt der „kurze" oder der „hinkende Friede" von Lonjumeau. Neue Begütigung, neue Versprechungen.

Der dritte Krieg (Spätherbst 1568) zeigt den Fanatismus beider Parteien auf seiner Höhe. Die Calvinisten, von ihren finstern Predigern angetrieben, zerstören, verwüsten und verhöhnen die Gegenstände des alten Glaubens; die katholische Kanzel, vom Hofe

inspirirt, predigt Tod und Mord wider die Ketzer. Ein calvinistischer Heerhaufe zieht mit einer Fahne aus, auf welcher eine Hyder abgemalt ist, deren Köpfe Kardinalshüte, Bischofsmützen und Mönchskapuzen tragen; ein Herkules erschlägt sie. Während die Mönche überall das Feuer wider die Neuerer schürten, trug mehr als ein Hugenott einen Kranz von Mönchsohren um den Hals!

Ein Ueberfall, den die Guisen gegen Condé und Coligny unternahmen, mißlang; die beiden Gesuchten entkamen noch eben über die Loire; am 12. März 1567 stand Condé schon wieder mit verstärkter Armee im Limousin. Diese Armee bestand aus Franzosen, Engländern und den deutschen Hülfstruppen des Markgrafen von Baden und des Herzogs von Zweibrücken. Bei Jarnac wurde er zum Kampfe genöthigt. Sein Pferd zerschmetterte ihm im Sturze das Bein; er ritt dennoch in die Schlacht, ward herabgerissen und kämpfte knieend weiter. Endlich ergab er sich. Da ermordete ihn der Hauptmann Montesquiou von des Herzogs von Anjou Garde, durch einen Pistolenschuß, den berühmten Coup de Jarnac. Kurz nach dieser Schlacht fiel auch der Oberst d'Andelot.

Philipp von Spanien, Alba und der Kardinal von Bourbon komplotirten die Entführung der Jeanne d'Albret und des 16jährigen Heinrich. Wer weiß was in Madrid oder Simancas geschehen wäre, hätte Philipp dieses Edelwild in seine Gewalt bekommen! Der Plan kam aus, die Königin von Navarra reiste zur hugenottischen Armee und stellte ihren Sohn nebst dem Sohne des Prinzen Condé an die Spitze der Glaubensstreiter. Coligny blieb natürlich die Seele. Das Parlament von Paris setzte einen Preis von 50,000 Goldstücken auf den Kopf des Admirals.

Neue Schlacht bei Montcontour, am 3. Okt. 1569; wieder unterliegen die Hugenotten; nur Coligny war nie besiegt. Gleichzeitig mit dem Pfalzgrafen Casimir rückte er auf Paris los. Da wird es Frieden zu St. Germain-en-Laye, 8. August 1570. Dieser Frieden gewährt den Hugenotten vier Sicherheitsplätze auf zwei Jahre und den Zutritt zu den Staatsämtern. Aber Alba's Wort wirkte fort, Katharina hegte einen finstern Plan; die Bartholomäusnacht dämmerte von fern, ganz wie der zweite

Dezember. Es war stets die Tendenz des französischen Despotismus, die Häupter der Gegner abzusicheln. Die Katholischen pflegten damals zu sagen: „Wenn heute der Admiral stirbt, so bieten wir Euch morgen kein Glas Wasser."

Daß der 18jährige Heinrich von Navarra auf die Heirath mit der liederlichen Margarethe von Valois, der Schwester Karl's IX., einging, wollen wir seiner Jugend nicht zu hoch anrechnen. Die ganze Schuld trifft seine Mutter, die sonst so resolute und klarsehende Jeanne d'Albret. Auch sie huldigte der „Politik" und ließ sich an der Angel der Zweckmäßigkeit fangen. Sie starb zu Paris, schon zwei Monate vor der Hochzeit ihres Sohnes. Man merkte nichts und munkelte erst später von „vergifteten Handschuhen". Eine ungewöhnliche Meeresstille herrschte in Frankreich, die Gerechtigkeit und der Frieden schienen sich auf das Land niedergelassen zu haben.

Auf dem tiefuntersten Grunde rumorte allerdings die Antipathie zwischen Guisen und Valois weiter. Die Guisen, stets mit Philipp von Spanien und dem Papste liirt, hätten die Braut am liebsten für einen der Ihrigen gehabt, und Karl IX. ging sogar mit dem Gedanken um, Heinrich Guise ermorden zu lassen, weil dieser sich um seine Schwester bewarb. Die Unschuldsrolle, die man früher aus menschlicher Rücksicht auf sein zartes Alter diesem Könige zugewiesen hat, ist seit dem Jahre 1830 ganz unhaltbar geworden. In diesem Jahre erschien nämlich zu Paris die heuchlerische und verrätherische Korrespondenz Karl's mit dem Statthalter Mandelot zu Lyon, welche den Beweis liefert, daß Karl frühzeitig den Mordplan selbst betrieb, und daß die schäbigsten Raubgelüste nach fremdem Gut ihn dabei beeinflußten.

Die einzige Annahme zu seinen Gunsten ist die, daß er trotz allen Blutdurstes noch nicht hart genug gesotten war, um nicht momentanen Schwankungen anheim zu fallen. Es ist möglich, daß sich etwas Besseres in ihm regte, als er den würdigen Coligny mit den Worten umarmte: „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Vielleicht imponirte dem 22jährigen doch der erste große und reine Charakter, dessen er je ansichtig geworden war. Vielleicht gelang es dem Admiral, den jungen König zeitweise gegen seine

Mutter einzunehmen, deren Liebling ohnehin ihr dritter Sohn Anjou war. Möglich auch, daß ihn Coligny mit der Glorie eines Feldzugs blendete, den er persönlich gegen die Spanier in Flandern führen sollte. Möglich — vielleicht! Die hugenottischen Truppen wurden allerdings nach Flandern geschickt, dort aber von Alba abgeschlachtet! Zuverlässig war auch das Komödie.

Unterdeß sammelten sich im August 1572 alle vornehmen Hugenotten zu Paris — zur Hochzeit. Aus einem Guise'schen Hause wurde auf Coligny geschossen; der Zeigefinger der rechten Hand war zerschmettert, der linke Arm verwundet. Dennoch blieb Coligny in Paris, die Hugenotten merkten noch nichts. Karl eilte ans Bette des Admirals; Katharina selbst erschien, den Sohn zu entfernen. Endlich, als sämmtliche Opfer durchs Gatter herein sind, beschließt der geheime Rath, ans Werk zu gehen. Nur Heinrich von Navarra mit etlichen Wenigen soll entkommen.

Eingeweiht waren, außer Katharina und Karl, Heinrich Guise, der Kardinal, der von Madrid und Rom aus die Fäden spann, die beiden jüngeren Brüder des Königs, Anjou und Alençon, der Marschall von Tavannes und der Marschall von Retz. Eine große Haupt- und Staatsaktion wird vor dem Könige aufgeführt: die Hugenotten trachten ihm nach dem Leben! Da wirft sich Karl seiner Mutter in die Arme und schwört: nicht Einer solle entrinnen! Seinen Liebling, den Grafen von Larochefoucauld, entläßt der König zum sichern Untergange — wer stand der Königin-Mutter für das Leben ihrer eigenen Tochter?

In der Nacht des 24. August 1572 gibt die Sturmglocke von St. Germain l'Auxerrois das schaurige Signal. Karl erscheint auf dem Balkon des Louvre. Katharina zittert, sie denkt an Gegenbefehl; aber schon hat das Blutbad begonnen. Heinrich Guise sendet zum andern Male Mörder gegen den wundenkranken Coligny; dieser wird tödtlich getroffen, dann zum Fenster hinausgeworfen; er stürzt zu den Füßen des Bastards von Angoulême nieder, der ihm den Eselstritt versetzt. In ganz Paris knattern die Schüsse, blinken die Mordgewehre, krachen Thüren und Fenster; Wehklagen, Mordgeheul von allen Seiten. Blut strömt in den Stuben, auf den Treppen, in den Straßen; Todte und Verwundete

fliegen aus den Fenstern und von den Dächern herab; Wagen und Karren rasseln mit Beute beladen, oder mit Leichnamen bepackt, zur Seine; blutig rollt der Fluß den entsetzlichen Greuel hinab. Der König mit seinen Brüdern schoß vom Balkon auf die Fliehenden. Coligny wurde noch als Leiche verstümmelt, zerfleischt, bei den Beinen aufgehängt, gebraten. Den Kopf sandten Katharina und Karl an den heiligen Vater nach Rom.

Die junge Königin Margarethe floh im Louvre von Zimmer zu Zimmer; denn auch im Louvre wurde gemordet. Sie rettete sich zu ihrer Schwester von Lothringen; neben ihr wurde ein Edelmann durchbohrt. Heinrich von Navarra und der junge Condé wurden verschont und dann rasch katholisch gemacht; der Kanzler de l'Hospital starb vor Gram.

Einen Augenblick besinnt sich der König, er möchte die furchtbare Schuld von sich abwälzen; aber Katharina und Anjou ängstigen ihn mit den Guisen, und Karl schreibt an die Gouverneure der Provinzen: „Ihr werdet über sie herfahren und sie in Stücke hauen, als Feinde meiner Krone." Der Vicomte Orthez zu Bayonne widerstand: „Ich habe in Bayonne", antwortete er dem König, „nur redliche Bürger und brave Soldaten gefunden, aber keine Henker. Ew. Majestät wolle unser Leib und Leben zu allen möglichen Dingen in Anspruch nehmen". Orthez starb bald darauf an Gift. Auch der Graf von Tende in der Provence gehorchte nicht und zahlte seinen Ungehorsam mit dem Leben. Eben so verhinderten das Morden Bertrand de Simiane im Dauphiné, St. Heran in der Auvergne, La Guiche in Mâcon, Chabot Charni in Burgund. Nur ein einziger Würdenträger der Kirche, der Bischof Hennuyer zu Lisieux in der Normandie, bestritt öffentlich, daß man die Ketzer ungestraft ermorden dürfe. Die Uebrigen hatten ihre Weisungen vom päpstlichen Legaten Alessandro, und gehorchten.

In Paris dauerte die Schlächterei zwei Nächte und zwei Tage; der Anstand verbietet zu erzählen, was vornehme Damen sich an den Leichen berühmter Hugenotten erlaubten. Ein Pariser Goldarbeiter rühmte sich, allein 400 Hugenotten gemordet zu haben; ein Metzger bekannte sich zu 150. In ganz Frankreich wurde

acht Tage und acht Nächte lang gemordet; was in Paris geschehen, wiederholte sich zu Lyon, Rouen, Bordeaux, Castres, Toulouse, Meaux, Orleans, Angers, Bourges ꝛc. Von Lyon nach Arles war die Rhone roth.

Auch die Anfänge der Philosophie wurden in jener gräßlichen Nacht umgebracht. Ein Picarde, Landsmann Calvin's, sechs Jahre jünger, Pierre La Ramée, Petrus Ramus, der die Autorität des zum Scholastiker gewordenen Aristoteles mit den Waffen des Rationalismus bekämpfte, den die Sorbonne verdammt hatte, der dann die Feder mit dem Schwerte vertauschte und sich muthig in den Bürgerkriegen schlug, fiel in der Bartholomäusnacht unter den Streichen der Schüler seines philosophischen Gegners Charpentier.

Die Zahl der Opfer ist unmöglich zu bestimmen. Für Paris wechseln die Angaben zwischen 5000 und 25,000; für ganz Frankreich zwischen 30,000 und 100,000; Sully gibt in seinen Memoiren 70,000 an. Der Marschall von Tavannes meinte, das sei ein gesunder Aderlaß; noch auf seinem Todesbette rühmte er sich der Bluthochzeit als einer guten That. In Madrid wurde auf Philipp's Befehl das Ereigniß mit großem Pomp gefeiert. Papst Pius V., der „Heilige", hatte den Greuel angezettelt; Gregor XIII., der grade 1572 Papst wurde, soll jedoch in gedrückter Stimmung gefeiert haben. Nichtsdestoweniger ließ er die Kanonen der Engelsburg lösen, ein Feuerwerk abbrennen, und gab dem Kardinal, der die Botschaft brachte, 2000 Dukaten. Er veranstaltete Prozessionen und Gebete, um Gott für das glorreiche Ereigniß zu danken, bestellte ein Prachtgemälde der Bluthochzeit, und darunter stand: Pontifex Colinii necem probat, „der Papst billigt den Mord des Coligny", ließ Gedenkmedaillen schlagen, und verkündigte die Bulle In Coena Domini, die noch jetzt jeden Gründonnerstag feierlich verlesen wird, und in welcher es heißt: Dem weltlichen Arme sind überliefert alle Anhänger Wycleff's, die Hussiten, Zwinglianer, Lutheraner, Calvinisten, alle Ketzer, desgleichen ihre Schützer oder solche, die sie vor ihren Verfolgern retten. Ein Sohn, der seinen Vater, ein Vater, der seinen Sohn nicht liefert, wird mit den schwersten Strafen heimgesucht; ein Fürst, der seine Unterthanen der römischen Inquisition nicht aus-

liefert, verliert Krone und Leben. — Daß in den Beichtstühlen Alles und Alle absolvirt wurden, ist selbstverständlich.

Zu Paris leugnete oder beschönigte man nichts mehr. Die Hugenotten waren Hochverräther, es war ihnen Recht geschehen. Die Gesetze sollten nicht unter dem Mordstahl schweigen, sondern selbst die Sprache des Blutes reden. Das Parlament von Paris, der oberste Gerichtshof, billigte nicht nur alles Geschehene, sondern verfuhr auch „im Wege Rechtens" gegen die Ermordeten. Es verhängte in Ermangelung des Körpers die Strafe der Zerstörung über Coligny's Bildnisse, verordnete die Verwüstung seines Hauses, und erklärte seine Nachkommen für infam. Der Admiral hatte jetzt plötzlich Hochverrath gegen den König gesponnen und dessen Ermordung angezettelt! Dasselbe Parlament befahl, daß jährlich am Bartholomäustage eine große Prozession zu Ehren der Schandthat stattfinden sollte! Der redliche de Thou aber, Thuanus, wie er sich in den 38 Büchern „Geschichte seiner Zeit", von Heinrich II. bis Heinrich IV., nennt, gab dem furchtbaren Eindruck auf sein damals noch junges Gemüth Ausdruck durch die klassischen Worte:

Excidat illa dies aevo, nec postera credant
Saecula: nos certe taceamus et obruta multa
Nocte tegi patiamur . . . . .

„Schwände der Tag aus der Zeit, und möge das künft'ge Jahrhundert
Nimmer es glauben: wir schweigen dazu, und dulden, daß dichte
Nacht das Verhüllte bedeckt! . . . . ."

Der Widerstand war in Frankreich nicht erstorben, aber die Kraft war gelähmt, die Führer fehlten, das Revier war ausgeschossen. Der vierte Krieg begann und schloß im Jahre 1573. Die Gewissensfreiheit wurde den Hugenotten gewährt, der öffentliche Kultus aber auf wenige Städte beschränkt. Zwischen den eigentlichen Gegensätzen bildete sich die Partei der „Politiker" als Juste-Milieu um den ehrsüchtelnden und stets verrätherischen Herzog von Alençon. Der französische Witz, der sich in der Namengebung immer auszeichnete, taufte den fünften Krieg, der in der Fastnacht von 1574 ausbrach, la prise d'armes du Mardi gras.

Karl IX., so beklagens- als fluchwürdig, wurde nach der Barthelemy seines Lebens nicht mehr froh; in düsterer Zerknirschung verbrachte er die Tage. Ein belgischer Maler der Neuzeit hat ihn dargestellt, wie er bleich, hohläugig und abgefallen, den Tönen des Orlando Lasso lauscht. Am 30. Mai 1574 starb er, noch nicht 24 Jahre alt. Sein Bruder Anjou, der mittlerweile König von Polen geworden war, entschlüpfte nicht ohne Mühe den Magnaten und eilte spornstreichs nach Paris. Katharina begrüßte ihren Liebling als Heinrich III. von Frankreich.

Der junge Condé wurde aus Deutschland zurückberufen und an die Spitze der Hugenotten gestellt. Johann Casimir von der Pfalz setzte sich abermals in Bewegung. Am 23. Februar 1576 entrann Heinrich von Navarra der Gefangenschaft, und am 14. Mai 1576 wurde der Friede zu Beaulieu geschlossen. Freie Religionsübung außerhalb Paris, Besetzung der Parlamente zu gleichen Theilen — chambres mi-parties —, Rückgabe der konfiszirten Güter, acht feste Plätze zur Garantie: so lauteten diesmal die Bedingungen zu Gunsten der Hugenotten.

Heinrich III. war viel zu kraftlos, um der Mann der Reaktion zu sein. Er schlemmte im Genuß, übte die Widernatürlichkeit mit seinen Mignons und streichelte seine Schooßhunde, die er in einem Korbe, den ein Band an seinem Halse befestigte, selbst in den bedenklichsten Zeiten mit sich zu schleppen pflegte. Da bekannten die Guisen Farbe: unter Philipp's II. Auspizien ward die heilige Liga gegründet, die ihre Mitglieder bei Strafe des Dolches zum Gehorsam verpflichtete. Ausrottung der Hugenotten war die Parole, Heinrich Guise's Ziel die Krone von Frankreich. Die Stimmung der Generalstaaten hatte seltsam gewechselt; die von Blois, Dezember 1576, waren streng katholisch. Heinrich III. mußte wohl oder übel sich an die Spitze der Liga stellen, um dem Komplot Paroli zu biegen. Aus Furcht jedoch unterhandelte er gleichzeitig mit den Hugenotten.

Der Ursprung der „heiligen Liga“ wird von Einigen bis auf das Jahr 1563 zurückgeführt; sie datirt indessen nachweisbar erst vom Jahre 1576. In dem Friedenstraktat von Beaulieu war dem jungen Prinzen von Condé das Besatzungsrecht in Péronne

eingeräumt. Dies erbitterte einen Hrn. d'Humières, Statthalter zu Péronne und Parteimann der Guisen. Herzog Heinrich übersandte dem Entsetzten den Friedenstraktat mit einem Entwurf der Liga; d'Humières und der picardische Adel unterschrieben. Die Formel lautete: „Im Namen der heil. Dreieinigkeit, für die katholische Religion, König Heinrich III. (!) und die adligen Privilegien, wie sie unter Chlodwig gewesen." Die Guisen affektirten, die Dynastie der Capetinger niemals zu nennen; das Erbe der Karolinger gehörte nach ihrer Auffassung dem Karl von Lothringen, dem Ahnen der Guisen.

Der sechste Krieg brach aus; der Herzog von Alençon, oder wie er seit seines Bruders Thronbesteigung hieß, der Herzog von Anjou, und der Herzog von Mayenne, der Bruder Heinrich's von Guise, befehligten die Königlichen. Das Pazifikationsedikt von Poitiers, 1577, kam ungefähr auf den Frieden vom Vorjahre hinaus. Der siebente Krieg, 1580, hatte wieder einen Spitznamen, la guerre des amoureux. Der König denunzirte nämlich seine leichtsinnige Schwester Margarethe bei seinem Schwager Navarra, der die Männertreue auch nicht erfunden hatte.

1584 starb der Herzog von Anjou, nachdem er von seiner niederländischen Pfuschpartie heimgekehrt war. Jetzt stand die Krone Frankreichs auf zwei Augen. Heinrich Guise rückte seinem Ziele näher, er hatte nur noch Heinrich von Navarra zu beseitigen. Vergeblich wandte sich der hülflose Bearner an sämmtliche protestantische Mächte Europas. Guise schloß 1585 mit Spanien ab: Beseitigung aller Sekten in Frankreich und Niederland. Der Kardinal Karl von Bourbon wurde zur Vorsicht als künftiger König von Frankreich eingeschoben. Der Papst that Heinrich von Navarra in den Bann. Paris empört sich gegen König Heinrich III.; ein demagogisch-ultramontaner Rath der Sechszehn macht gemeinsame Sache mit den Guisen. Der König schließt sich verzweifelt dem katholischen Bündniß an und hebt in dem Edikt von Nemours mit einem Federzuge alle Toleranz auf.

Achter und letzter Krieg, la guerre des trois Henri. Der König von Frankreich, der König von Navarra und der Herzog von Guise hießen alle drei Heinrich. Heinrich von Navarra

schlägt die Königlichen bei Coutras in Guyenne am 20. Oktober 1587 aufs Haupt; aber er verfolgte seinen Sieg nicht, weil er einen Liebeskampf mit der Herzogin von Guiche auszufechten hatte. Unterdessen werden die deutschen Hülfstruppen der Hugenotten geworfen. Guise stellt jetzt dem Könige Bedingungen; dieser befiehlt ihm, nicht nach Paris zu kommen; Guise kommt dennoch. Die Pariser machen die journée des barricades (von baril, Faß; es wurden nämlich Fässer mit Ketten verbunden, um die Straßen zu sperren), 12. Mai 1588. Der König entflieht, Guise ist Herr der Hauptstadt.

Die privilegirten Stände treten zu Blois katholisch-revolutionär auf. Man sollte glauben, Etienne Marcel aus dem 14. Jahrhundert sei wieder erwacht. 1358, als König Johann in England gefangen saß, hatte Marcel den Palast des Dauphins Karl gestürmt uud ihm die Köpfe seiner Diener vor die Füße gelegt. Das Volk setzte seinen Willen über den Willen der Krone. Aehnlich erklärten die Stände zu Blois 1588, die Fülle der Macht sei bei ihnen, der König habe nur den Vorsitz.

Heinrich III. concedirt im „Unionsedikt" vom 21. Juli 1588 Alles, gelobt den Vertilgungskrieg wider die Ketzer und macht den Guise zum Generalissimus. Jetzt aber erfolgte der Rückschlag. Im Schlosse zu Blois läßt König Heinrich am 23. Dezember 1588 den Herzog von Guise vor seinen Augen ermorden, und dessen Bruder, den Kardinal Ludwig, ins Gefängniß werfen. Im untern Geschosse lag Katharina von Medici auf ihrem Todesbette. Sie entbot den Kardinal von Bourbon zu sich, der ihr sagte: „Madame, Sie haben uns alle zur Schlachtbank geführt." Am 24. Dezember wurde der Kardinal von Guise im Gefängniß ermordet. Am 5. Januar 1589 starb Katharina.

Wie stürzten die Wogen der öffentlichen Meinung gegen einander! Welche Wuth der Gegensätze tobte durch Frankreich! Heinrich III., der gekrönte, rechtmäßige König, ein Mörder! Auf den katholischen Kanzeln hieß er: „Ein Türke dem Kopfe nach, ein Deutscher am Leibe, eine Harpye an den Händen, ein Engländer an den Beinen, ein Pole an den Füßen, an der Seele ein wahrer Teufel." Ein anderer Priester rief: „Wegen seiner Heuchelei ist er ärger als

Julian, an Blutdurst ein Caligula, an Geilheit ein Heliogabal, an Gotteslästerung ein Dionysius von Sizilien."

Von der Katharina meldet ein Zeitgenosse: „man habe ihr so wenig nachgefragt wie einer todten Ziege". Man widmete ihr folgendes Epitaph:

„Einst gab des höchsten Gottes Rache
Den Hunden Jesabel zum Fraß;
Viel schlimmer steht Kathrinens Sache:
Da liegt das Aas als gute Beute,
Doch schaudernd kehrt sich ab die Meute."

Wild gährten jetzt alle Elemente durch einander. Heinrich III. blieb nichts mehr übrig, als sich mit Heinrich von Navarra zu verbinden. Dies geschah am 30. April 1589; beide vereint rückten sie dann gegen das meuterische Paris. Die Stadt war in wahnsinniger Aufregung. Ekstase und Noth stritten sich um den Vorrang. „Zwei Kronen", hieß es, „hat der König bereits verloren (Polen und Frankreich); die dritte soll er im Kloster finden" (die Tonsur). Die Herzogin von Montpensier, die Schwester der gemordeten Guisen, genannt die boiteuse Cypris, „die hinkende Venus", schnaübte Rache und machte dem Könige beim Parlament zu Paris den Prozeß. Bei Tag und bei Nacht fanden die wahnwitzigsten Aufzüge statt: Geistliche und Mönche, Männer, Weiber und Kinder, zogen halb oder ganz nackt, singend und schreiend durch die Straßen, trieben Possen und Unzucht, und beteten für den Fortgang der Ligue. Zur Abwechselung wurde hin und wieder ein Hugenott verbrannt.

Heinrich von Navarra erließ ein Manifest an die Nation. Die ersten Töne sanfter Menschlichkeit schlugen an die fanatisch-verwilderten Ohren: „Schon seit langer Zeit habe ich erfahren, daß das wahre und einzige Mittel, die Völker zum Dienste Gottes zu vereinigen, und die Frömmigkeit in einem Staate zu gründen, Milde ist und Frieden und gutes Beispiel; nicht aber Krieg und Unordnung, wodurch nur Bosheit und Laster überall in der Welt entstehen." — Als Antwort auf die Friedensworte des Béarners ermordete Jacques Clément, ein fanatisirter Mönch, am 1. August 1589 den König Heinrich III. im Lager vor Paris. Er hatte den

Auftrag direkt „von Gott“ erhalten. Papst Sixtus V. pries den Mörder öffentlich, den er mit Judith, Eleazar und den Märtyrern verglich. Von den katholischen Kanzeln herab erscholl sein Lob im Style der Acta Sanctorum.

Am 14. März 1590 schlug Heinrich IV. den Herzog von Mayenne bei Ivry und bedrängte dann das belagerte Paris noch heftiger. In demselben Jahre starb der liguistische Scheinkönig Karl X. (der Kardinal von Bourbon), und Philipp II. stellte den Guise'schen Ansprüchen die Kandidatur seiner Tochter Klara Eugenie entgegen. Für diese mußte Alexander Farnese von den Niederlanden her Krieg führen. So trieb der religiöse Fanatismus bis zur Preisgebung des Vaterlandes und seiner Selbständigkeit!

In dem belagerten Paris brach endlich die Hungersnoth aus. Ein Huhn kostete einen Thaler, ein Pfund Butter 2½ Thlr., ein Hammel 35 Thlr., Preise, die sich weit über diejenigen von 1870/71 erheben. Hunde, Leder und Baumrinde spielten damals die Rolle der Ratten. Brod wurde aus Todtenknochen bereitet. Man schlachtete Kinder, wie weiland zu Jerusalem. Binnen drei Monaten kamen 12,000 Menschen vor Elend um.

Die Parallelen drängen sich, aber das Wichtigste ist die Frage: Wie kann ein Volk, bei dem die Reflexion die Phantasie zu beherrschen pflegt, ein Volk des Witzes, des Bonmots, des Calembourgs, in solchen Fanatismus verfallen, periodisch wahnsinnig werden, alle gesunde Vernunft mit Füßen treten? Wie ist es denkbar, daß der vielgerühmte Geschmack, das unbestreitbare Gefühl für Schönheit, der Kultus der angenehmen Form mit Einem Male umschlagen in die offenbare Zerstörungswuth, in die Raserei des Barbarenthums? Wie können Franko-Gallier zu Berserkern werden? Das ist die Frage, welche auf den Lippen aller Denkenden schwebt.

Die Bartholomäusnacht war der „Schrecken“ von Oben, auf hohes obrigkeitliches Anstiften, wobei der gesalbte König das Mordinstrument anlegte, um eine ganze Denkrichtung auszurotten. Der Terrorismus von 1793 und 94 war die umgekehrte Bartholomäusnacht, der Mord von Unten, methodisch zu dem Zwecke veranstaltet,

ein neues Staatsprinzip durchzuführen. Während der Belagerung von Paris 1588—94, und während der Belagerung von Paris, März bis Mai 1871, zeigt sich derselbe Fanatismus der Verzweiflung, dieselbe Raserei der Zügellosigkeit, nur das eine Mal unter dem Schilde der Bigoterie, das andere Mal unter der Fahne des Nihilismus. Die Pfaffen des Unglaubens haben grade so arg getobt, wie die Pfaffen des tridentinischen Glaubens; die Intoleranz unter Null hat es der Intoleranz des Siedepunktes zum Mindesten gleichgethan. Jedesmal aber, 1572 wie 1590, 1793 wie 1871, konstatiren wir das Bestreben, von einem Punkte aus, durch Feuer und Schwert, mit der rücksichtslosesten Gewalt eine „Idee", d. h. eine abstrakte, vorgefaßte Meinung durchzusetzen und um jeden Preis zu behaupten.

Nun nehme man alle schlechten Eigenschaften der Franzosen zusammen, wie sie ja in der letzten Zeit dem deutschen Patrioten so geläufig geworden sind; man steigere diese Eigenschaften noch so hoch: Eines wird sich aus dem Nationalcharakter allein nie ableiten lassen: der blinde Fanatismus. Eitel, prahlerisch, frivol, machtsüchtig, servil, unwissend, Alles das reicht nicht aus, um Scenen und Dinge zu erklären, wie sie sich in den 90er Jahren des 16. Jahrhunderts und im Jahre 1871 zutrugen. Und eben so gewiß wir glauben, daß ohne 1590 weder ein 1793, noch ein 1871 eingetreten wäre, eben so sicher sind wir, daß nur das Ferment des Neokatholizismus, der jesuitischen Gegenreformation, im Stande war, die Charaktermischung der Gallier in so wilde Gährung zu versetzen. Die wahren Väter der Kommune sind die Loyoliten, und das von ihnen verbreitete Gift hat, bei dem hartnäckigen Mangel aller Volkserziehung, unter unsern Augen die gräßlichen Wirkungen hervorgebracht, die wir mehr kennen als begreifen.

Werfen wir einen Blick auf Vorgänge und Personen in dem liguistischen Paris!

Die radikalen Schürer, welche sich besonders nach dem Tode Heinrich's III. hervorthaten, hießen im 16. Jahrhundert Boucher, Rose, Guincestre; 1793 Marat, Hébert, Chaumette; 1871 Blanqui, Pyat, Assi.

Boucher le Borgne — fataler Name: „der einäugige Metzger" — auch der „König der Ligue" geheißen, „die Fackel des Bürgerkrieges, der Fähnrich der Boshaften", nach Voltaire „aufrührerisch bis zum Wahnsinn", war Doktor der Theologie und 1580 Rektor der Sorbonne, der alten scholastischen Universität. Rose war Bischof von Senlis, früher Hofprediger Heinrich's III.; als der Sturm losbrach, verzieh er von der Kanzel herab den Mord des Vaters, der Mutter, der Brüder und Schwestern, jeden Gräuel, wenn man nur zur Ligue hielt. Guincestre, ein Gascogner, wahrscheinlich französisch verballhornt aus Winchester, war Prediger an der Kirche von St. Gervais.

Die Délescluze, Raoul Rigault, Lullier ꝛc. ꝛc. hatten ihre Vorbilder an einem Génébrad, Bernard de Montgaillard, Hamilton u. A. Génébrad war ein Benediktiner, sehr gelehrt, Professor am Collége de France und Lehrer des heil. Franz von Sales, des quietistischen Bischofs! Bernard de Montgaillard zählte erst 25 Jahre und hieß der „kleine Feuillant" oder Bernhardiner. Hamilton, ein flüchtiger Schotte, erhielt die Pfarrstelle von St. Cosme. Nur daß damals die Chorführer lauter Geistliche waren, während die heutigen fast alle von der Feder auf gedient haben.

Boucher hing der Katze die Schelle um: De justa abdicatione Henrici tertii — „kann die Kirche, kann das Volk einen Monarchen abdanken?" Und die Antwort lautete: Ja, ja! Heute hieß es: kann eine Stadt sich über die Nationalregierung, über das allgemeine Stimmrecht setzen? Steht das „Prinzip" höher als die Souverainität des Volkes? Ja, ja!

So entstand in Paris der Conseil dés Seize, der „Rath der Sechzehn", nach den Quartieren der Stadt; so kam in Paris das „Comité der Nationalgarden" zu Stande. „Abenteurer und Bankerottirer," sagte damals der Historiker de Thou; „der Pöbel der Hauptstadt, der Abschaum der Welt", heißt es jetzt.

Als Heinrich III. im Schlosse zu Blois den Heinrich Guise und dessen Bruder, den Kardinal, morden ließ, predigten alle Kanzeln von Paris Mord. Wachsbilder des Königs wurden auf die Altäre gestellt und während der Messe von den Priestern durchstochen. Der König fiel.

Der Béarner rückte gegen Paris. Die Geistlichen predigten nach „Billets“ der Montpensier, lies: nach Lügenbulletins. Selbst dem Herzog von Mayenne, dem Bruder Heinrich's von Guise, wurde es zu arg; er dachte daran, Frieden mit dem Béarner zu schließen. Sixtus V., der energische Schweintreiber auf dem päpstlichen Stuhle, rieth zur Mäßigung; man nannte ihn dafür un politique, was heutzutage ein „Gemäßigter“, ein „bourgeois“ ist. Wurde nicht der kreuzbrave, echt republikanische, wissenschaftlich sozialistische Gustav Chaudey, in unsern Tagen als Geisel gemordet?

1590 begann die „Belagerung Jerusalems“; der Hunger trieb den Fanatismus auf die Spitze. 1591 fiel die Stadt Chartres, natürlich war sie „von den Moderirten verkauft“ worden. Man griff den Mayenne heftig an, man schimpfte auf die heil. Jungfrau, weil sie auf so viele brünstige Gebete nichts thue!

Der Terrorismus trat unverhüllt auf, das liguistische Parlament selbst wurde aufgehoben, ein Rath der Zehn, ein „Wohlfahrtsausschuß“, eine echte „Kommune“ eingesetzt. Die Theorie der „Verdächtigen“ kam in Schwang. Man schlug rothe Papiere an, welche Mord athmeten. Selbst die spanischen und italienischen Truppen widersetzten sich der Schlächterei. Mayenne sah sich genöthigt, den Rath der Sechzehn aufzulösen und vier von ihnen im Hofe des Louvre zu hängen.

1593 kamen die Generalstaaten in Paris zusammen; Philipp II. von Spanien arbeitete mit Macht an seiner dynastischen Lösung, er wollte seine Tochter Klara Eugenie Isabella mit dem jungen Guise vermählen. Boucher raste für dieses Projekt, schäumend bestieg er die Kanzel und predigte über: Eripe nos de luto! „Rette uns aus dem Kothe“ — oder „aus der betrübten Lage!“ (Lutum heißt beides und spielt auch auf Lut-etia, Paris, an); der vaterlandsverrätherische Pfaffe rief aus: Il est temps de se débourber (entkothen), de se débourb-onner (ent-bourbonnisiren).

Es war zu Ende. Die Antwort lautete: Il est temps de se dé-Boucher (entpfropfen, den Boucher abthun). In ihren krampfhaften Krisen verhunzen die Franzosen jedesmal ihre feine zweideutige Sprache bis zum Ekel.

Als Heinrich IV. zur katholischen Kirche zurückgetreten war, hielt Boucher noch neun Predigten gegen die „geheuchelte Bekehrung". Am 22. März 1594 zog Heinrich in Paris ein, die pfäffische Kommune zerstob; aber Boucher vertheidigte noch im Druck den Königsmörder Châtel, hielt die Trauerrede auf Philipp II., und starb erst 1616, mit 96 Jahren, der alte Sünder.

Am 25. Juli 1593 hörte Heinrich von Navarra die Messe zu St. Denis. Mit einem Witzwort setzte er über die Kluft des französischen Dualismus: Paris vaut une messe, Paris ist eine Messe werth. Er glaubte nicht anders zu können, und wir denken, er konnte wirklich nicht anders. Trotz seiner Bekehrung dauerte der Bürgerkrieg noch vier Jahre lang. Erst als es mit Philipp II. zu Ende ging, kam der Frieden von Vervins 1598 zu Stande. Die monarchische Einheit thronte über den erschöpften Gegensätzen, aber die katholische Tradition war gerettet.

Der Mann, der im Jahre 1594 als 40jähriger in seine Hauptstadt Paris einritt, ist unmäßig gelobt und noch unmäßiger getadelt worden. Er war Zeit seines Lebens zwischen den Widersprüchen Frankreichs umhergeworfen worden und trug deren selbst genug in sich. Seine Naturanlage und die Einwirkung seiner Mutter erheben ihn über alle andern Kronenträger Frankreichs: er war großmüthig, tapfer, klug; leider auch sinnlich und leichtsinnig vom Vater her.

Als Kind wird er zuerst protestantisch erzogen, das Werk der Mutter. Im Jahre 1562, er zählte 8 Jahre, gewinnt die katholische Partei seinen schwachen Vater, und Heinrich wandert unter die Obhut eines katholischen Priesters. Nach dem Tode Anton's wird er wieder protestantisch und bleibt es bis zur Bluthochzeit, 1572. Er rettet sich durch abermalige Bekehrung und ist katholisch bis zum Februar 1576. Von 1576 bis 1593 kämpft er als protestantischer Held an der Spitze der Hugenotten; dann bekehrt er sich zum dritten Male, aus — Politik.

Heinrich vergaß seine alten Glaubensgenossen nicht, als er Paris gegen eine Messe eingetauscht hatte; aber die Politik ge-

stattete ihm nicht, ein neues Staatsrecht einzuführen und die Gleichheit der Bekenntnisse vor dem Gesetz zu verkünden. Man sagt, es wäre in Einem hingegangen. Schwerlich. Eine gewaltsame Bekehrung zum Calvinismus wäre eben so leicht zu bewerkstelligen gewesen, als die Rechtsgleichheit zweier Konfessionen in demselben Einheitsstaate. Heinrich hätte höchstens den Keim zu einer neuen furchtbaren Reaktion gelegt. Die Generalstaaten und die Bürgerschaft von Paris hatten ihn dessen belehrt.

Unterm 13. April 1598 ward das Edikt von Nantes ausgefertigt, die größte Toleranzakte, deren ein monarchischer Einheitsstaat mit vollkommen katholischer Tradition, bei getheilter Stimmung, im Zeitalter der Jesuiten, fähig war. Die Hugenotten treten in den Genuß aller allgemeinen Rechte, haben Anspruch auf alle Aemter, Schulen und Anstalten, die Parlamente werden paritätisch besetzt. Adlige mit hoher Gerichtsbarkeit üben den Kultus in ihren Wohnorten; der kleinere Adel in seiner Familie, bis zu 30 Personen. In den Städten soll der Zustand von 1586/87 verbleiben, Landbewohner dürfen am städtischen Kulte theilnehmen. Wo Kirchen sind, dürfen auch Schulen errichtet werden. Synoden werden nur mit Erlaubniß der Obrigkeit gehalten. Der Zehnte wird der katholischen Geistlichkeit weiter gezahlt; die hugenottischen Geistlichen aber sind steuerfrei. Der König sorgt dafür, daß in der Fremde kein Franzose der Inquisition unterworfen werde. Nur in Paris und am jeweiligen Aufenthaltsorte des Hofes darf kein protestantischer Gottesdienst gehalten werden.

Hätte Karl V. den deutschen Territorialherren, den Reichsunmittelbaren und den freien Städten solche oder analoge Rechte — die Zustände in Deutschland und Frankreich gestatten kaum einen Vergleich — gewährt, der schmalkaldische Krieg wäre nie ausgebrochen und schwerlich hätten die Jesuiten den 30jährigen entzündet.

Was in der Sphäre dieses besten französischen Königs lebte, war denn doch von einem andern Kaliber als die Gesellschaft der Valois und der Guisen. Von Heinrich's Freunden ging das Licht aus, bei welchem wir noch heute die Wahrheit über jene Schauer-

epoche erkunden. Der brave d'Aubigné, eben so gelehrt wie tapfer im Felde und klug im Rath, verzeichnete in seiner „Allgemeinen Geschichte" die Ereignisse der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit hohem Freimuthe, so zwar, daß zehn Jahre nach des Königs Tode das Parlament Buch und Verfasser verdammte und der letztere nach Genf fliehen mußte. Liest man dagegen die cynisch-frivolen Schilderungen eines Brantôme und Montluc, so sollte man glauben, Perfidie, Treubruch, Mord, Grausamkeit und Unzucht seien selbstverständliche Dinge. Diese beiden höfischen Gascogner wälzen sich mit Behagen in Blut und Koth.

Philipp de Mornay, Baron du Plessis, Heinrich's Lehrer und Freund, schrieb seine politischen Memoiren mit der größten Gewissenhaftigkeit. Der Marquis von Rosny, weltbekannt unter dem Namen des Herzogs von Sully, Heinrich's großer Minister, hinterließ die werthvollsten Aufzeichnungen über seine großen Erlebnisse wie über sein eigenes Thun.

Sully war es, der als Freund und oft als strenger Mentor des Königs zu den großen ökonomischen Maßregeln rieth, welche dem trostlosen Zustande des Landes abhelfen sollten. Im Jahre 1596 ward verordnet, daß ein Drittel aller seit fünf Jahren aufgelaufenen Zinsen erlassen sei, und daß alle Güterkäufe der Liguisten gegen Erstattung des Kaufpreises rückgängig gemacht werden könnten. War kein Rechtstitel des Besitzers nachzuweisen, so erhielt dieser keine Entschädigung.

Einen Minister wie Sully hatte Frankreich nie gehabt. Er suchte nach Kräften die feudalen Monopole zu beschränken; er sah den Steuererhebern, diesen Blutegeln Frankreichs bis zur Revolution, streng auf die Finger und strafte ihre Erpressungen. Für unparteiische Rechtspflege war er unausgesetzt thätig. Freilich bewirkte ein königlicher Befehl damals noch nicht, was er unter Ludwig XIV. vermochte; die nivellirende Hand Richelieu's war noch nicht über Frankreich gefahren.

Bei dem volkswirthschaftlichen Standpunkte Sully's wolle man nicht vergessen, daß er ein Landedelmann, folglich ein Physiokrat war, der vor keiner Produktion, außer Viehzucht und Ackerbau,

Respekt hatte. Labour et pâture sont les deux mamelles de l'État: so lautete sein bekanntes Axiom. Zankte Sully doch heftig mit seinem Könige, weil dieser die Colbert'sche Idee hatte, Maulbeerbäume zu pflanzen, um die Seidenkultur zu fördern!

Zur Zeit des Edikts von Nantes zählte man in Frankreich noch 670 reformirte Kirchen; die Zahl der Bekenner wird auf zwei Millionen Seelen angegeben. Das war ein gewaltiger Rückschritt seit den 60er Jahren, wo über 2000 Kirchen bestanden und drei Viertel des Landes protestantisch gewesen sein sollen! Die Bewegung zerfiel also bereits in sich selbst, und der anfängliche Eifer eines hohen Adels hatte sich bedeutend gedämpft.

Charakteristisch für diese qualitative Herabstimmung ist die im Jahre 1593 entstandene Satyre Ménippée, dem ironischen Philosophen Menippus zu Ehren betitelt. Den Plan zu dieser komischen Epopöe entwarf der Almosenier des Kardinals von Bourbon, Pierre Le Roy; bei der Ausarbeitung, besonders der spätern Theile, gesellten sich zu diesem: Jacques Gillot, Kanonikus an der Sainte-Chapelle, Passerat, ein gewandter Erzähler, Rapin, der poetische Soldat, und der Jurist Pithon. Gegenstand der Satyre waren die fanatischen Generalstaaten während der Belagerung von Paris.

Guisen und Spanier werden mit Skorpionen gezüchtigt; das spanische Gold, welches damals die große Rolle spielte, und mit dessen Hülfe ein bigotter Päpstling zum Könige über die Nation des bon sens gesetzt werden sollte, heißt das Catholicon espagnol, oder die „jesuitisch-katholisch-spanische Essenz, gemischt aus Goldpulver, Pensionen, Versprechungen und schönen Worten". Der Jammer des Bürgerkriegs wird lebhaft geschildert. In den Reden der Bischöfe und besonders des Kardinallegaten tauchen die epistolae obscurorum virorum aus dem Anfange des Jahrhunderts in einer Mosaik von Mönchslatein und italienischen Brocken wieder auf; der Herzog von Mayenne rühmt sich, aus Frankreich einen Kirchhof voll schöner Kreuze, Todtenbahren und Galgen gemacht zu haben. Der Mord Heinrich's III. wird mit tiefer Ironie als ein frommes Werk der Jesuiten, Klosterbrüder und Beichtväter gepriesen.

Endlich werden die Bürger von Paris, die sich der Ligue so hübsch leibeigen machten, mit einem Esel verglichen, der, als er seine Schuldigkeit gethan, für dreißig Reichsgulden einem Metzger verkauft wird. Das Fleisch kam an den Legaten, der die Hälfte als Kalbfleisch verkaufte.

Diese scharfe Satyre ging von den Anhängern Heinrich's aus; als Satyre verhält sie sich natürlich negativ, sie zerfleischt die Gegner:

„Was bedeutet, sagt mir doch,
Doppelt Kreuz bei den Liguisten?
Ach, sie kreuz'gen einmal noch
Jesum Christum, diese Christen." *)

Aus der Negation aber kamen diese „politischen" Hugenotten nicht heraus. Gegen die Intriganten in der Politik und ihre Helfershelfer, gegen diese Auswüchse des Katholizismus, richtet sich ihr Stachel. Von Protestantismus oder Calvinismus ist keine Rede; sie unterscheiden speziell das Catholicon Espagnol von dem Catholicon de Rome: „Das ist nicht das einfache Catholicon von Rom, welches keinen andern Zweck hat als die Seelen zu erbauen, welches nur gut ist für die Politiker; es ist das spanische Catholicon" ꝛc.

Die „Politiker" sind es, welche lachen, ihr Sieg steht vor der Thüre. Die Messe, welche Heinrich IV. hört, ist ihnen eine gute, unverfängliche Messe. Es handelte sich für diese Politiker nur noch um den nationalen König und den nationalen Glauben. Sie bekamen beides und waren zufrieden. Die Jesuiten waren es minder; ihnen that Heinrich IV. viel zu wenig mit seiner Messe; seinem Katholizismus trauten sie nicht über den Weg. Am 27. Dezember 1594 erfolgte der Mordanfall Châtel's. Da entfernte der König die Jesuiten; er hätte sie eben so gut dalassen können, sie hätten ihn doch erreicht.

---

*) Dites-moi donc, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est qu'en la ligue on crucifie
Jésus-Christ encore une fois.

Was den moralischen Wandel betrifft, so war Heinrich weit mehr Franzose als Calvinist. Mit Margarethe von Valois war nicht zu leben, mit Heinrich von Navarra eben so wenig. Er siegte unter der Fahne des Mars wie unter derjenigen Amor's. Am längsten huldigte er der schönen Gabriele d'Estrées, die er zur Herzogin von Beaufort machte. Als diese 1599 starb, kam die Reihe an die Henriette d'Entraigues, Marquise von Verneuil. Sully hatte seine liebe Noth mit ihm; denn der Rabelaisische Zug: Fays ce que vouldras ging mitten durch sein Wesen. Als aber Heinrich das Kind der Gabriele zum Enfant de France machen und ihm eine Apanage aussetzen wollte: da schlug es ihm Sully rundweg ab.

Der Minister dachte aus dynastischen Gründen sehr ernstlich an eine zweite Heirath seines Königs. Heinrich war noch immer nicht geschieden, und er hatte es nicht eilig, weil er keine Prinzessin finden konnte, die ihm behagte. Es war von deutschen Fürstentöchtern die Rede; aber Heinrich meinte, einer solchen müsse er ein Faß Wein zur Seite legen. Endlich, am 17. Dezember 1599, sprach der Papst die Scheidung aus, und ein Jahr später, mit dem neuen Jahrhundert, fand die Vermählung mit Maria von Medici statt. Das war ein herzlich dummer Streich des braven Sully. 1601 ward Ludwig XIII. geboren.

Die weitern Entwürfe Heinrich's IV., seine „Christliche Republik", seine Absichten in Bezug auf Deutschland, gehören nicht hieher. Die Jesuiten wurden wieder zugelassen, und am 14. Mai 1610 statteten sie dem besten französischen Könige ihren Dank ab. An diesem Tage wurde der sorglose Heinrich durch Ravaillac ermordet.

Das französische Volk ist im Abzuge von der Bühne begriffen, der wichtigste Schauspieler fehlt fortan. Königthum, Adel und Geistlichkeit bleiben. Und das Königthum duckte den Adel.

Man gewöhnt sich im Verlaufe dieser zuletzt unerquicklichen und scheinbar zwecklosen Geschichte, in der sich alle Grund- und Vorsätze beständig wieder aufheben, an eine Erscheinung, welche

gleichwohl die ernsteste Betrachtung verdient. Diese Erscheinung ist der religiöse Mord, und besonders der Fürstenmord. Der kürzeste Prozeß, den man einem Prinzipe machen zu können glaubt, ist der, daß man dessen Repräsentanten einfach umbringt. Sind diese Repräsentanten nicht alle zu erreichen, so nimmt man die Vornehmsten, die Köpfe, heraus, oft nur Einen, in welchem das Prinzip sichtbarlich verkörpert ist. So fielen Franz Guise und Ludwig Condé als Hauptträger zweier Ideen; so schlachtete Katharina von Medici den Admiral von Coligny und die Zehntausende der Bartholomäusnächte. So wurden Heinrich III. und Heinrich IV. kurzer Hand abgethan, trotz des Salböls auf ihrem Haupte. Woher das, und welche Lehre war denn plötzlich im 16. Jahrhundert gepredigt worden, daß der Mord und der Fürstenmord mit Begeisterung vollbracht, die härteste Strafe dafür mit der größten Standhaftigkeit erduldet wurde?

Diese Lehre stammte offenbar aus der Kirche; denn die Alten hatten bei der Vernichtung der Tyrannen nur die bürgerliche Freiheit, die Rettung der Republik im Auge. Religiöse Motive kamen ihnen niemals in die Gedanken. Wer, wie Harmodius und Aristogeiton, sein Leben an das des Tyrannen wagte, der war ein gefeierter Bürger, auch nach der That, und lebte mit Ehren in der befreiten Republik weiter.

Anders war die Sache in der christlichen Welt, und namentlich im Jahrhundert der Reformation und des Jesuitismus. Schon im Jahre 1408 wurde zwar die Ermordung des Herzogs von Orleans durch den Herzog von Burgund von einem Franziskaner lebhaft vertheidigt. Das Konzil von Konstanz dagegen verdammte ausdrücklich den Tyrannenmord. Der Jesuit Mariana aber, die Hauptautorität für den Tyrannenmord, verwarf das Konstanzer Dekret. Suarez, sein Confrater, unterschied — distinguo — wie immer: es gebe Tyrannen in regimine, die wirklich im Besitze der Herrschaft seien, und Tyrannen de jure, die blos einen Titel, oft aber keinen einzigen Unterthan besäßen. Das Konzil habe nur die Tyrannen in regimine in Schutz genommen.

Vor Mariana und Suarez hatten schon drei berühmte Väter der Gesellschaft Jesu den Tyrannenmord gutgeheißen: Sa, der

Portugiese, Toletus, der Spanier, später Kardinal, und Molina, auch ein Spanier; alle fünf stimmen sie darin überein, daß der Tyrann erst seines gesetzlichen Titels beraubt, daß er zum Usurpator erklärt werden muß, ehe man ihm zu Leibe gehen darf. Mariana erhielt die Druckerlaubniß für sein höchst bedenkliches Buch drei Monate nach dem Tode Philipp's II.; es war also noch unter diesem Monarchen verfaßt, und ging, wie Alles in jener Zeit, direkt gegen Elisabeth von England. Die Jesuiten waren klug genug, ihre Theorie stets auf den Gesellschaftsvertrag und die Volksfreiheit zu gründen, und bis in unser Jahrhundert hinein hat man sich an dieser Angel fangen lassen.

Die „Volksfreiheit" der Jesuiten zeigte sich in Paris unter Heinrich III., die Jesuiten wußten diese „Freiheit" auszubeuten, selbst Philipp von Spanien schwamm in ihrem Wasser. Am Ende kommt Alles darauf an, wer den „Gesellschaftsvertrag" und die „Volksfreiheit" erklärt. Zuerst stiftet man eine Revolte an, stachelt mißmuthige oder käufliche Elemente zur Empörung auf: im Nu ist der rechtmäßige König, der König in regimine, in einen bloßen König de jure, in einen Usurpator umgewandelt. Jetzt bannt ihn der Papst und er ist vogelfrei. Die legitime Mordwaffe erhebt sich gegen ihn, die Balthasar Gérard, Jacques Clément, Châtel und Ravaillac sind die Helden der „Volksfreiheit". Le tour est fait.

Ueber diese Dinge kann kein Zweifel mehr aufkommen, und doch haben die Jesuiten durch ihr neues Staatsrecht in der politischen Denkweise eine bedeutende Umwälzung veranlaßt, und grade Mariana bezeichnet am deutlichsten den Anfang einer neuen Richtung in der Auffassung der staatlichen Dinge. Er hat wesentlich dazu beigetragen, die Welt vom Systeme der orthodoxen Legitimität zu befreien, welche grade der Protestantismus den Völkern neu eintränkte. Die protestantischen Fürsten nahmen mit großem Nachdruck den Titel „von Gottes Gnaden" auf, den einst der blutbefleckte Frankenkönig Chlodwig eingeführt hatte. Sie thaten dies im bewußten Gegensatze zu päpstlichen Anmaßungen, und gegen die Theorie Gregor's VII., der sich das „große Licht" nannte, von dessen Gnaden erst die „kleinen Lichter", vom Kaiser angefangen, brennen sollten.

Das jesuitisch gewordene Papstthum wurde revolutionär, es sagte: Acheronta movebo, zur Noth setze ich die Hölle in Bewegung. Der Beweggrund war ein lediglich egoistischer; aber solche Mittel sind zweischneidiger Natur; das Volk braucht nicht immer auf Kommando zu revoltiren und die Endabsichten der Theoretiker auszuführen. Es ist ihm eine Waffe in die Hand gegeben, die es auch auf eigne Faust zu schwingen lernt.

Das Prinzip der Jesuiten ist die Zweckmäßigkeit, die kluge Ueberlegung der Mittel, welche zum Ziele führen. Dieser klugen Ueberlegung haben sie in staatlichen Dingen die Direktive gegeben. Und grade während der französischen Bürgerkriege vollzog sich in Frankreich ein ganz analoger Umschwung in den befähigtsten Geistern. Der Ton dieser Schriftsteller wurde kühl raisonnirend, im Gegensatz zu der Gluthitze des Calvinismus. Das Wesen des Staates, wie er historisch geworden, wie er ideal sein sollte, beschäftigte die Förscher und Denker. Allmählich spannten sich neue, wenngleich ferne Horizonte.

Die verständige Betrachtung der Rechtsverhältnisse in Gesellschaft und Staat, die eigentliche Rechts- und Staatstheorie, stammt aus Frankreich, und ist das Produkt jener Parteiwirren, welche scharfe und gelehrte Geister zu enträthseln und abzustellen suchten. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die Grundlegung einer neuen Wissenschaft aus der Noth der Zeit hervorging, und wie sich das Denken damit befaßte, diese Noth — wenigstens im Bilde des Systems — aufzuheben. Die betreffenden französischen Schriftsteller sind, wie die niederländischen Maler, die Krystallisation der flüssigen Elemente um sie her.

Zuerst ist Franz Hotman zu nennen, für seine Zeit ein Quellenforscher. Die ersten Lutheraner, die zu Paris so muthig in den Flammen starben — Berquin wurde 1529 verbrannt — bekehrten ihn zu dem neuen Glauben. Im Exil zu Genf schrieb Hotman seine Franco-Gallia, welche 1574 herauskam, und schon in ihrem Titel eine von der landläufigen verschiedene Auffassung bekundete. Die Franken — wer dachte noch an sie in dem Lande, das doch ihren Namen führte? Dauerte es doch bis in unser

Jahrhundert, ehe man erfuhr, daß die Langue d'oeil, die Sprache der nördlichen Trouvères, welche schließlich die Langue d'oc, das Idiom der südlichen Troubadours, aus dem Felde schlug, von allen germanischen Sprachwurzeln, die ins Romanische übergingen, fünf Siebentel zählt, während sich im Provençalischen nur ein Drittel vorfindet! Wer hatte damals auch nur an die „Charten" oder Verfassungsbriefe jener nordfranzösischen Communes jurées gedacht, die doch sämmtlich auf germanischem Rechte beruhten?

Wer „Franco-Gallia" sagte, der sprach von einer Folge von Einflüssen, von einer Entwicklung Galliens, durch die Römerzeit, die Frankenzeit und die verschiedenen Etappen dieser letztern: erste Dynastie, Merovinger; zweite Dynastie, Karolinger; dritte Dynastie, Capetinger; und der mußte als Patriot und Logiker auch auf den Gedanken kommen, das diesen sämmtlichen Perioden und Epochen Gemeinsame zu entdecken und festzustellen. Das that Hotman, das strebte er wenigstens an. Er glaubte, die Wahlmonarchie und die Volkssouveränität auf dem Grunde der ganzen französischen Geschichte zu entdecken, und führte seinen ganz unmöglichen Beweis mit unerhörter Belesenheit in den geschichtlichen Quellen. Unerquicklich wie seine ewigen Citate, falsch wie seine Beweisführungen sind, bleibt doch sein Buch ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, und was er an Rechtsphilosophie nicht leistet, das macht die politische Schlußfolgerung gut.

Frankreich ist eine Wahlmonarchie; das Volk hat sein souveränes Recht, den Chef zu wählen oder zu bestätigen, niemals aufgegeben. Kein römisches Recht, keine Justizparlamente, sondern ein König unter einer Nationalversammlung! In kirchlichen Dingen eben so wenig eine päpstliche Autorität, sondern freie Nationalkonzilien! So bildete Hotman ein politisches System aus, das aus alten Unabhängigkeitsideen des Adels, aus antikem Republikanismus und aus dem demokratischen Geiste des Alten Testaments zusammengesetzt ist.

Seinen kirchlich-religiösen Freimuth bethätigte Hotman noch besonders durch seinen „Stumpfen Donnerkeil", brutum fulmen, wie er die Exkommunikation Heinrich's von Navarra in lebhafter Sprache charakterisirte.

Noch merkwürdiger ist ein anonymes Buch, welches verschiedenen Verfassern zugeschrieben wurde, und gleichzeitig mit der „Franco-Gallia“ erschien, dann aber 1581 ins Französische übersetzt wurde: Vindiciae contra tyrannos, „Rechtsmittel wider die Tyrannen“. Hier heißt es: Ein König ist zweimal gebunden, einmal an Gott, das andere Mal an das Volk. Verletzt er das göttliche Gesetz, so darf das Volk Waffengewalt anwenden. Das göttliche Gesetz wird aber auch verletzt, wenn der König einen gottlosen Ritus duldet. Ein Votum der Mehrheit kann den König absetzen. Ein fremder Fürst ist berechtigt, der verfolgten Minorität eines Volkes zu Hülfe zu kommen. — Die Zweideutigkeit und Zweischneidigkeit ist hier auf antijesuitischer Seite eben so klar, wie bei Mariana und Suarez. Jeder kann das zu seinen Gunsten erklären; aber solche Gedanken lagen in der Zeit und beschäftigten die besten Köpfe.

Der größte Rechtsphilosoph und Staatsrechtslehrer der Zeit ist aber Bodin aus Angers, geboren 1530. Wegen seiner gründlichen Kenntniß des Hebräischen, des Talmud und der Kabbala hat man einen Juden hinter ihm gesucht, was dann freilich auch von dem Pforzheimer Reuchlin gesagt werden könnte. Er war anfänglich Advokat in Paris, widmete sich jedoch später ausschließlich der gelehrten Forschung. Zuerst schrieb er eine Methodus ad facilem historiarum cognitionem, eine „Anweisung zum leichten Geschichtsstudium“. Seine realistische Geschichtsbetrachtung, welche beständig auf den Naturbedingungen der Abstammung, des Klimas &c. zu fußen sucht, ist original: Montesquieu hat hier viel geholt. Bodin war vielleicht der erste Freihändler in der Welt. Das römische Recht befehdete er grundsätzlich. 1568 trat er in den Dienst des Herzogs von Alençon, des Hauptes der „Politiker“. Er verband den Monarchismus mit der Toleranz, als hätte er das Ende voraus gewußt. Doch entging er mit Mühe der Bartholomäusnacht. Auch Heinrich III. protegirte ihn.

1576, auf dem Reichstage zu Blois, begann er sein Hauptwerk, die „Sechs Bücher vom Staate“, De Republica; es erschien zuerst französisch, dann lateinisch. Auch hier ist die monarchische Staatsform die kanonische, aber die Tyrannei ist nicht statthaft,

darf vielmehr mit allen Mitteln, selbst bis zum Morde, abgewehrt werden. In der Frage der Souveränität herrscht allerdings Verwirrung bei Bodin; denn einmal wird die Souveränität an den Fürsten veräußert, und dann bleibt doch salus populi suprema lex, „das Wohl des Volkes oberstes Gesetz“. Der einfache Begriff der Delegation hätte hier helfen können; eine doppelte Souveränität ist undenkbar.

Wie sein Begriff der Souveränität, so schwankte auch Bodin zur Zeit der heftigsten Kämpfe persönlich: er ging zur Ligue, die sich ja auch auf die Volkssouveränität berief und demagogisch genug wühlte; trat dann aber zu Heinrich IV. über, der freilich die Souveränität ausübte, princeps in regimine war. Das Edikt von Nantes erlebte Bodin nicht, er starb 1596.

Das waren anerkennenswerthe Anfänge, wer will es leugnen? Nur daß alle diese Männer, so wenig sie es wußten und wollten, in dogmatischen Voraussetzungen befangen, und somit Theologen blieben. Daß ihre Dogmen nicht die katholischen oder jesuitischen waren, thut nichts zur Sache; und doch haben wir gesehen, wie nahe sie von ihrem Standpunkt aus an die Lieblingslehre des Jesuitismus heranstreiften. Hotman hing am Dogma der continuirlichen Nationalversammlungen; der Verfasser der Vindiciae am Dogma von dem doppelten Gesetze des Königthums; Bodin blieb im Dualismus der Souveränität stecken, und war auch sonst im Aberglauben befangen: der scharfsinnige Polyhistor glaubte an Hexerei und Teufelsspuk, und trat 1581 heftig gegen die Aufklärer auf. Auf diesem Felde war er so fanatisch wie ein Franziskaner oder ein orthodoxer Lutheraner. Der erste freie Geist des 16. Jahrhunderts, der den gesunden Menschenverstand zum Kriterium aller Dinge erhob, der Todtengräber jedes Dogmatismus, sollte noch kommen.

Michel de Montaigne wurde am 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montaigne im Perigord geboren. Mit sechs Jahren lernte er von einem Deutschen Lateinisch reden. Er bereiste Italien, sog hesperische Luft ein, war dann vier Jahre lang Bürgermeister

von Bordeaux, und starb unbehelligt 1592, zwei Jahre vor der Einnahme von Paris. Das Wirrsal der Bürgerkriege sah er nahe genug, empfand es persönlich bitter; aktiv aber ist er in diese Händel nie eingetreten. Man hat das „Indifferentismus“ genannt, und nach dem solonischen Gesetz war Montaigne allerdings strafbar. Er aber sah mit seinem scharfgeschnittenen Auge durch die zeitgenössischen Dinge hindurch, stellte sich auf einen höhern, außerhalb jeder Theologie liegenden Standort, und zweifelte an der Richtigkeit der Voraussetzungen, hüben wie drüben. Das Schicksal hatte ihn so begünstigt, daß er der Schmarotzer keiner Partei zu werden brauchte; er verlangte nichts als daß man ihn gehen lasse.

Er war ein „Skeptiker“, sagt man; sein Motto lautete: Que sais-je? aber dieses „Was weiß ich?“ richtete sich eben gegen die selbstgewisse Gebahrung der Dogmatiker seiner Zeit, und hieß: Was wissen sie denn, daß sie so verwegen orakeln? auf welchen Grundlagen ruhen jene Dogmen, für welche man sich gegenseitig todtschlägt? Der Grundsatz, welcher seiner Seele tief eingeprägt war, lautete: Affamé de se cognoistre, „heißhungrig nach Selbsterkenntniß“. Als praktischer Psychologe suchte er, lange vor Locke und Kant, an den „Gränzen des menschlichen Erkenntnißvermögens“, und theilte seine Resultate so leicht und gefällig, so elegant und anspruchslos mit, wie noch niemals ein französisches Buch geschrieben worden war.

Als vornehmer Herr, in der Zurückgezogenheit, schrieb Montaigne seine berühmten Essais, eine Reihe von buntgemischten Abhandlungen, die irgend einen Titel an der Spitze führen, in der Regel aber de omnibus rebus et de quibusdam aliis in springender Weise handeln, mit klassischen Citaten gespickt sind, und eine große Behaglichkeit athmen. Hinter diesen Causeries verbirgt sich aber ein heller Kopf, ein gesundes Herz und — eine ganz neue Philosophie.

Sein Ideengang, der allerdings in den dreibändigen „Essais“ ein graziöses Versteckenspielen mit dem Leser treibt, ist etwa folgender. Die Gewohnheit ist die Amme des Menschen; sie ist am besten dargestellt in der Geschichte jener Bäuerin, die ein

Kalb vom Tage der Geburt täglich auf ihren Armen trug, und es so dahin brachte, endlich auch den Ochsen tragen zu können. So schmeichelt sich die Gewohnheit sanft und demüthig bei uns ein, bis sie uns zuletzt ein wüthendes tyrannisches Gesicht zeigt, gegen das wir nicht mehr wagen die Augen aufzuschlagen.

Die Gesetze des Gewissens, die wir der Natur zuschreiben, entstehen aus der Gewohnheit; Jeder verehrt die Meinungen, die um ihn her gebilligt werden, und wird für deren Annahme belobt. In der That, weil wir sie mit der Muttermilch einsaugen, so scheint es als ob wir dazu geboren seien, dem großen Haufen zu folgen; die gemeinen Vorstellungen, die in unserer Umgebung Geltung haben und die wir vom Vater überkamen, erscheinen uns als die allgemeinen und natürlichen; was sich nicht um die Gewohnheit dreht, steht für uns außerhalb der Vernunft, — Gott weiß, wie unvernünftig es bisweilen ist!

Wer sich von dem gewaltthätigen Vorurtheil der Gewohnheit befreien will, findet verschiedene Dinge als unzweifelhaft feststehend, die sich auf nichts stützen, als auf einen eisgrauen Bart und auf Runzeln im Gesicht. Diese Erwägungen bringen jedoch einen verständigen Mann nicht davon ab, dem gewohnten Geleise zu folgen; im Gegentheil, es scheint mir, daß alle absonderlichen Wege weit mehr von der Narrheit und von ehrsüchtigem Gebahren ausgehen, als von der wahren Vernunft; und daß der Weise seine Seele aus dem Gedränge nach Innen ziehen muß, um ihr die Unabhängigkeit und Kraft zu verleihen, die Dinge frei zu beurtheilen; nach Außen hin muß er die überlieferten Formen beobachten; die Gesellschaft kann nichts mit unsern Gedanken anfangen; unsere Arbeit, unser Vermögen, unser Leben hingegen müssen wir ihrem Dienst weihen.

Mich ekelt die Neuerung an, welches Gesicht sie immer zeige; und ich habe Recht, denn ich habe ihre sehr schädlichen Wirkungen gesehen. Diejenige, die seit so vielen Jahren auf uns lastet, hat nicht Alles verschuldet; aber man kann mit Wahrscheinlichkeit sagen, daß sie zufällig Alles hervorgebracht hat, sogar die Uebel und Trümmer, die seitdem, ohne sie und gegen sie, entstanden sind. Sie mag sich selbst bei der Nase fassen. Diejenigen, welche

einen Staat erschüttern, pflegen zuerst in seinen Sturz verwickelt zu werden; die Frucht der Unruhen bleibt selten dem, der sie erregt hat; er schlägt und trübt das Wasser für andere Fischer.

Die Einen machen der Welt glauben, sie glaubten, was sie nicht glauben; die Andern, in größerer Anzahl, machen es sich selbst glauben; sie dringen gar nicht so weit ein, daß sie wissen, was glauben heißt: und wir finden es erstaunlich, daß in den Kriegen, die zur Stunde unsern Staat bedrücken, wir die Ereignisse in bunter Mannigfaltigkeit so ganz gewöhnlich wechseln sehen! Wir bringen ja aber doch nichts dazu als das Unsrige. Die Gerechtigkeit, welche auf einer Seite steht, ist dort nur Zierrath und Deckmantel; man führt sie im Munde, aber sie ist nicht aufgenommen, eingebürgert, vermählt; sie ist wie auf der Zunge des Advokaten, nicht wie im Herzen und in der Liebe der Partei. — Gott schuldet seinen außerordentlichen Beistand dem Glauben und der Religion, nicht unsern Leidenschaften; die Menschen führen die Religion und bedienen sich ihrer; das Gegentheil sollte stattfinden. So seht doch, wie wir sie führen: aus einer graden und festen Regel ziehen wir, wie aus Wachs, so viele entgegengesetzte Figuren. Die Einen fassen sie links, die Andern rechts; Dieser macht Schwarz aus ihr, Jener Weiß. Alle gebrauchen sie gleichmäßig für ihre heftigen und ehrgeizigen Leidenschaften, betragen sich so gleichmäßig in Ueberschreitungen und Ungerechtigkeit, daß sie die angebliche Verschiedenheit ihrer Meinungen zweifelhaft und schwer glaublich machen. Kann man aus derselben Schule und Zucht einförmigere und gleichere Sitten hervorgehen sehen? Seht doch die scheußliche Unverschämtheit, mit der wir die göttlichen Gründe als Bälle gebrauchen, und wie irreligiös wir sie zurückwerfen und wieder fangen, je nachdem uns das Schicksal einen andern Platz in diesen öffentlichen Stürmen anweist! — Der feierliche Satz: „Ob es dem Unterthan erlaubt ist, zur Vertheidigung der Religion gegen seinen Fürsten zu rebelliren und sich zu bewaffnen" — erinnert Euch doch, in welchem Munde vergangenes Jahr die Affirmation der Stützpfeiler einer Partei war, und die Negative der Stützpfeiler welcher andern? Und hört jetzt, aus welchem Lager die Stimme und die Ermah-

nung der einen und der andern kommen, und ob die Waffen weniger für diese Sache rasseln als für jene!... Bekennen wir die Wahrheit! Wer aus der Armee, auch aus der legitimen, diejenigen herauszöge, die im bloßen Eifer religiöser Affektion mit ihr gehen, und dann auch die, welche blos auf den Schutz der Gesetze ihres Landes bedacht sind, oder auf den Dienst des Fürsten: er könnte keine Compagnie Gensdarmen daraus machen. Woher kommt es, daß sich so Wenige finden, welche denselben Willen, dasselbe Betragen in unsern öffentlichen Bewegungen beibehalten haben, und daß wir sie bald im Schritt gehen, bald mit verhängtem Zügel daherrennen sehen; daß dieselben Menschen unsere Sache bald durch Heftigkeit und Schroffheit, bald durch Kälte, Lauigkeit und Schwerfälligkeit verderben? Nur daher, daß sie durch persönliche und gelegentliche Motive getrieben werden, nach deren Verschiedenheit sie sich in Bewegung setzen. —

Montaigne erfuhr den Greuel der Bürgerkriege am eigenen Hab und Gut. Man plünderte das Volk aus, „folglich auch mich“. Wie der lateinische Dichter sagt: „Was sie nicht mitnehmen können, das ruiniren sie; der barbarische Schwarm verbrennt die unschuldigen Hütten; keine Sicherheit in den Städten, das Land stinkt vor Verwüstung.“

Außer diesem Stoße, sagt Montaigne, erlitt ich andere; ich erfuhr die Unzuträglichkeiten, welche die *Mäßigung* in solchen Krankheiten einbringt; man zwickte mit allen Händen an mir: dem Ghibelin war ich ein Guelfe, dem Guelfen ein Ghibelin. Die Lage meines Hauses und die Berührung mit Männern der Nachbarschaft zeigten mich so; mein Leben und meine Handlungen anders. Man bildete keine ausdrücklichen Anklagen, dazu bot ich keinen Anhaltspunkt; ich lasse nie von den Gesetzen; wer mir hätte etwas anhaben wollen, hätte seinen Mann gefunden. Es waren stumme Verdächtigungen, die unter der Hand liefen, denen der Schein, bei einem so verworrenen Durcheinander neidischer oder einfältiger Menschen, niemals abgeht.

Der wahre Tummelplatz und Gegenstand des Betrugs — so kehrt Montaigne zu höheren Sphären zurück — sind die *unbekannten Dinge*, um so mehr, als vor allen Stücken die Fremd-

heit selbst Glauben verschafft; und dann sind jene Dinge nicht unserm gewöhnlichen Raisonnement unterworfen und benehmen uns so das Mittel, sie zu bekämpfen. Deshalb, sagt Platon, ist es viel leichter, Jemanden zu befriedigen, wenn man von der Natur der Götter, als wenn man von der Natur der Menschen redet, weil die Unwissenheit der Zuhörer eine schöne breite Bahn und völlige Freiheit zur Behandlung einer verborgnen Sache läßt. Daher kommt es, daß nichts so fest geglaubt wird, als was man am wenigsten weiß, daß Niemand so selbstgewiß ist, als wer uns Fabeln erzählt: Alchymisten, Wahrsager, Sterndeuter, Chiromantiker, Aerzte und diese ganze Sorte, zu denen ich gern, wenn ich es wagte, eine Masse Leute hinzufügte, die gewöhnlichen Dolmetscher und Controleure der Absichten Gottes, die ein Gewerbe daraus machen, die Ursache jedes Zufalls zu entdecken und in den Geheimnissen des göttlichen Willens die unbegreiflichen Gründe seiner Werke zu schauen. Und obgleich die Mannigfaltigkeit und fortwährende Disharmonie der Ereignisse sie aus einem Winkel in den andern wirft, von Osten nach Westen, so lassen sie doch nicht davon ab, ihr Faß weiter zu wälzen und mit demselben Bleistift weiß und schwarz zu zeichnen.

Und die Moral? Wir sollen uns schämen, bemerkt der sogenannte „Skeptiker", daß die Sekten in der Menschheit nie einen Anhänger hatten, wie schwer zu begreifen und sonderbar sein Glaube auch sein mochte, der nicht in irgend einer Weise sein Betragen und Leben darnach einrichtete; und seine so göttliche und himmlische Institution zeichnet den Christen nur dem Namen nach aus. Wollt Ihr das einsehen? Vergleichet unsere Sitten mit einem Muhamedaner, einem Heiden! Ihr werdet immer den Kürzern ziehen. Da wo wir, vermöge des Vorzugs unserer Religion, in Vortrefflichkeit leuchten sollten, sind jene außerordentlich und unvergleichlich voraus, und man sollte sagen: „Sind sie so gerecht, so barmherzig, so gut? sie sind also Christen!" Alle andern Aeußerlichkeiten sind allen Religionen gemein: Hoffnung, Vertrauen, Geschehnisse, Ceremonien, Buße, Märtyrer; das besondere Kenn-

zeichen unserer Wahrheit sollte unsere Tugend sein, wie sie auch das göttlichste und am schwersten zu erlangende Kennzeichen, das würdigste Erzeugniß der Wahrheit ist! — Hört man nicht den Nathan? — —

Wo liegt der wahre und tiefe Grund dieser unseligen Erscheinungen? Viele Mißbräuche in der Welt, oder um es kühner zu sagen, alle Mißbräuche der Welt rühren daher, daß man uns lehrt, uns davor zu fürchten, unsere Unwissenheit zu bekennen, und daß wir gezwungen sind, Alles anzunehmen, was wir nicht widerlegen können. Wir reden von allen Dingen nach Vorschrift und Geheiß. Die Ausdrucksweise im alten Rom brachte es mit sich, daß selbst das, was ein Zeuge als mit seinen eigenen Augen gesehen deponirte, und was ein Richter aus seiner sichersten Wissenschaft verordnete, so abgefaßt wurde: „Es scheint mir.“ Man bringt mir Haß gegen die wahrscheinlichsten Dinge bei, indem man sie mir als unfehlbar vorrückt. Ich liebe die Worte, welche die Verwegenheit unserer Behauptungen ermäßigen: „vielleicht, einigermaßen, irgend, man sagt, ich denke“ 2c.; und wenn ich Kinder zu erziehen hätte, so lehrte ich ihnen diese Art zu antworten, welche fragt und nicht entscheidet: „Was heißt das? Ich verstehe nicht, Es könnte sein, Nicht wahr?“ So daß sie viel eher wie Lehrlinge mit sechzig Jahren, denn wie Doktoren mit zehn Jahren aussähen. Will man die Unwissenheit kuriren, so muß man sie bekennen.

Das Forschen ist der Fortschritt, das Nichtwissen das Ende. Ja, ja, es gibt ein starkes und edles Nichtwissen, welches an Ehre und Muth der Wissenschaft nichts nachgiebt: ein Nichtwissen, zu dessen Begriff nicht weniger Wissenschaft gehört als zum Begriff der Wissenschaft selbst. — Begreift man jetzt Montaigne's Wort: Que sais-je?

Aus dieser lichten Höhe, weit über dem konfessionellen Gezänk, sieht dieser helle Geist dann zugleich hernieder auf den gemeinsamen Frevel des Katholizismus und des Protestantismus:

Die Hexen [illegible] Nachbarschaft, sagt er, laufen große Ge-

fahr, wenn irgend ein neuer Autor ihren Träumen einen Körper verleiht. Um die Beispiele, welche Gottes Wort uns von solchen Dingen gibt, auf unsere modernen Vorkommnisse anzuwenden, da wir doch weder Ursachen noch Mittelglieder sehen, dazu ist ein anderes Gehirn nöthig als das unsrige... Gott müßte man glauben, das ist wahrlich Recht; aber nicht Einem von uns, der sich über seine eigene Erzählung verwundert — und sicher verwundert er sich, wenn er nicht von Sinnen ist —, handle es sich von einem fremden Fall oder von ihm selbst.

Ich bin plump, halte mich am Massiven und Wahrscheinlichen. Ich sehe wohl, daß man böse wird und mir den Zweifel bei Strafe abscheulicher Beleidigungen verbietet: eine neue Art zu überzeugen! Gott sei Dank, mein Glaube läßt sich nicht mit Faustschlägen traktiren. Mögen sie die anschnauzen, die ihre Meinung der Falschheit anklagen; ich klage sie nur der Schwierigkeit und Verwegenheit an, und verdamme die entgegengesetzte Behauptung mit ihnen, wenn auch nicht so kategorisch... Um Menschen zu tödten, bedarf es der lichtvollsten Klarheit; unser Leben ist zu wirklich und wesentlich, als daß Einer jene übernatürlichen und phantastischen Zufälle verbürgen sollte...

Die Ohren summen mir von tausend solcher Fabeln: „Drei sahen ihn an dem Tage, im Osten; drei sahen ihn des andern Tages, im Westen: zu der Stunde, an dem Orte, so gekleidet.“ Wahrhaftig, ich würde mir selbst nicht glauben. Wie viel natürlicher und wahrscheinlicher finde ich es, daß zwei Menschen lügen, als daß ein Mensch in zwölf Stunden wie der Wind vom Orient in den Occident fliege; wie viel natürlicher, daß unser Fassungsvermögen auf den Flügeln einer ungefügen Phantasie verdreht worden ist, als daß Einer von uns auf einem Besen davon geflogen, im Kamin hinauf, in Fleisch und Bein, mit Hülfe des bösen Dämons!...

Was den Widerspruch und die Beweisgründe betrifft, welche brave Menschen gegen mich geltend machten, so habe ich keine gehört, die mich festgesetzt hätten, und die nicht immer noch eine

Lösung zuließen, welche wahrscheinlicher ist als ihre Schlüsse. Freilich, die Beweise und Gründe, welche sich auf die Erfahrung und das Faktum gründen, die entwirre ich nicht, da ist kein Ende zu finden; die durchhaue ich oft, wie Alexander den Knoten. Denn kurz und gut, das heißt seine Muthmaßungen sehr hoch taxiren, wenn man ihnen zu lieb einen Menschen lebendig brät. —

Hoch über dem Parteikampfe, mit klarem Blick das Wirrsal der ganzen theologischen Politik durchschauend, das Menschliche und Menschenwürdige fest im Herzen, auf einen größeren, bedeutenderen Umschwung im Denken und Fühlen hinweisend, er selbst der Bahnbrecher dieses Umschwungs, welcher leider noch über hundert Jahre auf sich warten ließ: das ist der „Skeptizismus“ Montaigne's, eine der erquickendsten Erscheinungen der Kulturgeschichte und die That des liebenswürdigsten Geistes im 16. Jahrhundert.

Montaigne ist der erste voraussetzungslose Denker in Frankreich und Europa. Er bricht die Thüre von der Dogmatik der Theologie und Philosophie in die Freiheit; auch die bisherige Philosophie war dogmatisch gewesen, Montaigne nennt sie eine „verfälschte Poesie“. „Woher ziehen die alten Schriftsteller ihre sämmtlichen Autoritäten, wenn nicht aus den Dichtern? und die ersten Philosophen waren selbst Poeten. Platon ist nur ein aufgetrennter Poet. Alle übermenschlichen Wissenschaften hüllen sich in poetischen Styl.“ Für solche neue Anschauung läßt sich keine aktive Propaganda machen, sie ist nicht Sache des Tribunats. Sie muß sich allmählich in die Geister einschleichen, dort den Augiasstall der Ueberlieferung reinfegen, dem innerlichen Menschen ein hochzeitlich Kleid anziehen.

Die politischen und sozialen Konsequenzen liegen auf der Hand; ja sie wurden schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts von einem der edelsten Jünglinge wie im Fluge skizzirt. Dieser fernste Vorläufer Camille Desmoulins' hieß Etienne de la Boétie und war der intime Freund Montaigne's, den dieser seinen „Bruder“ nennt, dessen poetische und prosaische Hinterlassenschaft er 1571

herausgab, und von dessen Tod der „Indifferentist“ sagte: „Wenn ich mein ganzes übriges Leben, obgleich es durch Gottes Gnade angenehm, leicht und, den Verlust eines solchen Freundes ausgenommen, ohne herbe Trübsal und voller Geistesruhe war; wenn ich es vergleiche, sage ich, ganz, mit den vier Jahren, wo es mir vergönnt war, der trauten Gesellschaft dieser Persönlichkeit zu genießen: so ist es nur Rauch, nur eine düstere und langweilige Nacht.“

Etienne de la Boétie verfaßte im Jahre 1548 einen kleinen Traktat: „Von der freiwilligen Knechtschaft“, gewöhnlich le Contre-Un genannt. Die Hugenotten verwendeten im Jahre 1578 die Schrift zu ihren Parteizwecken; Grunds genug für Montaigne, sie in seinen „Essais“ nicht abzudrucken und den jugendlichen Verfasser bei den Lesern zu entschuldigen. Der zweite Titel, sagt uns Montaigne, habe seinen Ursprung in einer Stelle des Plutarch gehabt, wo dieser erzählt, die Asiaten dienten einem Einzigen, weil sie die Sylbe Nein nicht aussprechen könnten. — Man höre diesen Aufruf an das Volk:

„Armes und elendes Volk! Unsinnige Völker! Die Ihr Euch in Euer Elend verbeißt und blind gegen Euer eigenes Bestes seid! Euer schönstes und reinstes Einkommen laßt Ihr Euch wegnehmen, Eure Felder plündern, Eure Häuser bestehlen und sie des alten väterlichen Hausraths berauben. Ihr lebt so, daß Ihr sagen könnt, es gehört Euch nichts. Es scheint fast, als wäre es ein großes Glück für Euch, Eure Güter, Familien und Leben zur Hälfte zu besitzen.

„Und dieser ganze Abbruch, dieses Unglück, dieser Ruin, kommt Euch nicht von Euren Feinden, sondern von dem Feinde, von dem, den Ihr so groß macht wie Er ist, für den Ihr so muthig in den Krieg zieht, für dessen Größe Ihr nicht ansteht, Euch dem Tode darzubieten. Der Euch so beherrscht, hat nur zwei Augen, zwei Hände, Einen Leib, und nichts als was der geringste Mann in der unendlichen Zahl Eurer Städte auch besitzt. Nur daß Er mehr hat als Ihr Alle, den Vortheil nämlich, den Ihr ihm einräumt, Euch zu Grunde zu richten. Woher nimmt Er alle Augen, womit spionirt Er Euch aus, wenn Ihr sie Ihm nicht gebt? Wo-

her hat Er so viele Hände, Euch zu schlagen, wenn Er sie nicht von Euch nimmt? Die Füße, mit denen Er Eure Städte zertritt, woher hat er sie, wenn es nicht die Eurigen sind? Wie hat Er irgend eine Gewalt über Euch, als durch Euch selbst? Wie wagte Er es, Euch niederzurennen, wäre Er nicht im Einverständniß mit Euch?

„Was könnte Er Euch thun, wäret Ihr nicht die Hehler des Räubers, der Euch plündert; Mitschuldige des Mörders, der Euch tödtet; Verräther an Euch selbst? Ihr säet Eure Früchte, damit Er sie verwüste; Ihr möblirt und füllet Eure Häuser, damit Er etwas zu stehlen finde; Ihr erzieht Eure Töchter, damit Er Seine Ueppigkeit sättige; Ihr nährt Eure Kinder, damit Er sie in Seine Kriege führe, auf die Schlachtbank, damit Er sie zu Dienern Seiner Diebsgelüste, zu Werkzeugen Seiner Rachlust mache. Ihr zerarbeitet Euch, damit Er sich in Seinen Lüsten verzärtele und sich in schmutzigen und niedrigen Vergnügungen wälze. Ihr schwächt Euch, um Ihn zu stärken und so zäh zu machen, daß Er Euch den Zügel kürzer hält.

„Und aus solcher Schmach, welche die Bestien selbst entweder nicht empfänden oder nicht erdulden würden, könnt Ihr Euch befreien, wenn Ihr versucht, nicht Euch frei zu machen, sondern es nur zu wollen. Seid entschlossen, nicht mehr zu dienen, und Ihr seid frei! Ich verlange gar nicht, daß Ihr Ihn stoßet und erschüttert; stützt Ihn blos nicht mehr! Und Ihr werdet sehen, wie Er gleich einem Koloß, dem man die Basis genommen hat, kraft seiner eigenen Schwere niederstürzt und in Trümmer bricht.“ —

Der französische Geist ging in sich und spann sich in den Gedanken ein. Aus der Chrysalide brach — zwei und ein halbes Jahrhundert später — die Revolution hervor.

IX.

Elisabeth von England und Maria Stuart.

Allgemeine Charakteristik Englands. — Vorgeschichte: Lancaster, York. Die Tudors. — Heinrich VII. Sein Charakter, seine Regierungsweise. Begründung der Seemacht durch die Cabots. — Heinrich VIII. Sein Verhältniß zu Europa. — Wolsey und die Scheidungsfrage. — Cranmer, Thomas Cromwell, Thomas Morus. — Italienische Käuflichkeit. — Heirath mit Anna Boleyn. — Trennung von Rom. Der Suprematseid. Die Kirchengüter. — Th. Morus und Bischof Fisher fallen. — Widersprüche der königl. Reformation. — Jane Seymour. Anna's Sturz. — Die sechs Artikel. — Katholische Verschwörung. Kardinal Pole. — Anna von Cleve. Cromwell stürzt. — Katharina Howard. — Katharina Parr. — Heinrich's Tod. — Die Bibel und die Renaissance in England.

Eduard VI. — Die 42 Artikel. — Thronstreit: Thomas Seymour, Graf Warwick, Jane Gray. Maria Stuart. — Soziales. Eduard Somerset stürzt. — Eduard's VI. Tod. Jane Gray, die Königin von 9 Tagen. — Maria Tudor. Spanische Heirath. Reaktion. Cranmer verbrannt. — Philipp geht, Maria stirbt.

Elisabeth. — William Cecil, Lord Burleigh. — Umschwung. Die 39 Artikel der Hochkirche. Zwangsgesetze. — Moralische Führung der Königin.

Maria Stuart. — Ihre Heirath mit Franz II. — Schottische Zustände. — Sieg des Calvinismus durch John Knox. — Maria nach Schottland. — Ihre Vermählung mit Darnley. — Weibliche Koketterien der Elisabeth. — Ermordung Rizio's. Darnley in die Luft gesprengt. Bothwell. — Maria entflieht nach England. — Norfolk's Verschwörung. — Der Weltkampf. — Die Verfolgungen der Elisabeth. — Maria in Sheffield, ihre Beschäftigung. — Gefahr für den Protestantismus. Unruhen. Maria nach Tutbury und Fotheringhay. — Verschwörungen. Prozeß gegen Maria. Das Urtheil. — Maria's letztes Gedicht. — Die Exekution.

Der katholische Zorn. — Die Armada und die Gegenrüstungen. — Durchbrechung des religiösen Pathos. — Poesie des Fanatismus. — Zerstörung der Armada.

Geistige Regungen: Richard Hooker. Wentworth. Der Monopolstreit. Buchanan. — Die schöne Literatur: Graf Sackville, das erste Drama. Die klassische Tragödie. Das Lustspiel. Philipp Sidney. Edmund Spenser. Walter Raleigh. — Die eigentlich Elisabethischen Dichter: Lilly, Robert Greene, Christoph Marlow. — Die Krone des Jahrhunderts: William Shakespeare.

Die werdende Seemacht: Walter Raleigh, Franz Drake, die ostindische Kompagnie. — Die Industrie, die Börse. Austreibung der deutschen Hanse. —

Die letzten Jahre der Elisabeth. Irland und Essex. — Der Drang nach Neuerungen. — Die Stimmung in einem Shakespeare'schen Sonett. — Essex enthauptet. — Elisabeth's Ende.

Resumé. — Stellung der sozialen Frage. Thomas Morus' „Utopie".

Auch in England war das Morden an der Tagesordnung; aber es wurde brutaler und direkter betrieben als in Frankreich. Der Mörder, wenn die hohen Herren das Geschäft nicht selbst auf sich nahmen, wurde hoffähig: „erster Mörder, zweiter Mörder", wie es im „Macbeth" zu lesen ist. Ein weiterer, charakteristischer Unterschied ist der, daß man in England die Menschenschlächterei am liebsten in legale Form kleidete, daß man das Kriegsrecht oder irgend einen gefälligen Richterspruch in Anspruch zu nehmen pflegte. Erst die neukatholische Reaktion brachte auch hier jesuitische Tücke in den Todtschlag.

Auch in England ist zur Zeit der Renaissance viel von „Ritterthum" die Rede; man spricht von „ritterlichem Königthum", von „ritterlichen Gestalten". Aber diese Ritterlichkeit ist entweder noch roh-mittelalterlich, oder sie will aus der Kavalier-Perspektive betrachtet sein, wo dann der Kavalier mehr vom Hofe als vom Gaule an sich hat. Heinrich VIII. setzt sich als König Artus dominirend an die Tafelrunde; die Paladine sonnen sich an seinem Glanze, oder erbleichen vor seinem Lichte.

Die alte Gleichgültigkeit gegen das menschliche Leben, vom feinen Geschmack der Renaissance angesprenkelt; die normannische

Brutalität, vom Duft des Humanismus angeflogen, ist eine noch viel buntscheckigere Figur als das Franzosenthum des 16. Jahrhunderts; aber die intensive Kraft, der Kern des Individualismus, der in den angelsächsischen Massen steckt, spricht gut für die Zukunft und läßt rascher eine gesunde Krystallisation erwarten.

Der Monarchismus, welcher die Fahne der Periode wird, ist im Grunde nur Unitarismus, Monismus. Das Volk thut wenig zur Neugestaltung von Kirche und Staat, es läßt machen und geschehen, sich eindämmen und beschränken; aber die Monarchie thut doch wesentlich nichts als dem Volksinstinkte entgegenkommen; der gewaltthätige Versuch, ihn zu unterdrücken, mißlang vollständig. Die „insulirte" oder isolirte Lage des Landes gestattete ein Phlegma, welches anderswo straffällig und verderblich gewesen sein würde.

In reformatorischer Beziehung war seit den Tagen Wycleffe's und der Lollarden nichts in England geschehen. Der bürgerliche Freiheitsdämmer erblaßte mit den drei Eduarden. Der Krieg wurde die große Nationalangelegenheit, der Krieg nach Außen wie im Innern. Und welche Kriege! Hundert Jahre lang, von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, dauerte der französische Erbfolgekrieg, der mörderische Kampf um die französischen Westprovinzen, zuletzt um die Thronfolge. Ein gewaltiges Heldenthum schwamm auf einem Meere von Blut dahin; die entsetzlichste Verwilderung ergriff die Sitten in beiden Lagern; endlich regte sich die französische Nationalität in der typischen Figur der Jungfrau; im burgundischen Lager tauchte die Idee der Einheit oder doch der Zusammengehörigkeit auf. Gegen solche Waffen war der feudale englische Feind nicht gerüstet, — er unterlag.

Jetzt schlug der Krieg ins Innere von England zurück; derselbe Gedanke, die nationale Einheit, welche Frankreich gerettet hatte, entzündete die Rosenkriege, welche 30 volle Jahre lang (1452—1485) England in ein Hochgericht und Beinhaus verwandelten. York oder Lancaster, die weiße oder die rothe Rose: das war die Parole. Endlich siegte ein Lancaster ob, der eine York heirathete, eigentlich aber etwas Drittes, Neues war, ein Tudor.

Einmal schon (1399) hatte ein Lancaster den Streit beendigt, der Usurpator Bolingbroke, als König Heinrich IV. Aber die Lan-

caster's erschöpften sich in Heinrich VI. Ein York, Richard Gloster, wird Protektor für den unmündigen Prinzen Eduard. Die Furie aus dem Hause Lancaster, Margarethe, die Gemahlin Heinrich's VI., säet Tod und Verderben über England; der Protektor, in heißer Schlacht geschlagen, wird enthauptet, sein papiergekröntes Haupt auf die Zinnen von York gepflanzt. Aber sein Sohn Eduard (als König der vierte Eduard) bemächtigt sich der Krone, und im Jahre 1461 glänzt zum ersten Male die weiße Rose am Thron von England. Ein Bündniß zwischen des Königs Bruder, dem Herzog von Clarence, und der fluchwebenden Margarethe, bringt Heinrich VI. wiederum auf den Thron; aber die fürchterliche Schlacht von Tewkesbury liefert die Königin mit ihrem Sohne Eduard in die Gefangenschaft, 1471. Nach dieser Schlacht wurde ein normannischer Baron in England „so selten wie ein Wolf".

Clarence, der wieder zu den York's zurückgetreten war, mordet mit seinem Bruder Richard Gloster den jungen Eduard, Margarethens Sohn, im Tower von London. Heinrich VI. selbst fällt unter Gloster's Messer. Von allen legitimen Lancaster's lebte nur noch die Schicksalsschwester Margarethe. Bei den York's erhebt sich der heroische Satan, ein Ausbund von Häßlichkeit, klein, höckerig, mit einem welken Arme, Richard Gloster, der sich für den einzig ächten Sohn seines Vaters erklärt.

Clarence fällt abermals in Ungnade, Eduard IV. läßt seinem Bruder die Wahl der Todesart: er stirbt in einem Faß Malvasier, 1478. Im Jahre 1482 stirbt Eduard IV., ihm folgt der 13jährige Eduard V. unter der Vormundschaft seines Onkels Gloster. Den König und seinen jungen Bruder Richard, „die Söhne Eduard's", läßt Gloster morden; dann verordnet er die übliche Köpferei im Tower. Dieser Gloster ist Richard III. Im Jahre 1484 erkennt ihn das Parlament an. Er regierte mit dem Beil. In seinem Wappen stand ein Eber; seine Minister hießen Ratcliffe, Catesby und Lord Lowel. William Collingbourne hatte die Verwegenheit zu dichten:

„Die Ratte, die Katze und Lowel (der Brüller) der Hund
Sind Herren im Land mit dem Schwein im Bund."

Das kostete ihm den Kopf.

Wer wird den grausamen Familienstreit lösen, die beiden Rosen zusammenbinden? Richard hatte die junge Witwe des von ihm gemordeten Kronprinzen Eduard überteufelt und sie zur Königin von England gemacht. Aber es lebte noch eine Tochter Eduard's IV., Elisabeth; auf diese warf der grausige Richard jetzt sein Auge; die Königin Anna, der die Scheidung bevorstand, hatte den Tod davon. Ein anderer Bewerber um Elisabeth gab den Ausschlag.

Heinrich V., der Heldenkönig, war mit einer französischen Prinzessin Katharina vermählt; nach dem Tode des Königs hatte die Witwe einem walisischen Edelmann Owen Tudor (Theodor) die Hand gereicht. Der Sohn dieser Ehe hieß Edmund Graf von Richmond, und heirathete Margarethe von Lancaster. Ihr Sohn Heinrich Richmond, ein Tudor-Lancaster, bewarb sich um die letzte York und um die Krone von England. Er trug beide davon, zuerst die Elisabeth und dann die Krone. In der letzten Rosenschlacht, 1485 bei Bosworth, fiel Richard Gloster. „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!" hatte er vergebens gerufen. Heinrich Richmond nannte sich Heinrich VII.

Dem normannischen Adel waren keine Rosen erblüht; 80 Mitglieder der königlichen Häuser waren gewaltsamen Todes gestorben; unter Heinrich VII. gab es von all den Geschlechtern, die im Harnisch und mit den klirrenden Goldsporen an den Füßen England konfiszirt hatten, nur noch 29 Peers; heute sind etwa noch 5 vorhanden.

Heinrich Tudor-Lancaster war ein Barbar, wie seine Vorgänger; Gewaltthätigkeit und Rohheit der Empfindung streiten sich bei ihm um den Vorrang; aber seine Barbarei hatte Zweck, sie führte das zerschlagene Land auf die Bahn der Einheit. Er war ein unitarischer Despot, zu Ludwig XI. von Frankreich und Ferdinand dem Katholischen von Aragon der dritte „Magier", ein historischer Henker und Büttel. Die Einsetzung der Sternkammer (ein Saal mit Sternen an der Decke) war ein Streich gegen alles Recht und Gesetz; ihre Autorität ging über Geschwornengericht und Pairskammer; aber Heinrich's eiserne Hand erreichte dafür die bisher unantastbaren hohen Häupter. Die Leibeigenschaft hatte schon unter Richard II., dem letzten Plantagenet, Ende des

14. Jahrhunderts, arge Stöße erlitten. Man hat angemerkt, daß bei dem Aufruhr des John Cade, 1451, die Leibeigenschaft nicht mehr unter den Beschwerden des Volkes figurirt. Unter Heinrich VII. fühlte sich der angelsächsische gemeine Mann minder behelligt als zur wüsten Kriegszeit; der König sorgte sogar für längere Pachtverträge, der Druck von Seiten der Grundherren wurde gemildert. Heinrich Tudor hieß der „König der armen Leute“.

Diese „armen Leute“ bekümmerten sich wenig darum, daß der König 13 Jahre lang kein Parlament berief, eben so wenig um die Gemüthsrohheit, um das jüdelnde Geldmachen des Monarchen. Die Rohheit trat freilich sattsam zu Tage bei der Bewerbung um die wahnsinnige Johanna von Kastilien, die Mutter Karl's V. Heinrich erklärte, „er wolle sie schon heilen, und falls sie unheilbar sei, in England gut aufheben“. Der Staatsrath war zufrieden damit, daß sie noch Kinder gebären könne, was sie allerdings in den letzten Jahren ihres Gemahls, des schönen Philipp von Oesterreich, bewiesen hatte.

Geld machte Heinrich Tudor allenthalben; im Innern durch Konfiskationen und ständische Bewilligungen, draußen durch Krieg und Bündnisse. Als er die Herzogin von der Bretagne gegen Frankreich unterstützte, ließ er sich von ihr alle Kosten zahlen und zur Deckung eine Stadt in Versatz geben; da ihm nun seine eigene Geistlichkeit noch ein Zehntel ihres Jahreseinkommens bewilligte, so war dieses Zehntel der reine Profit des Geschäfts. Bei seiner letzten Verbindung mit dem deutschen Kaiser Max soll der schlaue Tudor noch acht Millionen Pfund gelöst haben.

Dafür war Heinrich auch der erste König, der bei seinem Tode etwas im Staatsschatze hinterließ, nämlich 1,800,000 Pfund, zu einer Zeit, wo in England überhaupt nur 6,000,000 Pfund zirkulirten.

Was unter des ersten Tudor's Regierung Unverzeihliches geschehen war, dafür büßten nach seinem Tode die Minister Empson und Dudley, welche der Sohn der öffentlichen Meinung opfern mußte.

Auch auf das Meer, die Wiege der englischen Macht, warf Heinrich VII. sein scharfes Auge. Die sprichwörtlich gewordene

Seeherrschaft Englands hat dieser Tudor begründet. Er merkte von seiner atlantischen Flanke aus, was das fieberhafte Entdecken zu bedeuten hatte. Fast hätte Christoph Columbus für ihn Westindien entdeckt; das Anerbieten, welches er dem bekümmerten Genueser machen ließ, kam nur einen Augenblick zu spät.

Dafür trat eine andere Familie, gleichfalls aus dem Genuesischen stammend, in lebhafte Konkurrenz mit dem „Täuberich". Giovanni Gabotto oder Cabotto, lange Zeit in Venedig eingebürgert, war durch den Florentiner Toscanelli auf eine westliche Fahrt nach Chatai und Zipangu hingewiesen worden, und diese Idee verfolgte er, nachdem er 1477 nach Bristol übergesiedelt war, und sich in John Cabot anglisirt hatte. Im Jahre 1480 schon fuhr John Cabot mit zwei leichten Schiffen westlich von Irland, um die Insel Brazil zu suchen. Der fehlgeschlagene Versuch ward 1490 wiederholt; erst auf der dritten Fahrt erblickte John Newfoundland, also einen festen Theil Nordamerika's, und 1497, also vor Columbus, betrat Cabot dasselbe Festland. Auf diesen beiden letzten Reisen begleitete ihn sein größerer Sohn Sebastian Cabot.

Sebastian war einer der Ersten, die an die nordwestliche Durchfahrt dachten. 1517 entdeckte er unter Heinrich VIII. die Hudsons-Straße, gelangte bis zum 68. Grade N. B., und fertigte eine Seekarte an, nach welcher Frobisher dieselben Regionen befuhr. Im Dienste Karl's V. segelte Sebastian 1526 durch die Magelhaens-Straße, gelangte nach Südamerika, auf die Spur des Juan Diego de Solis, fand den La Plata wieder und gründete die erste spanische Niederlassung am Parana, zu San Espiritu.

Im Alter kehrte Sebastian nach Bristol zurück, wo er dem jungen Eduard VI. die Deklination der Magnetnadel erklärte, die er vielleicht entdeckt hat. Er starb ungefähr gleichzeitig mit diesem Könige. Seit den Cabot's also begann England seine Fühlhörner und Fangarme über den Ozean zu strecken.

Die ganze Entwicklung des neuern Englands liegt überhaupt, wie die Eiche in der Eichel, in Heinrich's VII. Regierungszeit eingeschlossen. Sein Kaplan hieß Thomas Wolsey. Seine Tochter

heirathete Jakob IV. von Schottland, Jakob V. war also sein Enkel. Dieser vermählte sich mit der verwitweten Herzogin von Longueville, Maria Guise: Maria Stuart war die Urenkelin des siebenten Heinrich. Sein Sohn Heinrich VIII. erzeugte mit Anna Boleyn die Elisabeth, welche folglich seine Enkelin wurde. —

Im Jahre 1509 folgte Heinrich VIII. seinem Vater auf dem Throne. Er zählte 18 Jahre, trug seine stattliche Figur chevaleresk genug, und hatte den großen Vorzug unbestrittenster Legitimität. Für einen damaligen König war er gelehrt zu nennen; außer einer scholastischen Bildung verfügte er über die lateinische, französische und spanische Sprache. Die Renaissance ließ sich in England nur auf den höchsten Spitzen der Gesellschaft nieder. Hier war von einem nationalen Drange, von der humanistischen Initiative Italiens, Deutschlands und Frankreichs wenig zu verspüren. Ein Kaufmann, William Caxton, hatte 1474 die Buchdruckerkunst nach England importirt; von den 10,000 Ausgaben, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts in Europa gedruckt wurden, entfallen nur 140 auf England, das heißt so gut wie gar nichts. Im Jahre 1509 gab es vier Drucker in England, beim Tode Heinrich's VIII. 45. Doch kauften die reicheren Engländer viele continentale Bücher, die jetzt nur den fünften Theil des Preises der Manuskripte kosteten. Erasmus, der nach England kam, lobte die studirende höhere Gesellschaft und wies ihr in humanioribus, sehr artig, den Platz gleich nach Italien an. Diese klassische Bildungscrême oben auf der gesellschaftlichen Crême ist bekanntlich auf lange Zeit kennzeichnend für England geblieben.

Der chevalereske Heinrich war gut katholisch, hörte täglich drei Messen und spielte sich bald als Schiedsrichter in den europäischen Händeln auf. Er hatte die jungfräuliche Gattin seines verstorbenen Bruders Arthur zur Frau; Katharine von Aragon war die Tochter des zweiten „Magiers", Ferdinand's des Katholischen, die Tante Karl's V. Heinrich verbündete sich also mit seinem Schwiegervater gegen Frankreich, in der Absicht, Guienne zu erobern; er bekam Guienne nicht, Ferdinand nahm dagegen das Königreich Navarra an der Pyrenäengränze, 1512.

Die Großmannsucht des jungen Königs wurde genährt durch jenen Kaplan seines Vaters, den Thomas Wolsey. Heinrich machte ihn zu seinem Almosenier; er wurde Erzbischof von York, Kardinal, päpstlicher Legat, pflegte in diplomatischen Noten Ego et Rex meus zu schreiben, führte einen großen Train, gab die glänzendsten Feste, hatte ein Gefolge von 800 Personen — alle Anlage zu einem Renaissance-Papst. Als der deutsche Max zu sterben kam, trieb Wolsey seinen König an, sich um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben. Karl von Oesterreich-Spanien, Franz I. von Frankreich, Heinrich von England machten sich den höchsten Titel der Christenheit streitig. Die schamloseste Bestechung trieb der französische König; noch schamloser als er waren die meisten Reichswürdenträger in Deutschland.

Da es mit der deutschen Kaiserkrone ging wie mit der Provinz Guienne, so wollte Heinrich wenigstens den Streit zwischen Karl V. und Franz I. entscheiden. Beide machten ihm die Cour, Karl V. am besten, da er sie eigentlich dem Kardinal Wolsey machte. Er kam selbst nach England, ließ Geld und Liebenswürdigkeit springen und zeigte dem Kardinal in einer brillanten dissolving view — die Tiara. Was half es dem König Franz, daß er seinen Bruder von England auf der französischen Küste in einem Lager von Goldbrokat empfing? Heinrich ging mit seinem Neffen Karl. Nach der Schlacht von Pavia freilich, nach der Gefangennehmung Franzens, als Karl sich so unritterlich betrug, und als Wolsey noch immer nicht Papst war, da trat der Schiedsrichter auf die andere Seite. Hadrian von Utrecht war in den Vatikan gezogen und dort gestorben, Clemens VII. von Medici war Papst geworden, und stand nach der Eroberung Rom's ganz unter kaiserlicher Botmäßigkeit.

Heinrich war im Jahre 1527 dem Papste Clemens behülflich zur Flucht von Rom nach Orvieto gewesen; dafür sollte ihm der Papst jetzt einen kleinen Gefallen erzeigen. Es handelte sich um die Scheidung von der aragonischen Katharina. Zur Verlobung mit der jungen Witwe seines Bruders hatte Papst Julius II. seinen Dispens gegeben; seit seiner Thronbesteigung war dem Könige nie ein Skrupel aufgestiegen; die Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, von denen noch eins, leider eine Tochter, mit Namen

Maria, überlebte. Katharina war fünf Jahre älter als Heinrich, sie zählte 41 Jahre, ihr Gemahl 36. An körperlicher Schönheit konnte sich Katharina nicht mit den beiden Fräulein Boleyn messen, weder mit Anna noch mit Maria.

Der König empfand daher plötzlich Gewissensbisse über seine unkanonische Ehe mit der Schwägerin:

„Es scheint, die Eh' mit seines Bruders Weib
Kam dem Gewissen allzunah,"

oder auch:

„sein Gewissen kam einer andern Frau zu nah."

Dahinter steckte aber auch Wolsey, der seit 1524 mit Louise von Savoyen, der Königin-Mutter von Frankreich kabalirte. Die spanische Katharine, welche lebhaft im Interesse ihres Hauses politisirte, war dem englischen Premier im Wege; sie sollte beseitigt und durch eine französische Prinzessin ersetzt werden. Die Schlacht von Pavia entschied vollends den Bruch mit dem Kaiser und Heinrich's Eintritt in die antikaiserliche Liga. Clemens VII. gestattete auch zu Orvieto die zweite Heirath, mit der Scheidung aber zögerte er.

Der Kardinallegat Campeggio erhielt endlich die päpstliche Vollmacht zum Ehegerichte; die entscheidende Bulle jedoch wurde zwar gezeigt, aber nicht ausgeliefert. Wolsey selbst intriguirte mit Rom, da er die Anna Boleyn als „tück'sche Lutheranerin" fürchtete, welche am französischen Hofe bei Margarethe von Valois das protestantische Gift eingesogen hatte. Anna Boleyn hat sich dafür bitter an dem Kardinal gerächt.

Die „scharlachne Sünde" wurde 1529 von der Sternkammer wegen Erpressungen im geistlichen Gericht verurtheilt. Der König schenkte dem Kardinal das Leben; als aber Wolsey unter neuer Anklage wegen Hochverraths nach London gebracht wurde, starb er zu seinem Glück unterwegs an der Ruhr.

Bischof Cranmer, den Wolsey als „Erzketzer" haßte, bemächtigte sich nunmehr des Königs, und rieth ihm, die Gutachten der ausländischen Fakultäten und der Juristen des kanonischen Rechtes einzuholen, auch das Parlament mit seiner Streitsache gegen Rom zu befassen. Den größten Einfluß aber begann um

diese Zeit auf des Königs Stimmung zu üben ein ehemaliger vertrauter Diener Wolsey's, der den ominösen Namen Thomas Cromwell führte. Dieser kannte die continentalen Strömungen und raunte dem Könige zu: er brauche sich blos an die Spitze seiner englischen Geistlichkeit zu stellen, um völlig unabhängig von Rom und dessen Willen zu werden.

Merkwürdig genug, aber das ist grade die Signatur dieser aus persönlichen Motiven hervorgegangenen Reformation, der Nachfolger Wolsey's im Staatskanzler-Amte war Niemand anders als der große Humanist, aber orthodoxe Katholik Thomas Morus, der die englischen Ketzer eifrigst verfolgte und verbrannte, während Cranmer und Cromwell ihre weitaussehenden Pläne entwarfen!

Die Agenten Heinrich's suchten mittlerweile überall, und besonders in Italien, günstige Gutachten für ihren König aufzutreiben. Weder gute Worte noch Geld wurden dabei geschont, obgleich das letztere nicht immer ausreichen wollte. Ein gewisser Croke gibt darüber ausgiebige Enthüllungen; in Italien bestach er Mönche und Professoren und schrieb umständlich auf, was ihn Pferde, Boten, Fähren, Schlitten und „Ueberredung" gekostet. In Padua z. B., außer Douceurs an Buchhändler und sonstige Offizialen, 15 Kronen an den Prior von St. Johann und Paul. Von Bologna aus meldet Croke: durch meine Mühewaltung hat der König allein 36 Doktoren und 14 gelehrte Mönche auf seiner Seite, 50 zusammen, und 4 hoffe ich ihm noch zu übermachen. Curtius von Padua wollte es zuerst für 50 Kronen thun, dann verlangte er nicht weniger als 100, jetzt thut er es nicht unter 150. Der Jurist Parisio erbot sich, den Kaiser und die Venezianer aufzugeben für 1500 Kronen jährlich, aber nicht in Form einer Abtei oder Präbende. In Ferrara konnte Croke das ganze Kollegium der Juristen haben, mit Hand und Siegel jedes einzelnen Mitgliedes, wäre er nur im Stande gewesen, 150 Kronen auf den Tisch zu legen. In Venedig ließ sich der Provinzial der grauen Brüder durch etliche Winke des Senats abschrecken, obgleich er schon Geld, „mehr Honorar als Lohn", angenommen hatte. Auch die Juden konnten nicht umgangen werden, wegen ihrer

genauen Kenntniß des mosaischen Gesetzes. Welches Kreuz! der Tudor saß auf seinem Gelde, und dieses Italien war so pecuniae famelica, wie Croke schrieb, so geldhungrig!

Mit dem großen Akte der Scheidung wartete Heinrich, bis Cranmer Erzbischof von Canterbury, folglich Primas von England geworden war. Die Trauung mit Anna Boleyn wurde jedoch spätestens 1532 vollzogen. Cranmer leistete dem Papste das Gelübde des Gehorsams, machte aber vor vier Zeugen sofort seinen geistlichen Vorbehalt, und trennte am 23. Mai 1533 die Ehe zwischen Heinrich und Katharina. Cromwell verkündigte am 28. Mai die rechtmäßige Ehe mit Anna Boleyn, welche am 7. September mit der Prinzessin Elisabeth niederkam. Der Papst ließ durch ein Kardinalskollegium im Jahre 1534 die Ehe mit Anna für ungültig erklären; für die Kirche blieb Katharina die rechtmäßige Königin von England.

So hatten nun Cranmer und Cromwell scheinbar Oberwasser: Cranmer, „ein tücht'ger Mann, der sich in des Königs Geschäft gar sehr bemüht", zudem der Weihen nicht fähig, da er in dritter Ehe mit der Nichte des deutschen Theologen Osiander vermählt war, und Cromwell, der Schatzkanzler, der es kirchlich-politisch auf eine Radikalreform Altenglands abgesehen hatte. Wie war da nicht die alte Opposition des dritten Eduard, der Protest Wycleff's gegen Pfründenschacher und Ablaßkram zu erneuern!

„Kein Nam' ist zu ersinnen, Kardinal,
So leer, unwürdig und so lächerlich,
Mir Antwort abzufordern, als der Papst. —
Füg' dies hinzu noch: daß kein welscher Priester
In unserm Reiche zehnten soll und zinsen.
Wie nächst dem Himmel wir das höchste Haupt,
So wollen wir auch diese Oberhoheit
Nächst ihm allein verwalten, wo wir herrschen.
Ob Ihr und Alle, gröblich mißgeleitet,
Die heil'ge Gaunerei mit Pfründen hegt,
Will ich allein, allein, den Papst nicht kennen,
Und seine Freunde meine Feinde nennen."

Schon 1529 hatte das Parlament Heinrich VIII. den Titel eines „Beschützers und Oberhauptes der englischen Kirche" ertheilt;

1534 wurde der Suprematseid die unerläßliche Bedingung für alle kirchlichen wie politischen Aemter: Heinrich war Cäsar-Papst.

Jetzt ging's an die Kirchen- und Klostergüter. Man hat berechnet, daß die englischen Klöster damals ein Jahreseinkommen von 500,000 Dukaten hatten, während die adligen Grundherren nur 380,000 Dukaten bezogen, und die gesammten Kroneinkünfte sich auf 700,000 Dukaten beliefen. Es handelte sich um ein Fünftel der ganzen Bodenrente: welche Aussicht und welche Verlockung! Zuerst kamen 555 Klöster an die Reihe, etwa der 20ste Theil des Landeseinkommens. 1536 hob Cromwell als Generalvikar und königlicher Kommissar noch 380 auf; er hieß davon der **Malleus Monachorum**, der Mönchshammer. 1540 war Alles fort: Klöster, Kollegienhäuser, Stiftungen, Hospitäler, auch die Güter des Johanniterordens. Kein geistlicher Herr im Oberhause wagte zu widersprechen.

Allerdings wuchs das Kroneinkommen nicht unbedeutend; aber Vieles, wo nicht das Meiste wurde zu Spottpreisen verschleudert, verschenkt, verlottert: grade von hier datirt die neue Aristokratie und das bedenkliche Wachsthum der Latifundien, welches schon unter Eduard VI. bis zu einer sozialen Frage anschwoll. Heinrich schenkte einem Weibe für einen guten Pudding ein Kloster.

Der Widerstand, der sich namentlich gegen die geistliche Suprematie entwickelte, fand seinen stolzesten Repräsentanten an dem Staatskanzler und Großsiegelbewahrer More. Thomas Morus war 1480 geboren, erhielt eine gelehrte Erziehung, und bildete die Blüthe dessen, was man in England die humanistische Renaissance nennen kann. Er liebte die schönen Künste, und stellte 1525 den Hans Holbein dem Könige vor. Er war einer der ersten Latinisten der Epoche, und darin der englische Erasmus; aber er dachte und handelte konsequent römisch-katholisch. Unerbittlich ging er gegen die protestantischen Ketzer vor. Als die Lostrennung von Rom und die Ehescheidung des Königs im Werke waren, legte er seine Würden im Jahre 1532 nieder. 1534, als der Suprematseid von ihm verlangt wurde, weigerte er sich dessen, wie er auch die Anerkennung der neuen Erbfolge von sich wies. Da wanderte er in den Tower; mit ihm der Bischof Fisher, den

Papst Paul III. jetzt zum Kardinal erhob. König Heinrich rief: „Ich will ihm den Kopf nehmen, daß er den Hut nicht aufsetzen kann.“ Am 22. Juni 1535 bestieg Fisher das Schaffot.

Thomas Morus aber erklärte im Tower zu Protokoll: „Die Kirche unter den Christen ist eine einzige, ganze und ungetheilte, und Ihr allein habt nicht die Autorität, neue Gesetze und Statuten zu machen, ohne die Zustimmung aller andern Christen.“

Wer will die Konsequenz dieses Standpunktes, zum Wenigsten in England, bestreiten? Der König hatte die Macht und ließ dem störrigen Exkanzler am 6. Juli 1535 den Kopf vor die Füße legen. Aber wie war denn Heinrich zu seiner kirchlichen Rolle gekommen? Als Martin Luther die sieben Sakramente heftig befehdete, war der scholastische König unter die Schriftsteller gegangen und hatte im Jahre 1522 im streng päpstlichen Sinne gegen den Reformator geeifert. Damals ertheilte ihm Leo X. den Titel: Defensor Fidei, Vertheidiger des Glaubens. Die Initialen D. F. kommen merkwürdigerweise noch auf englischen Münzen vor. Weniger hatte sich allerdings Derjenige nicht um Rom verdient, der den grimmigen Ketzer von Wittenberg öffentlich preisgab cum suis merdis et stercoribus cacantem cacatumque. Er war natürlich an den Unrechten gekommen, denn Bruder Martin, im Grunde der rücksichtsloseste Plebejer, erwiderte mit „Sau“. „Was ist's, daß ein Esel will den Psalter lesen, der nur zum Sacktragen gemacht ist! — Darf ein König von England seine Lügen unverschämt ausspeien, so darf ich sie ihm fröhlich wieder in seinen Hals stoßen. Er schmiert seinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren, nämlich Christi, deß Lehre ich habe; darum soll's ihn nicht wundern, ob ich den Dreck von meines Herrn Krone auf seine schmiere, und sage daß der König von England ein Lügner ist.“ Als der „tolle Heinz“ beim Kurfürsten Friedrich von Sachsen reklamirte, war auch das vergebens. Im Jahre 1535 war Papst Paul III. schier einverstanden mit dem Luther von 1522: er erließ eine wüthende Bulle wider den Kardinalsmörder, that den König in den Bann, erklärte die Tochter der Anna Boleyn für einen Bastard, entband alle Engländer vom Eide der Treue, widrigenfalls sie als Sklaven verkauft werden sollten.

Sehr begreiflich ist es, daß der königliche Literat, selbst als er mit Rom in Fehde gerathen war, von Luther und Lutherthum nichts hören wollte. Was aber dann? Sich vom Papst mit Eclat trennen, und doch katholisch bleiben: das war doch der schreiendste Widerspruch. Grade aber aus diesem Widerspruch ist Heinrich nie herausgekommen. In seinem Staatsrath kreuzten sich beständig zwei Richtungen; dem Streben nach Vorwärts hängte sich stets ein altgläubiges Bleigewicht an. Wie früher Morus mit Cranmer und Cromwell zusammengespannt war, so jetzt Cranmer mit Latimer, Cromwell mit Gardiner.

Der Cölibat blieb für sämmtliche Geistlichen, ja für die ausgetriebenen Mönche und Nonnen in Kraft; aus den Heiligenbildern wurden Holzstöße errichtet für Lutheraner und Papisten zugleich. So sah die königlich englische Reformation aus.

Mit einem Male saß die schöne sanfte Jane Seymour, die Holbein's Pinsel ebenfalls verewigt hat, auf des Königs Schooße, die Königin Anna aber im Tower. Anna war des Ehebruchs mit Mehreren, unter Andern auch mit ihrem leiblichen Bruder angeklagt! Sie mochte vom französischen Hofe her leichtfertig sein, von den gegen sie erhobenen Beschuldigungen konnte nichts erwiesen werden. Wenn aber Heinrich Launen hatte, so wurde das Unmögliche wirklich. Am 17. Mai 1536 wurde Anna's Bruder, Lord Rocheford, nebst vier andern „Liebhabern“ hingerichtet; am 19. sie selbst. Das „Oberhaupt der englischen Kirche“ erklärte die kleine Elisabeth für unächt, und hielt am Tage nach der Hinrichtung Hochzeit mit Jane Seymour.

Das Jahr darauf gebar die dritte Königin den Prinzen Eduard und starb; das Parlament, welches zu Allem Ja und Amen sagte, gestattete dem Könige, sich selbst den Nachfolger zu ernennen. Bei Eröffnung der Sitzung wurde Heinrich genannt: „ein Salomon an Weisheit, ein Simson an Stärke, ein Absalon an Schönheit“. Gehorsam war die erste Pflicht, die allerersterbendste Unterwürfigkeit die Devise. Thomas Cromwell nannte den König „Gottes Ebenbild“. Der König entschied, was „anständige Rede-

freiheit" sei; wer sich einen Schritt darüber hinaus wagte, war „ein Bärenhäuter".

1539 erschienen in einem Artikelbüchlein mit des Königs Namen die Statuten des neuen königlichen Glaubens. Von den sieben Sakramenten blieben Taufe, Beichte und Abendmahl stehen. Außerdem mußte ein königlich englischer Christ glauben: an die vollkommene und wirkliche Brodverwandlung — irrte Einer in diesem Punkte, so war der Widerruf nichts nütze, der Ketzer verfiel dem Feuertode —; ferner an das Abendmahl unter Einer Gestalt, an die Unlöslichkeit des Gelübdes der Keuschheit, an die Nützlichkeit der Privatmessen und an den Cölibat. In Folge dessen wurden sämmtliche verheirathete Priester abgesetzt, und Cranmer mußte seine Frau Erzbischöfin nach Deutschland entlassen.

Die sechs Artikel, welche die „Blutartikel" genannt wurden, stammten natürlich aus der reaktionären Richtung her; ihr Verfasser war der Bischof Gardiner von Winchester. Die Vertreter des progressiven Elements, Cranmer und Cromwell, mußten sehr an sich halten; Heinrich war nie so „unfehlbar" gewesen. Die Papisten faßten frischen Muth, zwischen ihnen und der katholischen Provinz England stand nur Ein Mann; sobald ein anderer Mann dieselbe Macht erlangte, konnte er England in den römischen Schooß zurückführen.

Man warf die Augen auf den Kardinal Reginald Pole, der sich mit der Prinzessin Marie vermählen und dann England beherrschen sollte. Pole war ein Abkömmling des Herzogs Georg von Clarence, folglich ein Verwandter des Königs. Als die Sache auskam, wurden alle Pole's verhaftet und mit Ausnahme des in Italien lebenden Kardinals hingerichtet; sogar die mehr als 70jährige Mutter des Prätendenten mußte das Blutgerüst besteigen. Aebte und Ordensbrüder in Masse wurden dem Henker überliefert.

Unterdeß war der König unbeweibt, und da sein Verhältniß zum andern Geschlecht die Angel der englischen Politik bildete, so verfiel Cromwell auf den Gedanken, seinen Potentaten mit der deutschen Politik zu verheirathen. Er ließ durch Holbein das Bildniß der Prinzessin Anna von Cleve anfertigen; Anna's Vater

gehörte zum Schmalkaldener Bunde, ihre Schwester war die Kurfürstin von Sachsen. Heinrich ließ sich bestimmen. Als aber Anna am englischen Hofe erschien, erwies sich die Spekulation als verfehlt. Das massive deutsche Fürstenkind konnte nichts als Deutsch, Lesen, Schreiben und Nähen. Heinrich war empört über „die lange, flandrische Mähre". Er ließ sich scheiden und dem Thomas Cromwell den Kopf abschlagen.

„Denk' nur an meinen Fall und was mich stürzte."

Anna blieb als Staatspensionärin in England.

Am 9. Juli 1540 war die Scheidung, am 8. August Hochzeit mit Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, also von katholischem Geblüt. Aber Katharina war gewohnheitsmäßig unbeständig in der Liebe, was die Protestanten sofort benutzten. Cranmer ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen. Die Buhlen und Verwandten der treulosen Königin wurden hochnothpeinlich behandelt, sie selbst am 18. Februar 1541 geköpft. Das Parlament machte es dem Könige zur Pflicht, die mitwissenden Verwandten treuloser Gemahlinnen mit dem Tode zu bestrafen; es setzte den Tod darauf, wenn eine vom König begehrte Dame ihn im Punkt der Keuschheit betrüge!

Die sechste und letzte Gemahlin war Katharina Parr, lutherisch gesinnt und Witwe — die dritte Käthe. Nur durch Schlauheit entging sie den Denunziationen der Katholischen. Der von ihnen influirte König glaubte nämlich aus seines Käthchens Reden gemerkt zu haben, daß sie seine „Unfehlbarkeit" anzweifele; bereits traf er Anstalten, ihr den Garaus zu machen, als Käthchen sich ausredete: sie habe nur so gesprochen, um sich eines Bessern belehren zu lassen. So wurde sie wieder zu Gnaden angenommen und überlebte ihren Gemahl.

Im Jahre 1544 stellte Heinrich, kraft seiner Omnipotenz, im Einverständniß mit Karl V., die Erbfolge seiner Töchter Marie und Elisabeth im Falle des kinderlosen Ablebens seines Sohnes Eduard wieder her, und schloß 1546 Friede mit Frankreich, von dem er in der Zwischenzeit wieder einmal abgefallen war. Dann wurde der englische Papst dicker und dicker, seiner Bewegungen vollkommen unmächtig; Maschinen mußten angewendet werden, um

ihn aus seinem Kabinet in den Speisesaal zu schaffen. Für den katholischen Herzog von Norfolk starb er am 28. Januar 1547 zur rechten Zeit; das Schaffot stand schon bereit.

Am Werke seines Vaters arbeitete Heinrich insofern weiter, als er den Hafen von Portsmouth in Vertheidigungszustand setzen, die Küsten befestigen ließ und sein Augenmerk auf die Anfänge der Flotte richtete. Unter ihm wurde das celtische Wales mit England vereinigt.

Heinrich hinterließ sein Königreich als eine zu drei Vierteln katholische Provinz, die nur dem Papste den Gehorsam gekündigt und sich ein eigenes „geistliches Oberhaupt" gegeben hatte. Neben den sechs „Blutartikeln" ist nichts so bezeichnend für diese Reformationsstammelei als die Verfügung von 1543, kraft deren es „Leuten von Stande" gestattet sein sollte, die Bibel zu lesen! Welcher Unterschied zwischen diesem königlichen England und Deutschland! „Leute von Stande" dürfen den Grundstein betrachten, auf welchem Luther ein neues Volksbewußtsein erbaute! Wie weit lag das ab von jenem hymnischen Proteste:

„Das Wort sie sollen lassen stan,
Und keinen Dank dazu han."

Seit Wycleff's Zeiten war in England kein Versuch gemacht worden, die heiligen Schriften dem Volke näher zu bringen. William Tyndale (1485—1536), der in Heinrich's Tagen das Werk wieder aufnahm, dachte für England viel zu frei, zu lutherisch, zu kontinental, um nur im Lande bleiben zu dürfen; er entfloh nach Hamburg. 1525 ließ er zu Antwerpen sein Neues Testament drucken; 1530 erschien sein Altes Testament, welches heimlich nach England eingeführt wurde. In Antwerpen verfiel der fromme Mann der Inquisition Karl's V. und wurde erst erdrosselt, dann verbrannt (1536). Erst nach dieser Zeit durfte das Neue Testament in England gedruckt und von „Leuten von Stande" gelesen werden.

Henry Howard, Graf von Surrey, der im Todesjahre des Königs starb, übersetzte Psalmen, eben so der ältere Thomas

Wyatt, welcher der Untreue mit Anna Boleyn bezüchtigt, dann aber unschuldig befunden wurde; die Hauptarbeit vollbrachten erst Sternhold, Hopkins und Willingham. Die Gesammtausgabe der Psalmen erschien 1562, im vierten Jahre der Elisabeth.

Graf Surrey war, wie Clément Marrot, mehr Renaissance als Reform. Er begeisterte sich am Petrarca, sang seine Geraldine an, wie jener die Laura, übersetzte Stücke der Aeneide in die ersten englischen blank verses oder ungereimte Jamben, war durch und durch Cavalier, fiel in Ungnade, wanderte auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ in den Tower, und wurde dort enthauptet.

Schulen und Collegien wurden vielfach gegründet, natürlich für die „Leute von Stande“. Unter den Latinisten glänzte neben Thomas Morus der strengkatholische Kardinal Pole. Griechisch verstand und erklärte vorzüglich Roger Ascham, dem wir noch begegnen werden. Aber die Früchte dieser humanistischen Studien kamen lediglich der exklusiven Gesellschaft zu Gute.

Die Renaissance der bildenden Künste warf etliche Springwellen an die englische Küste. Heinrich VIII. ließ den Pietro Torrigiano kommen, der im Jahre 1519 mit englischen Gehülfen (wie zu Fontainebleau) das Grabmal Heinrich's VII. in der Westminster-Kapelle errichtete. Seit 1530 weilte auch Benedetto da Rovezzano in England. Eingeborne Kräfte wurden aber nicht erweckt.

Hans Holbein, an welchem den Deutschen der größte Historienmaler verloren ging, war Hofmaler bei Heinrich VIII. Er lebte zu zweien Malen in London, zuerst vier Jahre lang bis 1529, dann definitiv bis zu seinem Tode 1543. Ihm verdankt die Geschichte die bedeutenden Charakterköpfe jener Zeit, den Thomas Morus, den Dr. Chambers, Heinrich's Leibarzt, die Jane Seymour rc. Zu Hampton-Court führte er im großen Style Heinrich VIII. im Kreise der Seinigen aus. Der Plafond der königlichen Kapelle im St. James-Palast zu London (1540) zeigt Holbein's inniges Verständniß der transalpinischen Kunst; man glaubt sich in Venedig oder Mantua. Für Anschauung und Leben des Volkes bedeutet aber die englische Renaissance noch unendlich

weniger als die französische. In Frankreich kam dem neuen Schönheitskultus die angeborne Grazie der Nation entgegen, man verstand sich dort auf's „Anempfinden". In England nahmen sich die eingeführten Formen aus wie ein paar Schönheitspflästerchen auf rustikalen Gesichtern.

Eduard VI., der Sohn der Jane Seymour, bestieg mit neun Jahren den Thron. Die Regierung führte in seinem Namen sein mütterlicher Oheim Eduard Seymour, Graf von Hertford, Lord Somerset. Die Auspizien der Kirchenreform waren günstiger, Cranmer dominirte, Gardiner opponirte vergebens. Eduard VI. entwickelte sich zu einem strebsamen, fleißigen, protestantischen Jüngling; er wäre ein braver König geworden, ohne die Scheere der neidischen Parze.

In der englischen Kirche wurde die Tradition aufgegeben und der Cölibat abgeschafft. Cranmer verfaßte das Predigtbuch, einen Katechismus mit Anlehnung an den lutherischen, und trug, größtentheils aus alten Meßbüchern, das Common prayer book oder allgemeine Gebetbuch zusammen. Die Bibel wurde allgemein gestattet. Bucer, der Deutsche, und Peter Martyr, der Italiener, reduzirten die nunmehr vorgeschlagenen 45 Artikel der Hochkirche auf die 42 bekannten Artikel, welche im Jahre 1553 amtlich publizirt wurden. Schon bei dieser Reduktion erlitt der englische Calvinismus eine Einbuße.

Die Rosenkriege zuckten noch einmal auf, die Thronfolge kam in Frage. Lord Thomas Seymour, Bruder des Protektors, Groß-Admiral von England, war mit der letztverwitweten Königin, der Katharina Parr, vermählt. Er dachte aber daran, sich scheiden zu lassen und die Prinzessin Elisabeth heimzuführen. Als seine Gemahlin starb, hing er seinem Gedanken ungehindert nach. Mit einem Heere von 10,000 Mann, ähnlich wie die Guisen, wollte er den jungen König entführen und zu seinem Willen zwingen. Sein Bruder, der Protektor, ließ ihn gefangen setzen und zum Tode verurtheilen. Das Unterhaus schwankte eine Weile, gab dann aber seine Zustimmung zur Hinrichtung. Hinter der ganzen

Angelegenheit steckte der hochfahrende Dudley Graf Warwick, der den Protektor verderben, selbst regieren und seinen Sohn mit der Jane Gray verbinden wollte.

Jane Gray hatte nämlich ebenfalls Ansprüche auf den Thron, die der König in der Weise seines Vaters nur anzuerkennen und in den Vordergrund zu schieben brauchte. Die schöne, sanfte, klassisch gebildete Jane war, wie Maria Stuart, eine Urenkelin Heinrich's VII. Dessen Tochter Maria, in erster Ehe Gemahlin Ludwig's XII. von Frankreich, vermählte sich später mit dem Herzog von Suffolk. Eine Tochter dieser zweiten Ehe heirathete einen Grafen Gray, dessen Tochter die schöne Jane war.

Zum dritten ging die Politik der Tudor's konsequent auf eine Verbindung zwischen England und Schottland, und eine Heirath in fürstlichen Häusern war damals allgemein ein Mittel zur Annektirung. So hatte schon Heinrich VIII. im Jahre 1542, als Maria Stuart geboren wurde, an eine künftige Verbindung der schottischen Prinzessin mit seinem damals 5 jährigen Sohn Eduard gedacht. Der Protektor setzte nur die Tudorpolitik fort, wenn er an diesem Projekte festhielt.

Da aber König Heinrich VIII. in seinem letzten Willen der Nachkommen seiner schottischen Schwester gar nicht erwähnt hatte, so schien es sich nach dem Tode des kränklichen Eduard lediglich um Elisabeth oder Jane Gray zu handeln. An die Maria Tudor dachten die Somerset's so wenig als die Warwick's; dazu waren sie beide zu protestantisch.

Der Streit zwischen dem Protektor und dem Grafen Warwick, Herzog von Northumberland, lag aber noch viel tiefer. Der Großgrundbesitz hatte durch die Konfiskationen und Schenkungen eine bedenkliche Macht erlangt, der geistig vernachlässigte Bauer fühlte sich gedrückt und geschunden. Er gehörte zu jener unleugbaren Mehrheit, die noch immer katholisch empfand, während grade der Adel Interesse an der Reform hatte. Schon im Jahre 1549 legte der Bauernstand in Devonshire einen merkwürdigen Beweis seiner konservativen Gesinnung ab. Er empörte sich gegen die religiösen Neuerungen, verlangte die Herstellung der Sechs Artikel und im selben Athem die Abschaffung der Frohn. Es war ein ächt

romanischer Zug im angelsächsischen Charakter, der an die Pariser Barrikadenzeit unter Heinrich III. erinnert.

Fleischliche Freiheit mit geistiger Bevormundung! Wie konsequent folgerten dagegen die deutschen Bauern weltliche Wohlfahrt aus „geistlicher Freiheit"!

Der Protektor, der doch reformatorisch dachte, war in der sozialen Frage auf Seiten der Bauern; der Adel bekämpfte ihn im Namen der Beute. Das kam den Warwick's zu gute. Sie demüthigten den Protektor tief vor dem Regentschaftsrathe und ließen ihn nur gegen eine große Summe wieder in Freiheit. Im Jahre 1550 fand Somerset zwar wieder Zutritt zum Regentschaftsrathe, bald aber wurde er aufs Neue verhaftet, und am 22. Januar 1552 hingerichtet.

Jetzt war der Herzog von Northumberland obenauf. Eduard VI. stieß ohne Parlamentsbeschluß die Erbfolge seines Vaters um, Jane Gray wurde mit dem jungen Grafen Dudley proklamirt. Am 6. Juli 1553 starb Eduard mit 16 Jahren. Am 11. Juli bestieg Jane Gray mit ihren 17 jährigen Gemahl den Thron. Die Herrlichkeit dauerte 9 volle Tage.

Zwei der erwähnten Kombinationen waren durch die Ereignisse gescheitert; die dritte zerschlug sich an der jetzt herrschenden Kardinaltugend Altenglands, an der Loyalität.

„Die Bürger
Sind alle treu und königlich gesinnt."

In wenigen Tagen hatte die blutige oder katholische Maria Tudor ein Heer von 30,000 Mann beisammen; ihre Schwester Elisabeth führte ihr persönlich 1000 Reiter zu. Des Vaters Testament war es, was sie vereinigte.

Neben einander ritten sie in London ein: Elisabeth zählte 19 Jahre, Maria 38. Maria war blaß und hager, ihre dunkeln Augen stachen unheimlich; Elisabeth war groß, wohl gebaut, blickte freundlich aus ihren blauen Augen und wußte sich etwas mit ihrer schönen Hand. Ungewöhnlich gebildet war die Eine wie die Andere: Maria verstand Englisch, Französisch, Spanisch und Lateinisch; Elisabeth auch noch Italienisch und Griechisch, die beiden Renaissance-Sprachen. Das Griechische hatte Elisabeth mit Jane

Gray und den Töchtern des Thomas Morus bei Roger Ascham eifrigst gelernt; sie zog den Plutarch gern aus, studirte den Sophokles und den Demosthenes. Noch im Jahre 1563 las sie zu Windsor den großen griechischen Redner. Die schöne Jane Gray vertiefte sich mit 15 Jahren im Leicestershire in den Plato, während die Andern im Park jagten.

Maria Tudor fand in London keinen Widerstand; sie bestieg den Thron unter allgemeiner Zustimmung. Jane Gray wanderte mit ihrem Gemahl in den Tower und auf das Blutgerüst. Der Herzog von Northumberland büßte gleichfalls mit dem Leben, während Bischof Gardiner aus dem Tower entlassen und zum Kanzler erhoben wurde. Auch Elisabeth bezog wieder ihre altgewohnte Zelle in dem berufenen Staatsgefängniß; daß man sie milder behandelte, verdankte sie der Vermittlung — Philipp's II. und seines Geschäftsträgers am englischen Hofe — des Grafen Egmont.

Das Geschäft, welches Egmont eigentlich im Namen Karl's V. zu besorgen hatte, war die Werbung um Maria's Hand. Das traf genau mit Maria's Herzenswunsch zusammen. Die 38jährige, schon neunmal vergeblich verlobt, verlangte inbrünstig nach dem 26jährigen Philipp. „Gott habe ihre Wahl gelenkt", so behauptete sie. Die Tochter des Reformkönigs heirathete das katholische Prinzip in Person.

Als Maria den Thron bestieg, hatte sie gelobt, alle Gesetze Eduard's aufrecht zu erhalten. Es zeigte sich bald, wie das gemeint war. Bei der Eröffnung des ersten Parlaments wurde die Heiligegeist-Messe wieder gesungen; als der Bischof von Lincoln nicht knieen wollte, warf man ihn zum Hause hinaus. Das Parlament, welches der gehorsame Ceremonienmeister und dienstwillige Aktuar Heinrich's und Eduard's gewesen war, erklärte jetzt die Ehe mit Katharina von Aragon für gültig, die Scheidung für nichtig, und kassirte sämmtliche von Eduard im Parlament getroffenen Anordnungen. Nur von Verfolgung der Ketzer wollte es nichts hören.

Die Restauration faßte die Dinge am rechten Ende an. Was Peter Martyr auf seinem Lehrstuhl zu Oxford gegründet hatte, das zerstörte jetzt der Dominikaner Pedro de Soto. Aus Spanien

wurde ferner der Inquisitor Carranza verschrieben, der den Unglauben tapfer ausräucherte, um später 17 Jahre lang im Kerker der Inquisition die Nemesis zu erfahren. Kardinal Pole kam jetzt zu Ehren, im Jahre 1554 nahm er das reumüthige England wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche auf. Katharina von Aragon schien über Anna Boleyn zu triumphiren.

Die Kerker leerten sich nicht mehr. Als die Geschwornen den Nikolas Throckmorton freisprachen, ließ die Königin sie einkerkern und um schwere Summen büßen. Sie wagten es nicht mehr, dessen Bruder John Throckmorton freizusprechen. So wurde das „Fundament der Reiche" erschüttert.

Die Scheiterhaufen flammten. Der Erzbischof Cranmer, einst die Seele der Reform, besaß die Schwäche, sein vergangenes Denken und Thun zu widerrufen. Dann aber ging er in sich, wurde zum Märtyrer seines evangelischen Glaubens und streckte seine Rechte zuerst in's Feuer, um sie für den Widerruf zu strafen. Jetzt erst bestieg er den Holzstoß. Ridley, einer der glänzenden Latinisten, und Latimer, Bischof von Worcester, theilten Cranmer's Loos. Selbst Pole, nunmehr Erzbischof von Canterbury, war der Königin zu milde.

277 Opfer der Glaubenswuth sind aufgezählt worden, unter ihnen schwangere Frauen und 40 Kinder. Ganz kürzlich noch hat sich in den englischen Staatspapieren eine Klageschrift der Insel Guernsey an den Minister Cecil gefunden, in welcher berichtet wird, daß dort unter Maria und Philipp drei Personen verbrannt und ein zu früh gebornes Kind ins Feuer geworfen worden.

Karl V. schürte das Feuer emsig, er sandte 400,000 Goldkronen als Subsidien herüber. Die Korruption grassirte unter den englischen Großen:

„Nur hundert Mark? Zum Geier, ich will mehr."

Zahlreiche Ketzer flohen ins Ausland, um später mit einem viel ausgesprochenern Protestantismus heimzukehren. Es war der Puritanismus, der unter Maria die Blut- und Feuertaufe erhielt.

In zwei Punkten zeigte sich das Parlament halsstarrig. Auf die Zurückgabe der Kirchengüter ließ es sich nicht ein; nur was

die Krone sich angeeignet hatte, mochte die Königin herausgeben. Im Punkte der nationalen Selbstständigkeit blieb es gleichfalls kitzlich. Schon den spanischen Philipp ließ es sich kaum gefallen, von dem freien Verfügungsrechte über die Nachfolge wollte es nichts wissen. Darüber wurde es aufgelöst.

Als Philipp 1554 in England erschien, durfte er sich nicht krönen lassen, erhielt auch kein Geld zum Kriege mit Frankreich. Nur bei eintretender Minderjährigkeit des Thronfolgers sollte er Protektor werden. Im Januar 1555 erfolgte die abermalige Auflösung; die Königin ließ Mitglieder verhaften, die erst ihr Tod wieder befreite.

Philipp, ohne Hoffnung auf Leibeserben, folgte willig dem Rufe seines Vaters nach Brüssel, wo er einen Theil der kaiserlichen Erbschaft antrat. Im Jahre 1558 ging Calais für England verloren. Im selben Jahre starb die blutige Maria.

Elisabeth vertauschte den Tower mit dem Throne. Sie zählte jetzt 25 Jahre. In der Schule der Leiden aufgewachsen, von Natur begabt, durch ernste Studien gekräftigt, betrat sie die Herrscherbahn. Wie sie weiblich geschwankt, wie stark ihr der väterliche Eigenwille im Blut gesteckt, welches immer ihre sittliche Führung gewesen: Eines bleibt ihr unvergängliches Verdienst, das ist die Wahl ihrer Rathgeber, und gleich des bedeutendsten unter ihnen, des Sir William Cecil.

Dieser große und konsequente Staatsmann war geboren im Jahre 1520. Eine Zeit lang fungirte er als Sekretär des Lord Eduard Somerset, und stand beständig mit Elisabeth in Verbindung. Er war durchaus und warm protestantisch gesinnt, und gründete den europäischen Beruf Englands auf diese Gesinnung. Zwar hatte nur ein Drittel des Volkes Sinn für die neue Lehre; aber die Nation ließ sich im Großen und Ganzen die protestantische Politik willig gefallen. Cecil wurde Staatssekretär; den Nikolas Bacon, den Vater des induktiven Philosophen, machte er zum Staatskanzler und Großsiegelbewahrer; den Nik. Throckmorton und ähnliche Gleichgesinnte brachte er ins Kabinet. Sir Francis

Walsingham erwarb sich den Ruf des uneigennützigsten Ministers. Das Steuer des Staates war in der Hand von Männern.

Die Kerker öffneten sich für die um des Glaubens willen Verfolgten. Wie hätte die neue Königin anders gekonnt! Nach der Hinrichtung ihrer Mutter hatte ihre Aufseherin im Tower an Thomas Cromwell geschrieben: „Ich ersuche Sie um Ihr Wohlwollen für meine Kleine; denn sie hat weder Rock noch Wamms, noch Unterkleid, noch etwas von Leinenzeug, weder Hemden, noch Tücher, noch Mantel, noch Deckbett, weder Muff, noch Häubchen."

Der Chor der Gefangenen begrüßte die neue Monarchin. Die Ketzergerichte wurden abgeschafft. Jetzt zeigte sich, wie wenig Wurzel die Politik der Maria geschlagen hatte. Von 15 Bischöfen wollte sich nur Einer zur Krönung verstehen, die 14 wurden einfach beseitigt. Von 10,000 Geistlichen brauchten nur 174 ihrer Stellen entsetzt zu werden. Das Parlament war im Nu durch die Sheriffs oder königlichen Grafschaftsbeamten nach Wunsch zusammengebracht. Die Grundsätze Eduard's VI. traten sofort wieder in Kraft.

Allerdings blieb die Reformation auch jetzt ein königliches Privilegium, welches keinem andern auf der civilisirten Erde glich. Die Geistlichen behielten ihren Chorrock, das Kreuz wurde nach wie vor geschlagen, die Verbeugung bei dem Namen Jesu blieb obligat, eben so das Knieen beim Abendmahl. Die 42 Artikel Eduard's verwandelten sich seit 1562 in die 39 Artikel, welche 1571 endgültig festgestellt und bis auf den Erzbischof Laud im Jahre 1622 calvinistisch interpretirt wurden. Im Jahre 1562 wurde die Uniformitätsakte als definitives Staatskirchengesetz verkündigt.

Seit jener Zeit steht es fest, daß nur „der König im Parlament" den offiziellen Glauben zu ändern vermag. Natürlich blieben die Zwangsgesetze nicht aus, die unter der Regierung Elisabeth's ihre eigene Geschichte haben. Eine High-Commission, bestehend aus 12 Bischöfen, 32 Geheimräthen ꝛc. erhielt den Auftrag, die 39 Artikel durchzuführen und namentlich das Proselytenmachen als Hochverrath zu behandeln. Die Königin als geistliches Oberhaupt legte sich das Recht bei, ihre Unterthanen zum Kirchen-

besuch zu zwingen: die englischen Christen, welche sich einen Monat lang nicht blicken ließen, zahlten 25 Pfund Strafe. Lange Jahre hindurch war dieses Gesetz fast todter Buchstabe; 1569 noch wollte sich Elisabeth mit der äußerlichen Conformität begnügen. Erst die grobe päpstliche Bulle von 1570 brachte Ernst und Strenge in die Handhabung des Nonconformisten-Gesetzes. Ein gewisser John Shakespeare zu Stratford am Avon hat dies erfahren, als er um große Summen gebüßt wurde.

Die Religionsverfolgungen der Elisabeth heben erst nach der Ankunft der Maria Stuart auf englischem Boden an. Insofern sie sich gegen die geheimen Katholiken richteten, waren sie politische Akte, die aus dem Staatsprinzip flossen. Rein kirchlicher Natur waren sie nur, wo sie die aus dem Exil Heimgekehrten trafen, welche mit den in London angesiedelten Franzosen, Schweizern, Niederländern und Deutschen die Sekte der Puritaner gründeten.

Hier nun, ehe wir den Gegensatz der beiden Königinnen schildern, der die ganze mittlere Regierungszeit der Elisabeth ausfüllt und so tragisch für ihre Feindin auslief, wäre der Ort, ein paar Worte über die moralische Führung der Königin von England anzubringen. Man weiß, daß es ihr nicht an Bewerbern um ihre Hand gefehlt hat. Philipp II., der diplomatische Freier, der gern Alles geheirathet hätte, was Kronen trug und Länder besaß, hatte sie schon 1553 nicht ohne egoistische Rücksicht der Schonung ihrer Schwester empfohlen. Nach dem Tode der Maria bat er um Elisabeth's Hand. Elisabeth schlug aus. Der König Friedrich II. von Dänemark und der König Erich von Schweden, der Nachfolger Gustav Wasa's, bewarben sich gleichzeitig; der dänische König fing sogar die Briefe seines Bruders von Schweden auf und denunzirte denselben bei dem Landgrafen von Hessen, um dessen Tochter Erich gleichzeitig warb. Elisabeth führte die beiden nordischen Majestäten eine Weile am Narrenseile. Katharina von Medici bot ihr drei Söhne nach einander an; es existirt noch ein Aktenstück von Cecil's Hand, betreffend das Projekt einer Verbindung mit dem 14jährigen Karl IX. Wahrscheinlich im Interesse einer Diversion wandte sich Elisabeth damals an den Kaiser Maximilian II., mit der Bitte, seinen Sohn, den Erzherzog Karl, nach

England zur persönlichen Bekanntschaft zu senden. Erzherzog Karl taucht übrigens hier schon zum zweiten Male als Heirathskandidat auf.

Mit keinem von Allen war es ihr Ernst; in letzter Instanz erklärte sie regelmäßig, daß sie die maiden queen, die „jungfräuliche Königin“ bleiben wolle. „Mit Kindern“, fügten die Katholiken hinzu. Lord Robert Dudley, bekannter unter dem Namen Leicester, erfreute sich jahrelang des vertrautesten Umgangs mit der Königin, und nach den jüngsten Enthüllungen aus dem englischen Staatsarchiv darf diese „Vertraulichkeit“ wohl im strengsten Sinne des Wortes verstanden werden. Es sind bereits Zeugnisse aufgeführt worden, welche gradezu den Leichtsinn der Königin darthun. Sie habe, so heißt es da, ausgesehen, als komme sie aus dem Wochenbett. Selbst mit dem Herzog von Alençon, der zur Werbung nach England kam, erlaubte sich die alternde Königin die unanständigsten Dinge.

Alles das wäre für die Geschichte ziemlich gleichgültig, hätte die Komödie der „Jungfräulichkeit“ nicht ein halbes Jahrhundert lang ihre stete Wiederholung gefunden, und charakterisirte sie nicht an ihrem Theil diese ganze Periode. Für den richtigen Engländer wurde diese Titulatur zum politischen Glaubenssatze; Poeten und Rhetoren sind daran zu Narren geworden, und der unparteiische Beurtheiler hat oft alle Mühe, über solch' widrigem Firlefanz nicht die Bedeutung der Elisabethischen Zeit aus den Augen zu verlieren.

Denn Elisabeth war, auf Cecil-Burleigh gestützt, das protestantische Prinzip auf dem Thron; sie rief die gesammte Reaktion wider sich in die Waffen, den verschmähten Philipp an der Spitze. Ihr gegenüber stand, nicht das neukatholische Prinzip, sondern das ausgesuchte Werkzeug der Reaktion in der Person der Maria Stuart. Das Interesse Englands und des Kontinents, der Fortschritt wie der Rückschritt, knüpften sich zwanzig Jahre lang an den Streit dieser beiden Frauen.

Die Urenkelin Heinrich's VII., die Tochter Jakob's V. von Schottland und der Maria Guise, Maria Stuart, wurde durch

ihre französischen Oheime an den Sohn Heinrich's II. und der Katharina Medici gebracht, der unter dem Namen Franz II. zwei Jahre König von Frankreich hieß. Am 19. April 1558 fand die Vermählung des blutjungen Paares statt; Maria zählte 16 Jahre, ihr Gemahl 15.

Ihr Vater, Jakob V., der Neffe Heinrich's VIII., war ein schroffer Gegner der Reformation und gerieth mit seinem Onkel in einen Krieg, in welchem er unterlag. Er starb 1542, im Geburtsjahre seiner Tochter. Es folgten wilde Adelsfehden um die Regentschaft, Rosenkriege im Kleinen, Hugenottenkriege durch die Einführung des Calvinismus. Schottland kam so zu sagen mit Einem Sprunge aus der ärgsten Barbarei und gräßlichsten Unwissenheit in die neue Zeitströmung. Kein Wunder, daß die rohe Naturkraft sich auf beiden Seiten in einem wahren Berserkerthum Luft machte.

Der katholische Klerus Schottlands war unwissend bis zum Grauen. Die Meisten konnten keine Matine lesen und hatten nie eine Uebersetzung der Bibel gesehen. Ihr Handwerkszeug war ein Missionale, ein Prozessionale u. dergl. Die Demoralisation in Schottland hielt gleichen Schritt mit der Ignoranz. Ehen waren verboten bis zum achten Grade der Bluts- und angeheiratheten Verwandtschaft. Das bot beständig Gelegenheit zur Scheidung und zum Geldmachen. Die Kirche besaß die Hälfte des Nationalvermögens; ihre Mitglieder wälzten sich unter Alexander III. und Leo X. im Schlamm der Sünde.

Der geistliche Adel verkaufte Alles für Geld, Bann, Verfluchung und Seligsprechung, wie Tetzel seine Zettel. An die Kirche kam Alles, vom Zehnten bis zur „Kirchenkuh" und zum „besten Kleide des Todten".

Etwas besserte allerdings die Reformation, doch nicht gar zu viel; selbst die reformirten Geistlichen glaubten massenhaft, Luther sei der eigentliche Verfasser des Neuen Testaments! Buckle berichtet, daß im folgenden, dem 17. Jahrhundert, Jedermann an böse Geister glaubte, die über die Erde hinschwärmten, in der Luft lebten, die Menschen versuchten und schädigten. An der Spitze dieser Geister stand Satan, der in Person erschien, in verschiedenen

Gestalten, Jeden umstrickte und erschreckte. Er kam als schwarzer Hund, als brauner Kobold, als Rabe oder Stier, als weißer Mann im schwarzen Kleide, als schwarzer Mann mit weißen Handschuhen; sein Fuß war gespalten. Je älter er wurde, desto verschlagener; die Geistlichen sagten, er habe 5000 Jahre studirt und sei immer gescheidter geworden. War er gewöhnlich als Laie gekleidet, so besaß er doch auch die Unverschämtheit, die Tracht eines Dieners des Evangeliums anzunehmen. Er machte Pakte mit den Menschen, einmal sogar mit einem Geistlichen. Eines Morgens früh gehen sämmtliche Geistliche mit dem Kontrahenten ins Presbyterium und beten unablässig; es erhebt sich ein furchtbarer Sturm, sie meinen, Alles stürze zusammen; da fällt der Pakt vom Dache herab unter sie. — Jeder Christ mußte den Bösen einmal gesehen haben, mit ihm kämpfen; die Geistlichen bereiteten das Volk auf solche Dinge vor; das Leben war eitel Furcht und Schrecken. In den Kirchen herrschte Seufzen und Stöhnen, die Leute wurden schier rasend vor Angst. — Und das war ein Jahrhundert nach Einführung des Calvinismus und der Presbyterialverfassung!

Bei einem solchen Volke mußte Alles auf die leitenden Faktoren, auf die Energie der Führer ankommen. Wer sich dieser nordischen Phantasie bemächtigte, der brachte sie, wozu er wollte.

Die katholische Partei war nach Jakob's V. Tode vertreten durch Maria Guise, die Königin-Witwe, und den Erzbischof von St. Andrews, Kardinal von Bethune. Graf Jakob von Arran aus dem Hause Hamilton, ein Tochterenkel Jakob's IV., stürzte den Kardinal und setzte ihn gefangen. Als er wieder frei gelassen war, verbündete sich Arran mit ihm, und der Kardinal zündete die Ketzerfeuer an. Es bildete sich ein Komplot, 16 Verschworne drangen zu dem Kardinal, ihn zu ermorden. Der schottische Calvinist Knox hatte die Hand dabei im Spiele. So waren die Anfänge der schottischen Reformation.

Der Antagonismus Schottlands und Englands machte sich sogar gegen die katholische Maria Tudor geltend. Als Maria Stuart an den fr[illegible] Hof Heinrich's II. entlassen war, führte ihre Mutt[illegible]ngland, weil dieses durch die

spanische Heirath in Krieg mit Frankreich gerathen war. Hier war doch gewiß kein religiöses Motiv im Spiele.

Unterdessen griff der Calvinismus in Schottland immer weiter um sich. Die düsterste und gewaltthätigste aller christlichen Weltanschauungen erwarb sich immer mehr Anhänger. Die Neuerer nannten sich die „Congregation Christi", im Gegensatze zur „Gemeinde Satans". Marie Guise hielt noch an sich, da sie Schottland gern an ihren Schwiegersohn Franz gebracht hätte. Sie ließ es sich gefallen, daß künftig in den Kirchen das Gebet in der Landessprache gehalten würde, während Predigen und die Schrift auslegen in den Privathäusern statt fände. „Bis es Gott gefällt," setzten die neuen Fanatiker hinzu, „den Fürsten zu bewegen, die öffentliche Predigt durch treue und ächte Pfarrer zu gestatten."

Natürlich erfolgte ein Umschlag. Die Katholischen zündeten die Holzstöße wieder an, die Protestanten sprengten die katholischen Prozessionen. Marie Guise erhielt Ordre von Frankreich, mit Strenge vorzugehen, und sie brach den Calvinisten ihr Wort. Aber Elisabeth hatte mittlerweile den Thron von England bestiegen, in Schottland brach der Sturm los.

Der Reformator Schottlands, den wir oben bereits erwähnten, eine Sandsteinfigur von massivster Ueberzeugung, ein hibernischer Prophet Elias, hieß John Knox. Er war längere Zeit Flüchtling gewesen; zwei Jahre hatte er auf französischen Galeeren gerudert; in Frankfurt war er zum Calvinismus übergegangen, zu Genf modelte ihn Calvin nach seinem Ebenbilde, 1559 kehrte er nach Schottland zurück. Durch glühende Predigt fachte er den Bildersturm an. Maria Guise hatte das Jahr vorher befohlen, bis nächste Ostern müsse jeder Schotte die Messe hören. Knox predigte offene Gewalt, die Krönungskirche zu Scone ward verwüstet. Knox erklärte: „Man verscheucht die Eulen nicht besser, als wenn man ihre Nester in Brand steckt."

Der große calvinistische Bund ward unter dem Namen des „Covenant" oder Paktes geschlossen; an der Spitze standen der Graf von Argyle und Murray, der Prior von St. Andrews, der Halbbruder der Maria Stuart. Frankreich schickte Truppen und Geld, Elisabeth Flotte und Heer. Ihr Pakt mit den Aufrührern

sollte dauern „ein Jahr länger als die Ehe Maria Stuart's mit König Franz". Maria Stuart verschenkte in Frankreich durch einen heimlichen Vertrag Schottland an die Krone Frankreich, sammt den Rechten, die sie auf England und Irland habe, und zwar bis dahin, daß die Million, welche Frankreich auf den Schutz Schottlands verwendete, zurückbezahlt sei. Vierzehn Tage nachher unterschrieb sie in einem andern Aktenstücke die Unabhängigkeit Schottlands, und beanspruchte als Urenkelin Heinrich's VII. zugleich die Nachfolge in England und Irland. Franz und Maria nahmen das englische Wappen an.

1560 kam der Frieden zu Stande. England forderte, daß König Franz und Maria Stuart das englische Wappen ablegten und der Königin Elisabeth für den ihr angethanen Schimpf Genugthuung leisteten. Das wurde in Edinburgh genehmigt, in Paris aber verworfen.

Unterdessen hatte der Calvinismus in Schottland völlig gesiegt; die Kirchengüter wurden — leider vom hab- und raubsüchtigen Adel — konfiszirt. Als die Regentin mitten in den Wirren des Kriegs gestorben war, schaffte das Parlament den Katholizismus ab und führte das calvinische Glaubensbekenntniß sammt dem Katechismus ein. Die ganze Presbyterialverfassung wurde Staatsgesetz. Die Prediger des neuen Glaubens reichten freilich kaum für die Städte aus, das Land mußte sich mit „Vorlesern" und „Ermahnern" begnügen. Knox war König in Schottland. Zu seiner Ehre sei es gesagt, er ließ sofort die Einrichtung von Volksschulen durch das ganze Königreich dekretiren, wenngleich diese Schulen nur die Uniformität des Calvinismus erzielten.

Da starb der schwächliche Franz II. von Frankreich, seine 18jährige Witwe, ohnehin bei Katharina von Medici nicht beliebt, mußte an ihre Abreise nach Schottland denken. Welcher Wechsel, welcher Kontrast! Maria war im strengsten Katholizismus und im Leichtsinn des französischen Hofes erzogen. Von Franz I. an waren die Damen der Königsfamilie und des Hofes zu Lüsternheiten und frivoler Schöngeisterei „dressirt", wie Brantôme sagt. Bei dieser „Dressur" auf der Hirschjagd und in den königlichen Lustschlössern war auch der majestätisch fromme Kardinal von Guise thätig.

Zur höfischen Sitte gehörte, daß Jeder seinen Leibpoeten hatte: Franz I. den Clément Marot, Heinrich II. den Saint-Gelais, Maria Stuart und Karl IX. den Pierre de Ronsard, Heinrich III. den Desportes. Maria Stuart, geübt im Latein, den lebenden Sprachen, der Hofgeschichte und im Lautenspiel, war auch selbst Dichterin. Berühmt sind von ihr geworden das Klagelied beim Tode ihres Gemahls, ihr Abschied von Frankreich und ihr letztes Gedicht im Kerker. Eine tiefe und weiche Empfindung geht durch ihre Verse. Zu ihrem größten Unglück war sie schön, von dunklem Schmelz in den Augen, hatte eine Hand von Elfenbein mit durchschimmerndem Rosa der Finger: eine spanische Madonna.

Dieser interessanten jungen Witwe konnte es nicht an Bewerbern fehlen. Philipp II. streckte schon wieder seine Hand aus, diesmal für seinen unglücklichen Sohn Don Carlos. Auch die Nordlandskönige von Dänemark und Schweden meldeten sich. Am liebsten wäre sie in Frankreich geblieben. Ihr Geschick rief sie in die schottische Götterdämmerung. Elisabeth verweigerte ihr wegen der Wappenfrage die Durchreise durch England. Fast heimlich schlüpft sie, ihren Ronsard zur Seite, das Antlitz beständig nach Frankreich gekehrt, nach Schottland, und landet am 19. August 1561 im Firth of Forth. Ein Ossianischer Nebel bedeckte Meer und Land. Bei ihrer Ankunft zu Edinburgh brachte man ihr mit elenden Geigen und dreisaitigen Rebecz ein Ständchen; dazu wurde ein Psalm gegröhlt. O la belle France!

In ihrer eigenen Residenz untersagte man ihr die Messe. Ihr Halbbruder Murray mußte sie persönlich schützen. Knox erklärte, er wolle lieber 10,000 Feinde landen sehen, als die Messe dulden. Seine Sprache, der Königin ins Antlitz, war unerhört; erst Karl Stuart vor dem republikanischen Parlament, Louis Capet vor dem französischen Convent, erfuhren Aehnliches. Der Magistrat von Edinburgh verordnete: „Ehebrecher, Hurer, Trunkenbolde, hartnäckige Papisten und ähnliche Unfläter, als Priester, Mönche, Nonnen, sollen bei Kerkerstrafe und Brandmal binnen vierundzwanzig Stunden aus der Stadt!"

Der Magistrat wurde abgesetzt, ein Hochamt gehalten; aber ein Kampf auf Leben und Tod war entbrannt. Knox predigte

Brandfackeln. Als Maria ihn frug, was ihm denn so sehr an ihr mißfalle, er sei ihr doch Gehorsam schuldig, erwiderte Jener: Er gehorche ihr auch, aber wie weiland Paulus dem Nero.

Der Prinzipienkampf, den Elisabeth und Cecil führten, richtete sich gegen die Guisen und Philipp II. In diesem Kampfe bildeten selbst die Niederlande nur eine Episode. Die Gegner der englischen Politik schoben die schottische Königin als eine Schachfigur vor. In dem Privatstreite der beiden Königinnen forderte Elisabeth die freie Verfügung über die englische Krone, Maria die Anerkennung ihrer Erbrechte auf England. Die schottischen Calvinisten, auf deren Seite sich Elisabeth schlug, waren ihr wiederum nur Werkzeuge in dem großen europäischen Strauß.

In den Jahren 1562 und 63 drang Maria beständig auf eine Zusammenkunft mit ihrer Schwester von England. Das Rendezvous war immer im Werke, Elisabeth wußte es stets zu vereiteln. Dann handelte es sich von der Wiedervermählung der Maria. Schon stiftete sie Unheil an: Chastelard, ein französischer Cavalier, beging in der Leidenschaft für sie Streiche, die ihn aufs Schaffot brachten. Maria consultirte die Elisabeth wegen einer passenden Partie. Elisabeth erklärte sich bereit, ihr den Grafen Leicester abzutreten! Da wählte Maria im Jahre 1565 ihren Vetter Henry Darnley, den Enkel des Grafen Lennox Stuart und der Witwe Jakob's IV. Das Erbrecht auf die englische Krone erhielt durch diese Heirath eine bedeutende Verstärkung.

Nicht nur das „Oberhaupt der englischen Kirche“, auch das protestantische Prinzip in Europa war ein Weib. Der Unterrock zeigte sich während der Unterhandlungen mit der schottischen Königin mehr als einmal. Vor dem Gesandten der Maria, Sir James Melville, musizirte Elisabeth, erschien am nämlichen Tage hintereinander in englischer, französischer und italienischer Toilette, und stellte ihm, auf ihr verwegen blondes Haupt zeigend, die Gewissensfrage: wer schönere Haare habe, die Königin von Schottland oder sie? Melville erfand die diplomatische Antwort: Sie sei die Schönste in England, wie Maria in Schottland. Elisabeth setzte

auch ihren weißen Teint ein, der mit der Quitte liebäugelte, und hob ihr Spinettschlagen hervor, während Maria nur die Laute spielte. Ueber die Vorzüge ihres Tanzens nahm sie nun gar keine Raison an. Unter solchen Koketterieen verweigerte sie die Anerkennung der Thronfolge, und deshalb nahm sich Maria einen Mann nach ihrem Kopfe. Im Zorn darüber hätte Elisabeth beinahe den Erzherzog Karl von Oesterreich geheirathet.

Der Streit in Schottland selbst ruhte keinen Augenblick. Murray, der Halbbruder der Maria, schloß sich an Knox und die englische Partei. Maria trieb ihn in die Flucht. Aber Darnley, roh und trunksüchtig, wurde eifersüchtig auf den „Sänger Rizio", der einfach ein literarisch gebildeter Turiner und der Königin sehr geheimer Sekretär war. In den Zimmern der Königin selbst fiel David Rizio unter den Dolchstichen Darnley's und seiner Genossen. Maria war im sechsten Monat guter Hoffnung. „Keine Thränen," sagte sie, „ich will Rache."

Unter strenger Aufsicht gebar Maria den Jakob, später der Sechste genannt. Dann heuchelt sie Versöhnung, läßt ihren kranken Gemahl von Edinburgh „wegen der gesunden Luft" nach dem Landhause Kirk a Field schaffen, bringt selbst eine Nacht bei ihm zu, und am 10. Februar 1567 springt das ganze Landhaus mit der Leiche des Königs in die Luft. Ihr Herz hatte sie einem häßlichen rohen Clanführer mit Namen Bothwell geschenkt; drei Monate nach der Explosion entführt sie dieser Bothwell zum Schein, läßt sich von seiner Frau scheiden und heirathet die Königin von Schottland. Die schottischen Barone empören sich, Bothwell wird verjagt; auf den Hebriden hat er Seeraub getrieben, ist von den Dänen gefangen und eingesperrt worden, und in der Burg von Malmoe wahnsinnig gestorben.

Maria wurde gefangen nach Schloß Lochleven geführt, sie mußte der Krone feierlich entsagen, ihr Halbbruder James Stuart Murray übernahm die Regentschaft für den kleinen Jakob, den man mit 13 Monaten zum Könige salbte.

Maria entfloh aus der Gefangenschaft, rottete ein Heer zusammen, wurde bei Langside geschlagen, und segelte — nicht nach Frankreich, sondern über den Golf von Solway — nach England.

Als sie in Carlisle anlangte, am 16. Mai 1568, war sie der Mittelpunkt der europäischen Politik geworden. Hier begann der 19jährige Kampf zwischen Furcht und Kabale, der sich zum Kampfe zwischen zwei Staatssystemen ausdehnte, und der erst mit dem Schaffot von Fotheringhay einen ersten Abschluß finden sollte.

Maria verlangte, vor Elisabeth geführt zu werden; Elisabeth lehnte dies ab, bis sich Maria von der Anklage auf Ehebruch und Mord gereinigt habe. Die Königin der Schotten sah sich in halber Gefangenschaft. Die calvinistische Partei, welche ihr Königreich beherrschte, lieferte kompromittirende Papiere an Elisabeth aus; diese sollten beweisen: Bothwell hat den Mord des Königs Darnley auf sich genommen, Maria hat darum gewußt, sie hat den Mörder geheirathet und der Gerechtigkeit Einhalt gethan. Nebenbei bemerkt, die Schotten erkannten in dieser ganzen Prozedur die Oberlehnsherrlichkeit der englischen Krone an, sie machten die Elisabeth zur Richterin.

In England rührte sich die katholische Partei, der Herzog von Norfolk an der Spitze, zu Gunsten der Gefangenen. Der Herzog gedachte der Maria seine Hand zu geben, Maria sollte als legitime Königin den Thron von England besteigen, das Land dem alten Glauben zurückgegeben werden. Norfolk wurde gefangen und in den Tower gesetzt. Die Herzöge von Northumberland und Westmoreland erhoben sich im Norden; sie wurden geschlagen, Northumberland floh zu den Schotten, diese lieferten ihn aus, er wurde enthauptet. Auch Norfolk's Kopf fiel.

Man schrieb 1572. Seit Jahren waren Frankreich und Spanien einig, die Reformation um jeden Preis zu unterdrücken. In Frankreich hatte der Bürgerkrieg schon zehn Jahre gewüthet; Elisabeth hatte Hülfstruppen gesendet. Philipp machte die größten Anstrengungen, die Niederlande zu unterwerfen; Elisabeth ließ spanische Schiffe kapern. Die Häupter von Egmont und Hoorne waren gefallen. Elisabeth war 1570 durch Pius V. schauerlich gebannt worden. Endlich erfolgte die Bartholomäusnacht. Die spanisch-papistische Politik ging auf den Mord der Elisabeth aus; bei Gelegenheit des Complots Norfolk schrieb der Herzog von Alba in einer Depesche wörtlich: Y asi me parece que en

tal caso de la muerte de la reyna d'Inglaterra, natural o de otra manera — „und so scheint mir daß im Falle des Todes der Königin von England, natürlich oder in anderer Weise" —.

Der Kampf war bis zum Messer gekommen; die Gegensätze standen sich unversöhnlich gegenüber. Diese Lage der Dinge darf man nicht vergessen, um die fernere Politik der Elisabeth nicht ungerecht zu beurtheilen. Im Jahre 1571 erfolgten Parlamentsbeschlüsse gegen die Papisten; bis 1576 wanderten 68 Personen aus, deren Güter konfiszirt wurden. Dann dekretirte man persönliche Strafen, Cuthbert Maine fiel als erstes Opfer, Andere folgten. Die schärfsten Gesetze erschienen 1581 und 1585; die ärgste Verfolgung dauerte bis 1593. Man spricht von 800 Katholiken, welche ihr Leben eingebüßt hätten, auch Puritaner wurden geopfert. Immerhin war die Verfolgung zeitlich bemessen, nur die Antwort auf die heftigsten Provokationen und Wühlereien. Will man diese Hinrichtungen Morde nennen, so waren es politische Morde, nicht religiöse. Und ein guter Theil von ihnen kommt auf Rechnung der Nothwehr.

Unter solchen Umständen erschien natürlich der Elisabeth ihre Gefangene als ein wohlzuverwahrender Schatz. Von Carlisle wanderte Maria im Jahre 1569 nach Sheffield unter die Obhut des Grafen Shrewsbury, dessen milde Behandlung sie später so gelobt hat. Sie litt an der Leber und an Rheumatismus im Arm; deshalb gestattete ihr Shrewsbury den Gebrauch der Bäder von Burton so wie den freien Spaziergang im Park. Sie zog Vögel auf, hielt sich allerhand Hunde, und ihre Korrespondenz zeigt, welche Wichtigkeit sie dieser Beschäftigung beilegte. An den Erzbischof von Glasgow, ihren diplomatischen Vertreter zu Paris, schrieb sie um Turteltauben und Hühner aus der Berberei. Ihr Oheim der Kardinal soll ihr von Lyon aus Hunde schicken. **Car, so schreibt sie, hors de lire et de besoigner, je n'ay plaisir qu'à toutes ces petites bêtes que je puis avoir**; „denn außer dem Lesen und der Handarbeit habe ich nur Vergnügen an all' den kleinen Thieren, die ich mir verschaffen kann." Dann fordert sie auch Seide, Sammt und Band, um für ihre „königliche

Schwester“ etwas zu arbeiten. Und solche kleine Liebesgaben wurden angenommen, wenigstens nie zurückgeschickt.

In Schottland folgten sich Aktion und Reaktion. Murray erlag der Vendetta der Hamilton's; sein Nachfolger an der Regentschaft, Darnley's Vater, nahm ebenfalls ein gewaltsames Ende; Morton, der letzte Regent, wurde hingerichtet. Es fiel der Elisabeth nicht ein, die Exkönigin nach Schottland zu entlassen, wo sie nur noch höhern Brand entzündet hätte. Maria's Sohn, Jakob, blieb regungslos bei allen Bitten der Mutter; sie hatte seinen Vater gemordet, und er bezog ein Jahrgeld von Elisabeth.

Die gefährlichsten Werkzeuge schmiedete die Reaktion in den jesuitischen Priesterseminarien des Festlandes, zu Douai, Rheims und Rom. Die hier dressirten jungen Leute waren für England bestimmt; 100 solcher geheimen Missionäre hatte Dr. Allen bereits hinübergeschafft. Sie gaben später das Signal zur Entscheidung.

Elisabeth's Regierung war keine Sinecure, sie mußte die Augen überall haben. Die spanische Expedition war seit 1580 beschlossene Sache. Eine Verbindung mit Frankreich bot sich ihr zum dritten Male. Nach Karl IX. hatte sie, sechs Jahre später, auch den Herzog von Anjou, den nachherigen Heinrich III., ausgeschlagen. 1580 bot ihr die Medici ihren dritten Sohn, den Herzog von Alençon, den späteren Anjou an. Es war derselbe, der mit Oranien in den Niederlanden eine Weile gemeinsame Sache machte.

Die Verlobung fand statt, Geschenke wurden ausgewechselt. Elisabeth zählte 49 Jahre, und gestattete sich die unanständigsten Vertraulichkeiten mit ihrem Verlobten. Dann war wieder Alles nichts, sie blieb die „jungfräuliche Königin“. Die englischen Kanzeln hatten sich mächtig ereifert über den Hofskandal mit einem Valois. Einem Puritaner, der dagegen geschrieben, wurde die Hand abgehauen. Etliche Wiedertäufer ließ Elisabeth verbrennen. Als Anträge auf Weiterführung der Reformation ins Unterhaus gebracht wurden, befahl sie dem Hauptanstifter Strickland, aus dem Hause zu bleiben, und als das Haus ihn forderte, hieß es: sie mischten sich in Dinge, „die ihr Begriffsvermögen überstiegen“. Das erbte Jakob Stuart von ihr, der es später einem preußischen Minister vermachte.

Auf dem Continent fiel Oranien durch Mörders Hand, Antwerpen wurde erobert. Graf Leicester ging nach den Niederlanden. Als Balthasar Gérard seine Blutthat in Delft vollbrachte, brach in England die Verschwörung des Franz Throgmorton aus. Heinrich Percy Northumberland, Bruder des Hingerichteten, Philipp Howard, Sohn des hingerichteten Norfolk, Lord Paget und der spanische Gesandte zu Paris, Mendoza, bildeten das Komplot. Throgmorton fiel unter dem Beile. Maria wurde der Obhut des Grafen Shrewsbury entzogen und nach Tutbury in strenge Haft gebracht. Ihre Pferde blieben in Sheffield zurück. Der Rheumatismus lähmte ihre Füße. Das Schloß hatte gerissene Mauern, war feucht, kalt, fast ohne Möbel. Amyas Paulet, früher Gesandter zu Paris, dem neuen Glauben streng ergeben, wurde zu ihrem Hüter bestellt. 18 Bewaffnete, die Pistole in der Hand, führten sie spazieren.

England war in Gefahr. Das Parlament beschloß im Jahre 1584 die Verfolgung jedes Kronprätendenten, er komme von Außen oder von Innen. Die schuldige Person sollte jeglichen Anspruch verlieren und von der Königin nach Belieben bestraft werden. Alle Jesuiten und Priester hatten binnen 40 Tagen die Insel zu verlassen, widrigenfalls sie auf Hochverrath angeklagt würden. Maria Stuart wanderte nach Fotheringhay; man nahm ihr alle Papiere, entzog ihr das Schreibzeug.

William Parry ließ sich auf einem Mordversuch gegen die Königin Elisabeth ertappen; er wollte mit des Papstes Segen zum Werke gehen; der Kardinal Como hatte ihm im Voraus Absolution ertheilt. Dann brach das Komplot Babington, Savage, Ballard aus; 14 Verschwörer wurden hingerichtet, die Parlamentsakte von 1584 auf Maria Stuart angewandt.

Ein seltsamer Prozeß! Die „freie Königin des Auslands“ in England festgehalten, gegen welches sie nichts verbrochen hatte, in welches sie als Schutzflehende gekommen war! Dieselbe Königin von Haft zu Haft geschleppt, zum Komplot gezwungen, wäre es auch blos gewesen, um ihre Freiheit wieder zu erlangen! Endlich macht man ein Gesetz gegen sie, dem sie mit Nothwendigkeit verfallen mußte, da ihre Richter Partei waren! Man klagte sie an:

die Spanier zum Einfalle in England aufgefordert zu haben; dem spanischen Gesandten zu Paris, Mendoza, soll sie die Krone Schottlands für Philipp II. zugesichert haben, falls ihr Sohn Jakob nicht katholisch würde. Auch wegen der englischen Krone hat sie mit Philipp verhandelt, ihren Sohn dem Könige oder dem Papste ausliefern wollen. Endlich hat sie Mordpläne gegen Elisabeth angezettelt.

Daß Maria sich trotz ihrer gezwungenen Thronentsagung von 1567 für die legitime Herrin von Schottland hielt, wird ihr Niemand verargen, besonders Angesichts der jähen Glückswechsel in England und Schottland. Der Legitime von heute war dort morgen Hochverräther, der Hochverräther legitim. Sie mochte also über Schottland auf dem Papiere verfügen. Daß sie sich für die rechtmäßige Erbin der englischen Krone hielt, war eine alte Geschichte; auf Grund dieser Behauptung konnte man sie gleich bei ihrer Ankunft zu Carlisle in Anklagestand versetzen. Von Schottland aus hatte sie bereits an das Konzil von Trident geschrieben, sie werde Schottland und England unter die Herrschaft des Papstes bringen. Daß sie katholisch fühlte, dachte und handelte, war ihr unbestreitbares Recht, welches sie gegen die Schotten geltend zu machen hatte, wie es das Recht der Schotten war, sie zur Anerkennung des neuen Glaubens zu zwingen. Hatte doch Elisabeth selbst im Anfang ihrer Regierung, ja bis zum Schlusse des Konzils, katholisirt und einige Male Lust bezeigt, sich mit der Kirche zu versöhnen.

Daß sie Mord gegen Elisabeth gesponnen habe, leugnete Maria, während sie alles Andre zugab. Sie forderte die Gegenüberstellung der Zeugen, vergebens. Das Parlament bat seine Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen; aber auch Parlamente können Justizmorde begehen und gutheißen. Das Urtheil wurde am 22. Nov. 1586 verkündet, und lautete auf Tod. Paulet bedeckte sich fortan in Gegenwart der Königin, der Thronhimmel ward aus ihrem Gemach entfernt. Endlich meldete sich Jakob VI. von Schottland: seine Mutter möge zu seinem Gunsten entsagen und dann begnadigt werden. Elisabeth aber erklärte, eine Verurtheilte habe keine Rechte abzutreten.

Elisabeth schwankte vom November 1586 bis zum Februar 1587; „des Gedanken Blässe" lagerte sich drückend auf „die Farbe der Entschließung". Ihre Minister drängten, Cecil Burleigh wurde dringend, das Volk wollte Blut. „Gott will es." Am liebsten wäre der Königin ein geheimer Mord gewesen; der edle Leicester war für Gift; Walsingham legte es dem Paulet nahe genug; Paulet antwortete würdig. Die Zeiten Richard's III. waren vorbei. Elisabeth klagte: „Ich verabscheue diese Schönredner, diese Federleser und steifen Menschen, die Alles versprechen, nichts halten, alle Last auf meine Schultern legen." Sie war doch sonst der Verstand und die Thatkraft von ganz England, sie wollte doch nicht, daß die Andern sich in Dinge mischten, die ihr „Begriffsvermögen überstiegen".

Der ganze Prozeß war juristisch eine Farce, ein Hohn auf alle Rechtsbegriffe. Es handelte sich um die Vernichtung eines politischen Gegners; sich offen zu dieser Nothwendigkeit zu bekennen und die Verantwortung auf sich zu nehmen, dazu fehlte der „jungfräulichen Königin" der Muth.

Maria schrieb nach der Verurtheilung einen rührenden Brief an Elisabeth, der ohne alle Berücksichtigung blieb. Als sie die Pforten der Gnade fest verrammelt fand, verfaßte sie ihr schönstes Gedicht, welches wir zugleich als Denkmal französischer Sprachbildung in der Renaissancezeit zunächst im Original mittheilen. Es ist ein Sonett und lautet also:

Que suis-je, hélas, et de quoy sert ma vie?
Je ne suis fors[1]) qu'un corps privé de cueur,
Un ombre vain[2]), un objet de malheur,
Qui n'a plus rien que de mourir envie.

Plus ne portez, o ennemies, envie
A qui n'a plus l'esprit à la grandeur.
Ja consomé d'excessive doulleur,
Votre ire[3]) en brief[4]) se voirra assouvie.

---

[1]) hors. Tout est perdu fors l'honneur. Franz I.
[2]) Ombre, männlich.
[3]) ire, lat. ira, statt colère.
[4]) brief; bref, brièvement noch übrig.

Et vous, amis, qui m'avez tenue chère,
Souvenez-vous que sans heur[1]), sans santais[2]),
Je ne scaurays aucun bon oeuvre fayre.

Souhatez donc fin de calamitais,
Et que sa-bas[3]) étant assez punie,
J'aye ma part en la joye infinie!

„Was bin ich noch, und wozu dient mein Leben?
Ein Körper nur, ein einzig großes Leid;
Ein leerer Schatten, ganz Unseligkeit,
Nur noch der Sehnsucht nach dem Tod ergeben.

In mir erlosch jedwedes hohe Streben,
Laßt ruhen, Feinde, endlich Euren Neid!
Vom grimmen Schmerz verzehrt, bin ich bereit,
Der Wuth die volle Sättigung zu geben.

Und Freunde, Ihr, die mich geliebt am meisten,
Daß freudlos ich und siechen Leibs, bedenkt!
Was könnt' ich Arme Gutes denn noch leisten?

So wünscht mir, daß die Qual zum Hafen lenkt,
Und der, die hier genugsam büßen mußt',
Gönnt ihren Antheil an der ew'gen Lust."

Endlich erlangte Burleigh die ersehnte Unterschrift; doch blieb das Urtheil in den Händen Davison's, des Sekretärs der Königin. Aber ein bestätigtes Urtheil muß vollzogen werden; die Minister bemächtigten sich des Dokuments und ließen vollziehen. Zu Fotheringhay erhob sich das Gerüst. Maria Stuart war kaum im Stande, den kurzen Weg aus ihrem Gemach zurückzulegen. Auf dem Schaffot that man ihr die letzte Tortur an: der hochkirchliche Dechant suchte die römische Katholikin zu bekehren. Sie aber betete lateinische Psalmen. Mit dem Grafen von Kent mußte sie noch einen Wortwechsel über die Religion führen. Der Streit währte bis unter das Beil.

Es war der 8. Februar 1587. Als Elisabeth die Hinrichtung erfuhr, that sie empört. Sie machte ihren Sekretär Davison

---

[1]) bonheur.
[2]) santé, wie der Reim calamité.
[3]) sa-bas für ici-bas, nach Analogie des Gegensatzes là-bas.

verantwortlich, strafte ihn mit ihrer Ungnade, ließ ihn gefangen setzen und um 10,000 Pfund büßen. Sie legte Trauerkleider an, schickte ihre Minister fort und — ließ sie wiederkommen. Die Stadt London aber, als sie die Nachricht von der Enthauptung der schottischen Königin erfuhr, läutete 24 Stunden lang mit allen Glocken; Freudenfeuer brannten vor den Hausthüren.

Die Minister Burleigh und Walsingham hatten im Namen der patriotischen Hochkirchler den Lieblingsspruch der Königin zur Ausführung gebracht:

> Aut fer, aut feri, ne feriare feri!
> „Trag' oder schlag'! Schlag' du, eh' man dich schlage, zuerst!"

Der ganze katholische Zorn war entfesselt. Ihm galt es jetzt entgegen zu treten. Philipp brütete schwere Rache, Sixtus V. tobte. Schon Gregor XIII. hatte die Elisabeth für vogelfrei erklärt; Sixtus V. bannte sie abermals, löste ihre Unterthanen vom Eide der Treue und versprach den Spaniern eine Million Subsidien. Ein furchtbarer Schlag bereitete sich vor.

Die ganze Marine des vereinigten Iberiens wurde aufgeboten. In den Niederlanden rüstete der Prinz von Parma eine zweite bemannte Flotte. Im Hafen des damals spanischen Lissabon sammelten sich 135 Schiffe mit 8000 Matrosen und 19,000 Soldaten. Die ersten Monitors entstanden unter dem Namen der Galeassen: riesige platte Schiffe mit festen Thürmen, welche in mehreren Stockwerken schweres Geschütz bargen. Alexander Farnese ließ in Flandern einen Wald niederlegen, um schwimmende Kasernen daraus zu zimmern, welche 30,000 Mann tragen sollten.

Philipp wollte England erobern und dann katholisch machen. Zu letzterm Zwecke lud die Flotte außer Lebensmitteln für sechs Monate auch einen General-Vikar des heiligen Offiziums und mehr als 100 Jesuiten und Mönche ein. Das war die Invencible Armada, die unbesiegbare Armee Philipp's, die ihn 100 Millionen Dukaten kostete. Den Oberbefehl ertheilte der König zuerst dem Marquis von Santa Cruz, schließlich dem Alonso Perez de Guzman, Herzog von Medina Sidonia. Dieser war eine Landratte.

England hatte dieser höllischen Kriegsmaschine nichts Ebenbürtiges entgegen zu stellen. Aber es besaß Muth und Opferwilligkeit, und mit dem Genius der Zeit stand die Natur im Bunde! Elisabeth wurde zum Manne. Die königliche Marine bestand aus etwa 30 Segeln, das größte Schiff kam einer heutigen Fregatte nicht gleich, die meisten Fahrzeuge waren dritten und vierten Ranges in unserm Sinne. Aber der englische Patriotismus bekundete sich in einer Weise, wie ihn die Menschheit seit den goldnen Tagen Athens nicht gesehen hatte. Die Stadt London, von der 15 Schiffe gefordert wurden, stellte deren 33, der Adel 43; 53 Küstenfahrer wurden aufgeboten; die Niederlande stellten 20 Schiffe. 180 Segel kamen zusammen, bemannt mit 7000 Matrosen. Das Höchste aber war, daß die Königin den Lord Howard zum Großadmiral ernennen konnte. Howard war Katholik — der Glaubenshader war also in einer höhern Sphäre, im Patriotismus, auf- und zu Grunde gegangen.

Unter Howard befehligten Francis Drake, Hawkins, Frobisher. Diese hatten bereits gute Uebung zur See und gegen die Spanier. Sie waren die Piraten im Dienste des protestantischen Prinzips. Francis Drake, der Weltumsegler, der die Kartoffeln und den Rauchtabak nach Europa brachte, hatte schon das spanische Westindien ausgeplündert und Massen von Schiffen gekapert. Als die Armada gerüstet wurde, räumte er tüchtig im Hafen von Cadix auf und verzögerte so die gewaltige Expedition. Sein Kollege Thomas Cavendish kehrte von einem ähnlichen Freibeuterzuge mit Segeln von Damast und Goldbrokat heim; seine Matrosen stolzirten in Sammt und Seide einher.

Zu Lande ließ die Königin die allgemeine Volksbewaffnung aufbieten; alle Männer von 18—60 Jahren wurden in den Dienst des Vaterlandes berufen. Und wieder zerbrach der patriotische Sturm die engen Glaubensschranken: gefangene Katholiken baten um die Freiheit, damit sie für das Vaterland kämpfen könnten!

Da rauschte die Armada schwerfällig und siegesgewiß gegen den Kanal. Am 6. August 1588 war sie auf der Höhe von Calais. Mit d[illegible] Bannbulle trug sie auch die Poesie

des Fanatismus an Bord. Schwungvoll und majestätisch rollen die Verse der neokatholischen Kreuzfahrer dahin:

O ya isla catolica e potente,
Templo de fe ya, templo de heregia!
Campo de Marte, escuela de Minerva,
Digna de que las sienes, que algun dia
Ornò corona real de oro luciente,
Ciña guirnalda vil de esteril yerva!
Madre dichosa y obediente sierva
De Arturos, de Eduardos, de Enricos,
Ricos de fortaleza e de fe ricos;
Aora condennada a infamia eterna
Por la que te govierna
Con la mano occupada
Del uso*) in vez del cetro e de la espada!
Muger de muchos e de muchos nuera,
O Reyna torpe, Reyna no, mas loba,
Lividinosa e fiera —
Fiamma dal ciel su le tue treze piova!**)

Was man etwa so verdeutschen könnte:

„O Insel, einst katholisch, einst so mächtig,
Des Glaubens Dom, doch jetzt der Ketzer Tempel!
Du Feld des Mars, Minervens hohe Schule —
Verdienst, daß wo ein königlicher Stempel,
Die goldne Kron', einst ruhte, leuchtend prächtig,
Die Stirne jetzt mit dürrem Tange buhle.
Mutter des Glücks, auf deren Herrscherstuhle
Die Artus, Eduard und Heinrich thronten,
Bei denen Tapferkeit und Glauben wohnten, —
Nunmehr bist du verdammt zu ew'ger Schmach,
Seit jenem schwarzen Tag,
Wo sie, die nur der Kunkel werth,
Das Szepter hob und schwang das Schwert.
Das Weib von Vielen und der Vielen Schnur,
Schmach-Königin, nicht Kön'gin, Tigerkopf,
Gelüst und Blutdurst athmend nur!
Des Himmels Flammenstrahl auf deinen Schopf!"

*) Statt huso, ital. fuso, frz. fuseau, Kunkel.

**) Kenner des Italienischen werden bemerken, daß der letzte Vers mit veränderter Aussprache des ciel und leiser Verwandlung eines Wortes vollkommen italienisch ist:

„Fiamma dal ciel sulle tue treccie piova."

Medina Sidonia war im Kanal, aber der Prinz von Parma kam nicht. Plötzlich fuhren acht englische Brander in die Armada. Die Spanier kappten die Masten und wichen zurück. Von Südwesten erhob sich der Sturm. Eines ihrer größten Schiffe fuhr bei Calais auf den Sand. Die übrigen erreichte Drake bei Gravelingen. Die Seeschlacht dauerte von 4 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Die Spanier verloren 14 ihrer besten Schiffe. Der Sieg war entschieden, Medina Sidonia fuhr um Schottland herum und brachte etwa die Hälfte seiner Flotte nach Hause.

Während der Umsegelung von Schottland war man in England noch immer auf eine Landung gefaßt. Die Königin Elisabeth begab sich daher ins Lager von Havering, die Milizen anzufeuern. Die Rede, welche sie hier gehalten, ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht mittheilen sollten. Der große Beruf Englands und die tiefempfundene Bedeutung des Moments sind energisch betont; aber die kleinliche Besorgniß, die ihr der sterbende Leicester eingeflößt, spielt ebenfalls mit:

„Volk, das mich liebt!“ so sprach Elisabeth, „ängstliche Gemüther haben mich gewarnt, mich nicht den bewaffneten Massen anzuvertrauen, aus Furcht vor Verrath; aber ich versichere Euch, ich wünschte nicht zu leben, wenn ich meinem treuen und liebenden Volke nicht vertrauen könnte. Tyrannen mögen sich fürchten; ich habe stets so gehandelt, daß ich, nächst Gott, meine größte Stärke und Sicherheit von den treuen Herzen und dem guten Willen meiner Unterthanen erwartete. Und deshalb bin ich in Eure Mitte gekommen, nicht zu meiner Erholung, sondern entschlossen, in der Hitze der Schlacht mit Euch Allen zu leben oder zu sterben; für meinen Gott, mein Reich und mein Volk Ehre und Blut in den Staub zu legen! Ich weiß, ich habe nur den Leib eines schwachen Weibes, aber ich habe das Herz eines Königs, und zwar eines Königs von England. Bittrer Hohn dünkt es mir, daß Parma oder Spanien oder irgend ein Prinz Europa's es wagen sollte, die Gränze meiner Reiche zu betreten. Bevor ich ihnen eine solche Schande anthun lasse, werde ich selbst die Waffen ergreifen, Euer Feldherr und Richter sein und jede Eurer tapfern Waffenthaten belohnen.“

Philipp, immer ceremoniell, nie eine Erregung verrathend, fand damals das bekannte Trostwort an seinen Admiral: „Ich habe Sie nicht gegen Klippen und Stürme gesendet.“ Elisabeth aber, auf weißem Zelter, den Marschallsstab in der Rechten, ritt durch die dichtgedrängten Straßen Londons ein, von unendlichem Jubel umrauscht.

Spanien lag am Boden.

Papst Sixtus V. sagte von der Königin Elisabeth: „Wäre sie keine Ketzerin, so wäre sie eine Welt werth.“ Nach einer andern Version hätte sich der ehemalige Schweinehirt noch drastischer ausgelassen: „Wenn wir beide uns heiratheten, so würden wir lauter Alexander's erzeugen.“ Man sieht daraus wenigstens, wie hoch die menschenkundige Curie ihre bitterste Feindin stellte, und wie leicht das Verdienst eines Staatsmannes von dem Namen des Regenten überschattet wird. Elisabeth verdient wahrlich nicht den Titel der „Großen“; aber unter ihr erhob sich das Zeitalter zur Größe.

In religiösen Dingen war sie herzlich enge, sie nannte sich noch gern „katholisch“, und über die Staatsreligion hinaus sah sie nichts als den Gräuel der Verwüstung. Sie rammte die englische Hochkirche so recht eigentlich in den Boden, diese abscheulich bornirte und abscheulich trockene Kirche, von welcher Macaulay sagt: sie „blieb länger als 150 Jahre die dienende Magd der Monarchie, die Feindin der Volksfreiheit. Das göttliche Recht der Könige und die Pflicht, leidend allen ihren Befehlen zu gehorchen, waren ihre Lieblingslehren. Sie vertheidigte diese Lehren standhaft während der Zeit der Unterdrückung, der Verfolgung und Zügellosigkeit, als man das Gesetz mit Füßen trat, das Urtheil fälschte und an dem Volke zehrte, als wäre es Brod“. In der That hat die Hochkirche nie das Wort „Freiheit“ in den Mund genommen, außer wenn sie selbst in Gefahr schwebte, ihr Monopol zu verlieren; so unter der katholischen Maria Tudor und gegen die Katholisirungsversuche des zweiten Jakob.

Vom Hofe erfunden, ist sie höfisch geblieben, jede Regung des Volksgeistes hat sie mit „ewiger Verdammniß“ belegt. „Der Him-

mel ist der Platz für gute, gehorsame Unterthanen, und die Hölle Gefängniß und Kerker für die Rebellen gegen Gott und ihren Fürsten." „Ein Rebell ist schlimmer als der schlimmste Fürst, und die Rebellion schlimmer als die schlimmste Regierung des schlimmsten Fürsten je gewesen ist." „Böse Fürsten sind von Gott eingesetzt, die Unterthanen haben sie durch ihre Sünden verdient. Paulus lehrte den leidenden Gehorsam gegen Caligula, Claudius und Nero, die doch Heiden waren; ja, die Juden waren dem Nebukadnezar gehorsam, der ihnen König, Aeltern, Kinder und Verwandte erschlagen, ihr Land verheert, Jerusalem und den Tempel verbrannt hatte." — Das hat die Hochkirche wörtlich gelehrt.

Aber selbst in dieser Kirche erstand im Zeitalter der Elisabeth, als wäre er von den Ereignissen über jenes Zeitalter und sich selbst hinausgehoben, ein Mann, der zu den Zierden des Jahrhunderts gehört. Richard Hooker (1554—1600), ein Geistlicher, Prediger zu London, gab in der Mitte der 90er Jahre seine „Geistliche Politik" (Ecclesiastical Policy) heraus, und bekundete sich zugleich als den größten Prosaiker und den freisinnigsten Anglikaner. Er ging auf Trennung der Kirche vom Staate aus. Der Staat war ihm kein göttliches, patriarchalisches Institut, sondern ein Werk des menschlichen Bedürfnisses und des menschlichen Verstandes. Die Menschen, sagt er, ernannten zuerst Könige, als sie aber sahen, daß Eines Menschen Wille alle Menschen elend machte, verständigten sie sich über Gesetze, als die Norm der allgemeinen Pflicht. Der König besitzt zwar ein göttliches Recht, aber jeder Versuch, Gesetze gegen den Willen des Volkes zu erlassen, ist Tyrannei. Solche Gesetze sind null und nichtig. — Freilich, wie ein so entstandener Konflikt ausgetragen werden sollte, das blieb dahingestellt. Hooker setzte voraus, daß „der Fürst sich nicht widersetzen und hartnäckig bleiben" würde; ohne die „Einwilligung" des Fürsten sah er keine Abhülfe, „es sei denn, daß die Regierung falle". Durch wen? Die Antwort darauf kam nicht aus der anglikanischen Theologie.

Wir haben des englischen Parlaments unter vier Regierungen ab und zu erwähnt. Knechtisch unterworfen unter Heinrich VIII.,

folgsam dem Anstoß von Oben unter Eduard VI., kaum murrend unter Maria, nur dem spanischen Philipp und den Geldforderungen für dessen Zwecke opponirend, ließ es sich im Ganzen von Elisabeth leiten, Verweise geben und als Postulatenlandtag behandeln. Nur zweimal machte es Miene, sich seiner Bestimmung zu erinnern. Im Jahre 1575 hielt Wentworth eine denkwürdige Rede im Unterhause über die Rechte und Freiheiten der Gemeinen und der Peers: Es müsse aufhören, daß man für oder wider etwas spreche, weil es der Königin gefalle oder mißfalle. Es dürften keine Botschaften mehr ans Haus gelangen, welche Befehle in sich schlössen und die Unbefangenheit der Berathung aufhöben. — Das Unterhaus zog den kühnen Redner vor eine Committee zur Verantwortung; Wentworth ward in den Tower geschickt. Elisabeth stellte jedoch dem Hause seine Befreiung anheim.

Das zweite Mal war in dem berühmten Monopolstreit, der sich gegen Ende der Regierung Elisabeth's entspann und bis zu Straßentumulten ausartete. Das Parlament beschwerte sich bitter über den Mißbrauch, der mit königlichen Patenten zum Schaden des Bürgerthums getrieben wurde. Elisabeth, in ihrem persönlichen Einkommen und in demjenigen ihrer Günstlinge bedroht, leistete anfänglich Widerstand; endlich fügte sie sich mit Anstand und Würde, natürlich in ihren Lieblingswendungen: „Niemals hat ein Fürst seine Unterthanen mehr geliebt als ich; kein Juwel, kein Schatz ꝛc. Obgleich mich Gott emporgehoben hat, betrachte ich es doch als meine höchste Ehre, daß ich mit Ihrer Zustimmung geherrscht ꝛc. Drücken Sie, Herr Sprecher, Allen für ihre Bewilligungen und ihre Anhänglichkeit den Dank aus, den mein Herz fühlt ꝛc. Sie danken mir, aber ich habe mehr Grund, Ihnen zu danken; denn ohne Ihren Rath möchte ich leicht aus mangelnder Kenntniß in Irrthum verfallen. In der That habe ich nie ein Patent bestätigt, das ich nicht im Allgemeinen für nützlich und gut hielt; aber da manche Dinge sich anders gewendet haben, danke ich den Mitgliedern des Hauses der Gemeinen, daß sie sich durch keine Erwägungen abhalten ließen, offen zu sprechen, und daß sie nicht etwas duldeten, was meine Ehre berühren oder die Zuneigung meiner Unterthanen vermindern möchte. Ich bin ent-

schlossen, alle Mißbräuche abzustellen, und diejenigen zu bestrafen, welche in ungesetzlicher Weise meine Absichten verkehrt und ihre Mitbürger unterdrückt haben. Aber der Himmel wird, so hoffe ich, die Fehler jener mir nicht anrechnen. Ich bin unschuldig, denn im Hinblick auf den obersten Richter ꝛc. Ich wünschte nicht länger zu leben, als meine Regierung Allen zum Vortheil gereicht. Es sind in England mächtigere und weisere Fürsten gewesen als ich; doch niemals war einer, noch wird einer sein, der mehr Sorgfalt und Zuneigung für sein Volk hatte." Das war der Fürst Hooker's, der sich „nicht widersetzte und hartnäckig blieb".

Auf die Frage, was zu thun sei, wenn der Fürst keine „Abhülfe" gewährt, hatte bereits im Jahre 1579 der gelehrte und muthige Schotte Buchanan in seinem Buche De jure regni apud Scotos, „Vom Staatsrechte der Schotten", geantwortet. Ohne Rücksicht auf den alleinseligmachenden Glauben, wie die Jesuiten, ohne Rücksicht auf den Calvinismus, wie der wüthige Knox, gründete Buchanan sein Staatsrecht auf den Contrat social: Die Könige sind dazu da, um der Zwietracht Einhalt zu thun; die Gesetze aber, um die Macht der Könige einzuschränken. Das Volk als Quelle aller Macht steht über den Königen und kann sie daher richten. Nur wer nach dem Gesetz und in Uebereinstimmung mit den Interessen des Volkes regiert, ist König; wer nach eignem Willen und gegen die Interessen des Volkes herrscht, ist ein Tyrann. Das Volk kann einem Tyrannen den Krieg erklären und darf diesen so lange fortsetzen, bis jener darin umgekommen ist. — Und das wurde ohne jeden theologischen Beigeschmack, ohne Citate aus der Bibel und den Kirchenvätern, vorgetragen. Im Grunde hatten die Schotten damals bereits nach diesen Prinzipien gehandelt. Die Königin Elisabeth frug im Jahre 1571, drei Jahre nach Maria's Flucht, eine schottische Deputation, weshalb sie ihre Königin eigentlich abgesetzt hätten; die Deputation gab ihr die Antwort: weil die Völker Herren seien über ihre Souveräne. Mochte Elisabeth noch so ärgerlich den Kopf schütteln, ihr zweiter Nachfolger hat die Richtigkeit jener Antwort in England selbst erfahren.

Die englische Hochkirche vermochte nicht, den aufstrebenden Geist in ihren Pferch zu bannen, so wenig als der unitarische Monarchismus jenem Geiste die Flügel stutzte. Auch in der schönen Literatur wird der Beweis bis zur Evidenz geführt. Im englischen Dichterwalde regte es sich lauter und lauter; die Königin selbst horchte mit Lust und gewiß nicht ohne Urtheil.

Zunächst verlangte selbstredend die Renaissance ihren Tribut, wenn sie als Schule des Geschmacks und der Form dienen sollte. Nicht ungestraft vertiefte man sich nach langer Barbarei in die fernabliegende alte Welt, nicht einmal in ihre Nachklänge. Graf Surrey hatte sich, wie wir sahen, an Petrarca angelehnt; in ähnlicher Weise nahm sich Lord Buckhurst (Earl of Sackville) den Dante zum Muster. 1559, ein Jahr nach der Thronbesteigung der Elisabeth, erschien von ihm der Mirror of Magistrates, „der Spiegel der Großen", in welchem die Einleitung, eine ganz Dante'sche Vision, und das Geschick des Herzogs Heinrich von Buckingham (unter Richard III.) von diesem selbst erzählt, das Werk Sackville's sind. — Von da an traten andere Autoren ein, nichts aber fesselte das Publikum so sehr, wie die Geschichte der Persönlichkeiten aus den Rosenkriegen.

War Dante schon der dramatische Epiker, so ging Sackville von seinem epischen Abbozzo zum wirklichen Drama über. Er verfaßte das erste tragische Schauspiel: „Ferrex und Porrex" oder „Gorboduc", nach einem altbritischen Sagenstoffe. — Zwei Söhne streiten bei Lebzeiten des Vaters um die Herrschaft; der Jüngere tödtet den Aeltern, dieser wird von der beleidigten Mutter umgebracht; endlich vertilgt das Volk den Rest der Familie. Man denkt an Eteokles und Polyneikes, auch an König Lear.

Allerdings waltet die Epik noch vor, wir erfahren das Meiste aus Erzählungen; in den Zwischenakten tritt ein moralisirender Chorus auf. Der Blankvers war zum ersten Male auf die Bretter gebracht. 1560 wurde das Stück von Studenten vor der Königin aufgeführt.

1563 folgte die Bearbeitung eines antiken Stoffes: „Die neue tragische Komödie von Appius und Virginia", von R. B., ein so-

genanntes Mixed Play, weil Historie und Allegorie darin gemischt waren.

Der thebanische Familiengräuel folgte drei Jahre später, 1566. George Gascoigne ließ seine „Jokasta" (die „Phönizierinnen") vor der Königin aufführen. Was Seneca von den Griechen verrathen konnte, brachte der jüngere Jasper Heywood auf die Bretter. Die Verführung zur antikisirenden Deklamation lag nahe, bekanntlich erlagen ihr die Franzosen des 17. Jahrhunderts völlig. Auch wirkte der Franzose Jodelle in demselben Geiste nach England hinüber. Glücklicherweise wogen die novellistischen Stoffe der Italiener und das eigene nationale Leben vor; die englische Dramatik drängte auf ihr wahres Gebiet hin, auf die Darstellung des dem Volksgeist Gegenwärtigen.

Das Lustspiel, oder wie man sagte, die Komödie, hatte sogar einen zeitlichen Vorsprung vor der Tragödie. Die erste Probe lieferte der Epigrammatist John Heywood, welcher schon 1565 starb. Sein bestes Stück heißt die „Vier P's", weil die vier Hauptpersonen: der Pilger, der Pardoner oder Ablaßkrämer, der Pothicary oder Doktor-Apotheker und der Pedlar oder Hausirer, mit diesem Buchstaben anfangen. Der Pardoner lacht den Pilgrim aus, daß er sich der Seelen Seligkeit so theuer werden lasse; man könne das näher haben; er, der Pardoner, bringe jede Seele in einer halben, höchstens in dreiviertel Stunde für einige Groschen in den Himmel. Darauf lügen die Vier in die Wette: Einer hat die große Zehe der Dreieinigkeit, ein Anderer eine Schachtel voll jener Bienen, welche die Eva stachen, als sie von dem Apfel gegessen. Den Preis erlangt der, welcher eine Frau kennt, die niemals die Geduld verloren . . . . Wie kichert Merry Old-England da hervor! Und dieser John Heywood war der Günstling der katholischen Maria, die also auch ihren Rabelais hatte!

Zum Zweiten meldete sich ein gestrenger Schulmonarch von Eton, der auch lateinische Schulkomödien verfaßte, wie sie in Deutschland zur Zeit der Reformation aufkamen, Nicholas Udall; sein Stück betitelte er „Ralph Roister Doister", der „städtische Strolch"; es wurde jedenfalls vor Elisabeth's Zeit schon gespielt. Im selben Jahre mit der „Jokasta" sah die Königin ein

anderes tolles Stück: Gammer Gurton's Needle, „der Gevatterin Gurton verlorne Stopfnadel", von John Still, der später Bischof wurde. Man wollte sich über diese lapidare Komik todt lachen.

Einen liebenswürdigen Protektor fand die aufblühende Literatur an Philipp Sidney (1554—1586), einem Mann von tief ästhetischem Blick, der mit Leicester nach den Niederlanden ging, und dort an seinen Wunden starb. Von ihm selbst rührt die „Arcadia" her, eine Sammlung von Novellen, mit Versen durchwebt, nach dem Muster des Spaniers Montemayor. Hier findet sich auch das Original zu Gloster und seinem Sohne Edgar.

Noch einmal faßt sich die spezifische Renaissance zusammen in Edmund Spenser (1553—99), gleichsam um Abschied zu nehmen, und dem gegenwärtigen Leben auf den Brettern den Platz völlig einzuräumen. Er ist der englische Ariost, der einen letzten Ritt ins alte romantische Land macht, der letzte Minstrel Alt-Englands. 1578 erschien sein „Shepherd's Calendar", der Schäfer-Kalender, in rustikal-gesuchtem Ton; dann folgten seine Sonette; den Schluß bildete sein 30,000 Verse haltendes und doch nicht vollendetes romantisch-allegorisches Epos: The Fairie Queene, „die Feenkönigin", geschrieben in der 9zeiligen Stanze des „Child Harold". Bei allem Zauber der Schilderung, bei allem Elfengewebe und Rittergetümmel, ist doch die ganze Tendenz eine streng moralisirende, und das unterscheidet Spenser so schroff von seinem italienischen Vorbilde. Das heroische Wagen gilt immer einer idealen Bestrebung. Der König Artus der britischen Legende ist Hauptperson; Gloriana, die keusche Feenkönigin, ist das Ideal des Königs, zugleich bedeutet sie aber auch die Königin Elisabeth, deren ewige „Keuschheit" angesungen wird. Was brauch' ich fremdes Beispiel, ruft der Dichter aus, „sie lebt ja selbst in meiner Königin".

Merkwürdiger Zug dieses Zeitalters, dessen sich Niemand erwehren zu können schien! Edmund Spenser war kein gemeiner Höfling, obgleich er 1591, nach den drei ersten Gesängen der „Feenkönigin", eine Pension von 50 L. St., und später sogar eine Stelle in der irischen Verwaltung erhielt. Und Sir Walter

Raleigh, der Seefahrer! Nicht nur nannte er das von ihm entdeckte Land in Nordamerika, der Königin zu Ehren, Virginia, in honorem Elisabethae virginis; sondern er schrieb auch, als er in Ungnade gefallen war, folgende Extravaganzen nieder: „Mein Herz war wie gebrochen bis auf diesen Tag, wo ich höre, daß die Königin so weit fortreist, der ich so manche Jahre gefolgt bin mit so großer Liebe und Sehnsucht, auf so manchen Reisen, und hinter der ich nun zurückbleiben muß in einem finstern Gefängniß, ganz allein. Ich, der so gewohnt war, sie anzuschauen, wenn sie ritt gleich Alexander, jagte gleich Diana, wandelte gleich Venus, wie ein lieblicher Wind ihre schönen Haare um die reinen Wangen wehte, nymphengleich, wie sie zuweilen im Schatten saß gleich einer Göttin, zuweilen sang wie ein Engel, zuweilen spielte gleich Orpheus — siehe da, den Kummer dieser Welt!" Als das geschrieben wurde, zählte die Königin 60 Jahre!

Doch zurück zu Spenser. Seine allegorische Romantik und romantische Allegorie wurde nicht mehr verstanden, keinenfalls goutirt. Singt doch selbst der Meister des Jahrhunderts in der „Liebesklage" von Spenser:

„Ich lieb' ihn, deß Verständniß also tief,
Daß er es selber überschreiten darf."

Zehn Jahre nach der „Feenkönigin" begrub der göttliche Cervantes in seinem Don Quixote das ganze Ritterthum unter dem schallenden Gelächter der Welt. Die Elfen und Feen aber schlüpften in das solide dramatische Haus, wo sie das Gnadenbrot erhielten.

Die Zeitgenossen verlangten nach greifbareren Stoffen, nach Aktualitäten, nach historischem Knochenbau. Das ist so wahr, daß ein ganz prosaisches Epos, die Civil Wars von Daniel (1593/5), blos um des Stoffes willen Furore machte. Geschehenes, noch lieber Geschehendes, ob geschichtlich, ob menschlich wahr: das wurde die Parole. Die dramatische Poesie gürtete ihre Lenden.

Die Dichter, welche jetzt auftreten, wurden erst in den 50er oder 60er Jahren geboren, sind somit erst wirkliche Kinder der Elisabethischen Zeit. Ihren Reigen eröffnet John Lilly, geboren 1554, der weit über sein Verdienst berühmt wurde. Im Jahre

1579 erschien von ihm ein Roman „Euphues oder die Anatomie des Witzes", eine wahre Olla Podrida von Witzen, Stachelreden und Concetti, in der Art der „Grönländischen Prozesse" Jean Paul's. Die zuletzt widerwärtige Affektation wurde in Love's labour lost besorgt und aufgehoben. Das beste Drama Lilly's ist „Alexander und Campaspe", in glatter, künstlich gebügelter Sprache, voller Prätension. Von diesem weisheitsdurstigen Tone ist bekanntlich die ganze Periode nie gänzlich frei geworden, so wenig wie von der antiken Mythologie. Eine Rede ohne geschraubte Antithese war so selten wie ein Zuckerbäcker, der die Metamorphosen des Ovid nicht dargestellt hätte, oder ein Gartenteich ohne Tritonen und Nereiden.

Robert Greene (1550—92) war ein Vagabund, ein englischer Bohémien, der sein großes Talent verzettelte. Er schrieb auch Novellen, welche von dem reifenden Genius wohl beachtet wurden. Sein Hauptdrama ist Fryar Bacon and Fryar Bungay; der „Mönch Bacon" war Niemand anders als der gelehrte und scharfsinnige Zaubermönch aus dem 13. Jahrhundert, der am Schlusse des Stückes ein magisches Haupt von Erz schafft, welches der Weisheit voll sein und Sprüche lehren wird, kraft deren Bacon England mit ehernem Wall zu umgürten hofft. Die Faustsage reicht der Idee der nationalen Größe die Hand. Das zweite Hauptwerk Greene's hieß George a green or the Pinner of Wakefield, „Georg im Grünen, oder der Flurschütz von W.", ein beliebtes Volksschauspiel. Robert Greene war eifersüchtig und sprach von einem „Hanspfusch-in-Alles", von einer „Krähe, die sich mit unsern Federn schmückt", von einem gewissen Shakescene, „Scenenerschütterer". „Heinrich VI." soll in erster Hand von ihm herrühren.

Ein wahres Genie, leider ein früh verunglücktes, war Christopher Marlow (1562—90), der es nicht auf dreißig Jahre brachte. In ihm sammelten sich die Elemente der dramatischen Größe. Sein „Eduard II." ist ein vortreffliches nationalhistorisches Stück, der Vorläufer der allbekannten dramatischen Chronik von „Richard II." bis „Richard III.", mit dem Vorspiel „König Johann" und dem Nachspiel „Heinrich VIII." Sein

„Jude von Malta" repräsentirt die Schauerstücke und führt den Shylock bis zum Trauerspiele durch. Sein „Tamerlan der Große" behandelt fremde Geschichte mit großer Kraft und scenischem Schwunge. Seine „tragische Geschichte von dem Leben und Tod des Doktor Faustus" endlich bewegt sich auf Hamlet'scher Gedankenbahn, und ist noch zur Stunde nach Goethe's göttlicher Komödie die tiefste Auffassung der wundersamen Volkssage; dramatisch steht Marlow jedenfalls über dem stets lyrischen Goethe.

Der geniale Stürmer und Dränger Marlow wurde eifersüchtig auf seinen Bedienten und ging mit dem Dolche auf ihn los; dieser aber drehte die Hand mit dem Dolche auf Marlow's Kopf, welcher als Opfer seiner eigenen Wuth fiel. In unwürdiger Weise erlag das Genie seiner sittlichen Maßlosigkeit. Doch der Boden zeugt' es wieder, ja er hatte es bereits erzeugt.

Als die Königin Elisabeth im Jahre 1588 aus dem Feldlager an der Küste nach London zurückkehrte, und mitten durch ihr jauchzendes Volk ritt, lebte in der englischen Hauptstadt ein unbekannter junger Mann von 24 Jahren, den es zu Stratford am Avon nicht mehr geduldet hatte. Er war dicht vor dem Marlow'schen Abgrunde angekommen, als er sich aufmachte, sich selbst, das Drama und die Blüthe der englischen Kultur zu retten. Seit ungefähr zwei Jahren schauspielerte er in London. Hof und Adel beschützten dort die edle Kunst gegen die Feindseligkeiten des Magistrats. Der Thespiskarren war aus den Wirthshäusern allmählich in besondere Gebäude gewandert; 1575 hatten erst drei stehende Theater am Rande der City bestanden: „Blackfriars", das „Theatre" und der „Curtain"; im Jahre 1587 gab es acht Schauspielhäuser in London.

Aus der Renaissance, welche antike Muster und italienische Novellen einführte; aus den „Mixed Plays" oder gemischten Spielen, aus dem Interesse an nationaler Geschichte, wie es von John Stow in seiner „Uebersicht der englischen Geschichten", von Holinshed in seinen „Chroniken von England, Irland und Schottland", von Hall in seiner „Chronik" genährt wurde, wie es im „Spiegel der Großen" von Lord Sackville, im Daniel'schen Epos der „bürgerlichen Kriege", in Marlow's „Eduard II." zur

Anschauung gebracht wurde; aus den Anfängen Robert Greene's und den naturkräftigen Ansätzen Christopher Marlow's: aus allen diesen Einflüssen, Andeutungen und Vorbereitungen ging endlich der reife Genius der Zeit, der größte Tragiker der Weltliteratur, der Philosoph auf den Brettern hervor: William Shakespeare.

Er ist der Spiegel der Zeit. Die Thatkraft, welche seine Gestalten athmen, ist die Thatkraft der Elisabethischen Periode, der zündende Funke der folgenden Geschichte. Wie das Meer die britischen Inseln umrauscht, so tobt und schaukelt es in des Dichters Bildern. Selbst ein Schiff auf hohem Ozean, ward England zu Schiffe Meister der Welt; das Rule Britannia scheuchte sogar die Niederländer aus ihrem sichern Besitz.

Walter Raleigh (1552—1618), Soldat und Seemann, ging 1579 nach Amerika und taufte 1584 Virginien. Er segelte nach Westindien und Südamerika. Im Kerker schrieb er die erste Weltgeschichte, the history of the world. Franz Drake fuhr durch die Magelhaensstraße nach Ostindien und gelangte um das Cap der guten Hoffnung wieder heim. 1591 faßten die Engländer festen Fuß auf der indischen Halbinsel; 1600 besetzten sie die Insel St. Helena, besiedelten das Cap der guten Hoffnung und gründeten die Ostindische Compagnie. Schon viel früher, 1553, hatte Willoughby den Weg nach Archangel gefunden; 1567 suchte Frobisher die nordwestliche Durchfahrt nach Asien; 1585 entdeckte Davis die nach ihm benannte Straße.

Die vor Alba fliehenden Niederländer nahmen ihre Zuflucht zur Elisabeth; vlaemische Strumpfwirker bereicherten England. 1594 erfand Lee den Strumpfwirkerstuhl. Glasfabriken entstanden in England. In London stapelten ungeheure Massen von Waaren; der großartige Austausch verlangte nach einem kurzen Prozesse; über Hunderttausende von Pfunden mußte in wenigen Minuten abgesprochen werden. Gresham's Börse half, sie wurde der Mittelpunkt des Handels, der sich weit über Europa hinaus, nach der Türkei, der Berberei, nach Marokko und bis Guinea erstreckte.

Der Handel lehnte sich an die nationale Industrie, er wurde zum ersten Male nationaler Arbeitszweig.

Die Todtenglocke der deutschen Hanse begann zu läuten. Diese exklusive Handelsgenossenschaft, ohne lebendigen Kontakt mit dem Binnenlande, überall kaufend und verkaufend, keine Produktion vertretend, konnte den Kampf mit nationalen Kaufmannschaften nicht durchführen. Schon Karl V. hatte sie im Interesse der Niederländer beeinträchtigt. Ihre Station Nowgorod ging verloren, als der schreckliche Iwan diese Republik zerstörte. Die Hanse errichtete ein neues Comptoir zu Narwa; aber die Engländer fanden den Weg ins Weiße Meer, und nun war es auch dort mit der Hanse vorbei.

Als die Holländer seemächtig wurden, thaten sie dem deutschen Kaufmannsbunde gewaltigen Schaden. Den Hauptschlag aber versetzte ihm das aufstrebende England. In London genoß die Hanse noch allerhand Privilegien. Zuerst kamen ihr die Merchant adventurers, die „wagenden Kaufleute", ins Gehäge. Dann verlor der Eingangszoll, den die Fremden zahlten, seinen Zauber für den englischen Fiskus. Es erschien ein Verbot der Ausfuhr ungefärbter und ungeschorner Tuche, welche bis dahin im Auslande verarbeitet worden waren. Endlich, am 4. August 1598, schloß Elisabeth das Comptoir der Hanse im Stahlhof zu London. England wird künftig seinen Handel selbst besorgen. Rule!

Der englische Handel stützte sich auf die englische Industrie, und die Industrie bedurfte aller „Hände". Lord Burleigh begriff, daß freie Hände am besten arbeiten, am meisten vor sich bringen: 1574 hob er die letzten Reste der Leibeigenschaft auf. So entwickelte sich vom Elisabethischen Zeitalter an jenes allseitige Wagen um Gewinnst, jenes Ringen um Vortheil und Reichthum, jene furchtbare Reibung von Kraft an Kraft, bei welchen die unbewaffnete Arbeitskraft regelmäßig den Kürzern ziehen mußte. Es bildete sich die „freie Konkurrenz" aus, die erst Adam Smith in ein System brachte, und die England zu dem gemacht hat was es ist, mit all seiner Größe, seinem Krösusreichthum und seinem namenlosen Lazarus-Elend.

Die letzten Lebens- und Regierungsjahre der Elisabeth, namentlich die Zeit von 1598—1601, sind noch immer in ein absonderliches Dunkel gehüllt. Gekämpft wurde noch mit Philipp von Spanien, dann mit den Irländern; an diesen letztern Kampf schloß sich ein obwohl bekanntes, doch nicht ganz aufgeklärtes häusliches Drama.

Der unermüdliche Philipp hatte nicht genug an der Zerstörung seiner Armada und an der Thronbesteigung Heinrich's IV. von Frankreich. Er schürte einen Aufstand in Irland. Da sandte Elisabeth ihre Flotte nach Cadix, welche den Hafen plünderte, Schiffe zerstörte und den Einwohnern das Leben verkaufte. Graf Essex, der Stiefsohn Leicester's, befehligte die Landtruppen. Das Jahr darauf, als Philipp für Irland rüstete, ging Essex wieder nach dem Süden, kaperte spanische Schiffe und eroberte etliche Azoren. 1598 starb Philipp elend und arm, während England sich bereicherte.

Im Innern hoben die Puritaner ihr Haupt höher, die Katholiken fügten sich gleichfalls nicht alle; beide zusammen hießen sie die „Recusanten". Offenbar eignete sich die Zeit Shakespeare's nicht zur Heuchelei. Wo sich Alles regte, wollten die Gewissen nicht zurückbleiben. Die Königin hatte die Marotte, ihre Kriegskosten durch Strafgelder beizutreiben. Ein Edelmann, der mit 29 Monaten Kirchenbesuch im Rückstande war, zahlte 1380 L. St. Wer sich nicht abfand, büßte an seiner Freiheit. Im Jahre 1592 wurde den Recusanten gar eine dreimonatliche Frist gestellt, binnen welcher sie anglikanisch werden sollten. Es wurde aber nicht so heiß ausgegessen.

Die irische Frage, die bekanntlich noch immer schwebt und keine englische Regierung zur Ruhe kommen läßt, wurde von Heinrich VIII. gestellt, als er die grüne Insel als besonderes Königreich dem anglikanischen Religionsgesetz unterwarf. Nur im Osten der Insel saßen englische Kolonisten, welche dem neuen Glaubenssystem ergeben waren. Elisabeth wollte ihres Vaters Politik durchführen, um den Spaniern den Punkt zu nehmen, wo diese schon mehrmals den Hebel angesetzt hatten. Dagegen

rebellirten die Iren, von Spanien und Rom gehetzt, unter Anführung des O'Neal, Grafen von Thyrone.

Der junge Graf Essex war der Liebling der Königin geworden, als er 30, sie aber 66 Jahre zählte. Es ist schwer, dem Cancan über dieses Verhältniß Alles zu glauben; nur so viel ist gewiß, das Komödiespielen um die Königin erreicht hier den Gipfel widerlicher Abgeschmacktheit. Graf Essex spielte den Verliebten, er that stets entzückt über die Schönheit derjenigen, welche nach seiner Herzensmeinung „eine goldene Krone auf rother Perücke trug"; er betete sie an, die er auch wohl „ein altes Weib" nannte, „dessen Urtheil so schief sei wie sein Rückgrat". Das Commando nach Irland trotzte er ihr ab, erhielt dabei eine Ohrfeige von dem „König im Unterrock", die er mit der Hand am Schwerte einsteckte.

Essex ging 1599 nach Irland. Als Statthalter gab er dem Grafen Southampton, dem Busenfreunde Shakespeare's, den Oberbefehl über die Reiterei; Elisabeth kassirte diese Ernennung, Southampton mußte niederlegen. Anstatt Heldenthaten zu verrichten, bezeigte sich Essex sehr nachgiebig gegen die katholischen Irländer und schloß einen Frieden mit Thyrone, den Elisabeth für schimpflich hielt. Die Cromwell'sche Politik schien dem Mannweibe durch die Gedanken zu fahren.

Als der junge Statthalter nach London zurückkehrte, ging er direkt ins Schlafgemach der Königin, besiegte sie durch seine Erscheinung und den üblichen Schwulst — und stand von Stund' an unter polizeilicher Aufsicht. Er war Gefangner auf Wohlverhalten, spielte den Demüthigen, Frommen, aber innerlich kochte es in ihm, er brannte nach Neuerungen. Nicht er allein. Die vornehme, aufstrebende Jugend war malcontent. Die Königin regierte zu lange; ihres Lobes wurde man satt. Die Thronfolge war noch immer nicht festgestellt. Die Unzufriedenen hatten ihr Auge auf Jakob von Schottland, den Sohn der Maria Stuart, geworfen. Nach den jüngsten Enthüllungen aus dem Staatsarchiv hofften die Puritaner stark auf einen Staatsstreich des Essex.

Das Komplot war fertig. Die Verschwornen — auch Southampton war dabei — wollen in den Palast dringen, die

bösen Rathgeber der Königin austreiben, ihr die Thronfolge diktiren, und — sie um Verzeihung bitten. Sie werden gewaltsam zurückgewiesen und verhaftet. Essex trieb noch im Gefängnisse sein altes Spiel weiter, bekannte Alles und hoffte auf Gnade. Unterm 6. September 1600 schreibt er an Elisabeth: „Eile, Papier, zu jener glücklichen Nähe, aus der ich allein unglücklich verbannt bin. Küsse jene schöne züchtigende Hand, welche jetzt Pflaster auf meine leichteren Verletzungen legt, nur auf meine größte Wunde nichts. Sag', du kommst von dem schamvollen, schmachtenden Essex."

Er hatte sich verrechnet, am 25. Februar 1601 wurde er enthauptet; den Grafen Southampton setzte erst Jakob in Freiheit.

Vielleicht ist es wieder der Dichter, der uns die Stimmung in England um die Wende der Jahrhunderte gründlicher schildert als die bisher bekannten Aktenstücke. Eines seiner Sonette lautet:

„Mein wundes Herz trägt nach dem Tod Verlangen;
Denn wer die heil'ge Treu' sieht abgeschworen,
Und dürft'ges Nichts mit buntem Schmuck behangen,
Und das Verdienst zum Bettelstab geboren;

Wer sieht, wie sich in Gold die Schande kleidet,
Der Wüstling reine Frauentugend schändet,
Wie Manneswürde bittren Hohn erleidet,
Kraft sich an lahmes Regiment verschwendet;

Die Kunst am Leitezaum der Obrigkeit,
Den Geist, der alberner Zensur erliegt;
Wie treue Einfalt heißt Einfältigkeit,
Der Brave sich dem schlechtern Herren schmiegt:

Dem krankt das Herz. Drum wünscht' ich mir den Tod,
Blieb' nicht der Freund zurück in dieser Noth!"

In dieser verhängnißvollen Zeit entstand „Julius Cäsar", das Drama der Verschwörung, und „Hamlet", die Tragödie der Entschlußlosigkeit.

Das Glück war äußerlich mit der Königin bis an ihr Ende. Sie siegte allen Gefahren ob als ruhmgekrönte Bess. Aber bis an ihr Ende verfolgte sie der Widerspruch zwischen ihrer eiteln weiblichen Natur und ihrer stolzen Weltstellung.

Das Kokettiren gab sie nie auf. Ihr Gesandter zu Paris wurde von Heinrich IV. zur schönen Gabrielle d'Estrées geführt. Er erklärte pflichtschuldigst, Gabrielle sei zwar schön, doch an seine Gebieterin reiche sie bei Weitem nicht. Dann zeigte er dem Könige das Medaillon-Bild der Elisabeth. Heinrich, so berichtet der Gesandte, betrachtete es mit wachsender Leidenschaft, und erklärte: Je me rends! Ich bin besiegt. Dieser joviale Béarner!

Dem französischen Gesandten Biron sang Elisabeth noch 1601 mit 68 Jahren zur Laute vor. Alles war entzückt. Die 69jährige tanzte mit dem Herzog von Nevers eine Gaillarde, Niemand hatte je so viel Grazie gesehen. War sie dann wieder allein, so verachtete sie ihre Schmeichler, warf sich auf Kissen am Boden, weinte und schluchzte. Der Schatten von Fotheringhay schritt vielleicht durchs Zimmer.

Zwei Tage vor ihrem Tode, unter Ausbrüchen der Leidenschaft, bestimmte sie endlich die Thronfolge: Jakob VI. wird König von England.

Elisabeth starb mit 70 Jahren, 1603.

Heinrich VII. legte die Axt an die englische Feudalität. Heinrich VIII. konfiszirte das Kirchenvermögen, aber die Güterkomplexe wuchsen bedenklich, und die Armuth hatte nicht mehr wohin sie betteln ginge. Unter Eduard VI. regte sich die Bauernfrage. Elisabeth entließ die letzten Leibeigenen in die Freiheit der Arbeit und der — Noth. Das industrielle Monopol accaparirte die einträgliche Thätigkeit, und selbst aus der freieren Konkurrenz entwickelten sich neue thatsächliche Monopole. Der Begriff des Nationalreichthums dämmerte auf, die Massenarmuth sollte ihm erst Relief verleihen. Die große Frage der Neuzeit lag wie der Wurm in Englands ökonomischer Blüthe.

Schon 1575 sah sich Elisabeth genöthigt, ein Gesetz zur Abhülfe der schreiendsten Noth zu verkünden: in jeder Gemeinde, welche Korporationsrechte besitzt, soll den hülflosen Armen von Obrigkeitswegen Arbeit gegeben werden; die Behörden haben ihnen

Wolle, Flachs, Eisen als Rohstoffe zu liefern. Der reglementirende Staat mußte sich bereits in die „freie" Industrie mischen. Im Jahre 1601 gelangte die Regierung zu der Einsicht, daß jenes Gesetz nicht ausreiche. Das Statut aus dem 43sten Jahre der Elisabeth verordnet im 2. Kapitel, daß die Arbeitsunfähigen durch Gemeindeunterstützung zu erhalten seien, und führt zu diesem Behuf die Armensteuer ein, welche mit dem Nationalreichthum und dem Staatsbudget um die Wette gewachsen ist. Jedes Kirchspiel hat neben dem offiziellen Almosenkasten ein Workhouse zu errichten; wo das einzelne Kirchspiel nicht ausreicht, treten mehrere zu einer „Union" zusammen. Wer arbeitsfähig ist, bekommt Zwangsarbeit; wo keine Arbeit vorhanden ist, da wird ein Rad getreten. Diese barbarische, aber charakteristische Gesetzgebung hat bis zum Jahre 1834 in voller Geltung gestanden.

So alt ist die soziale Frage in England. Und sie war nicht etwa blos faktisch vorhanden, sondern trat mit vollkommener Deutlichkeit schon damals ins theoretische Bewußtsein. Der Begründer der ganzen neuern Sozialistik, dessen Bedeutung erst in unserer Zeit gewürdigt werden kann, ist eben jener katholische Staatskanzler Heinrich's VIII., den seine Konsequenz aufs Blutgerüst führte, der große Latinist Thomas Morus. Etienne de la Boétie steckte vor dem Anfange des Hugenottenkrieges, lange vor dem Siege des Königthums, die Fahne der politischen Revolution auf. Thomas Morus griff schon im Jahre 1516 seinem wie den beiden folgenden Jahrhunderten vor, indem er nicht das Königthum und die Aristokratie niederwarf, sondern die Gesellschaft selbst mit ihren Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verdammte, und einen radikalen Neubau aufführte. Sein berühmtes Buch heißt „Utopia".

Die erste moderne Utopie ist weit davon entfernt, eine bloße Phantasie, die Ausmalung eines abstrakten Ideales zu sein, welches nichts mit den Zuständen und den Bedingungen der Wirklichkeit zu thun hätte. Nur gewöhnliche Romanschreiber verwenden ihre Zeit an solche Oberflächlichkeit. Der Staat, den Thomas Morus aufstellt, ist aus den Prämissen seiner Gegenwart gebaut, grade so wie der Platonische. Die Kritik, welche der weitschauende

Humanist ausübt, ist vernichtend; was er aber an die Stelle des Alten setzt, ist nur die Konsequenz aus gegebenen Grundlagen.

Dieses im Einzelnen nachzuweisen, würde die Gränzen unseres Werkes überschreiten. Wir hatten hier nur den Beweis zu vollenden, daß das 16. Jahrhundert die Wiege der ganzen neuern Geschichte darstellt, und daß seit jener Zeit noch kein praktischer Gedanke aufgekommen ist, dessen Ursprung nicht in jener denkwürdigen Zeit zu suchen wäre.

Schluß des Ganzen.

Die Mission der einzelnen Kulturländer. — Die Geschichtschreibung eine Wissenschaft, die ihre Gesetze hat.

Jedes der Kulturländer hatte im 16. Jahrhundert, inmitten des allgemeinen Aufschwungs, der auf Nationalisirung von Kirche, Staat und Gesellschaft ausging, seine besondere Mission. Italien weckte die Geister und belebte die alten Schönheitsideale; es verlieh der mittelalterlichen Menschheit wieder Form, gab dem Denken neuen Inhalt, und eröffnete die Schule der Humanität. Vor der religiösen Wiedergeburt scheute es zurück, nach kurzen Ansätzen ließ es die Flügel hängen.

Deutschland ging in den Kampf für die Rechte des Gewissens und der Ueberzeugung, zerbrach das 1000jährige Joch der Autorität in religiösen Dingen, und bahnte so der Vernunft und dem philosophischen Denken die Bahn. Vor den politischen Konsequenzen seiner evangelischen Freiheit erschrak es, und seine nationale Einheit löste sich auf.

In Frankreich war die Reformation von vorn herein politischer Natur; die lebendigen Kräfte des langwierigen blutigen Kampfes waren politische Parteien. Die Nationaleinheit und die königliche Suprematie bilden das Endresultat der Hugenottenkriege. Während die religiöse Toleranz ein zweifelhaftes Gut wurde, bahnte Montaigne dem voraussetzungslosen Denken die Bahn, flüchtete sich die Freiheit des Volks in die Brust eines einsamen jugendlichen Idealisten.

In England siegte die monarchische Einheit zugleich mit der offiziellen kirchlichen Neuerung. Unter einem mächtigen

Zusammenfassen aus gränzenloser Zerrüttung, unter dem Schatten eines einsichtigen Despotismus, schlummerten vorläufig die politische Freiheit und die Kritik der abscheulichen Staatsreligion. Die Anspannung aller Kräfte ging auf Reichthum und Genuß, auf Wettbewerb zu Wasser wie zu Lande, auf Schifffahrt, Handel und Industrie. Aber schon klopfte das gesellschaftliche Problem ans Thor. Shakespeare erschütterte und belustigte die Privilegirten und den aufstrebenden Mittelstand; er verkündete für die Intelligenz die ewigen sittlichen Gesetze, die hoch über jedem Dogma wohnen und von keiner Liturgie wissen.

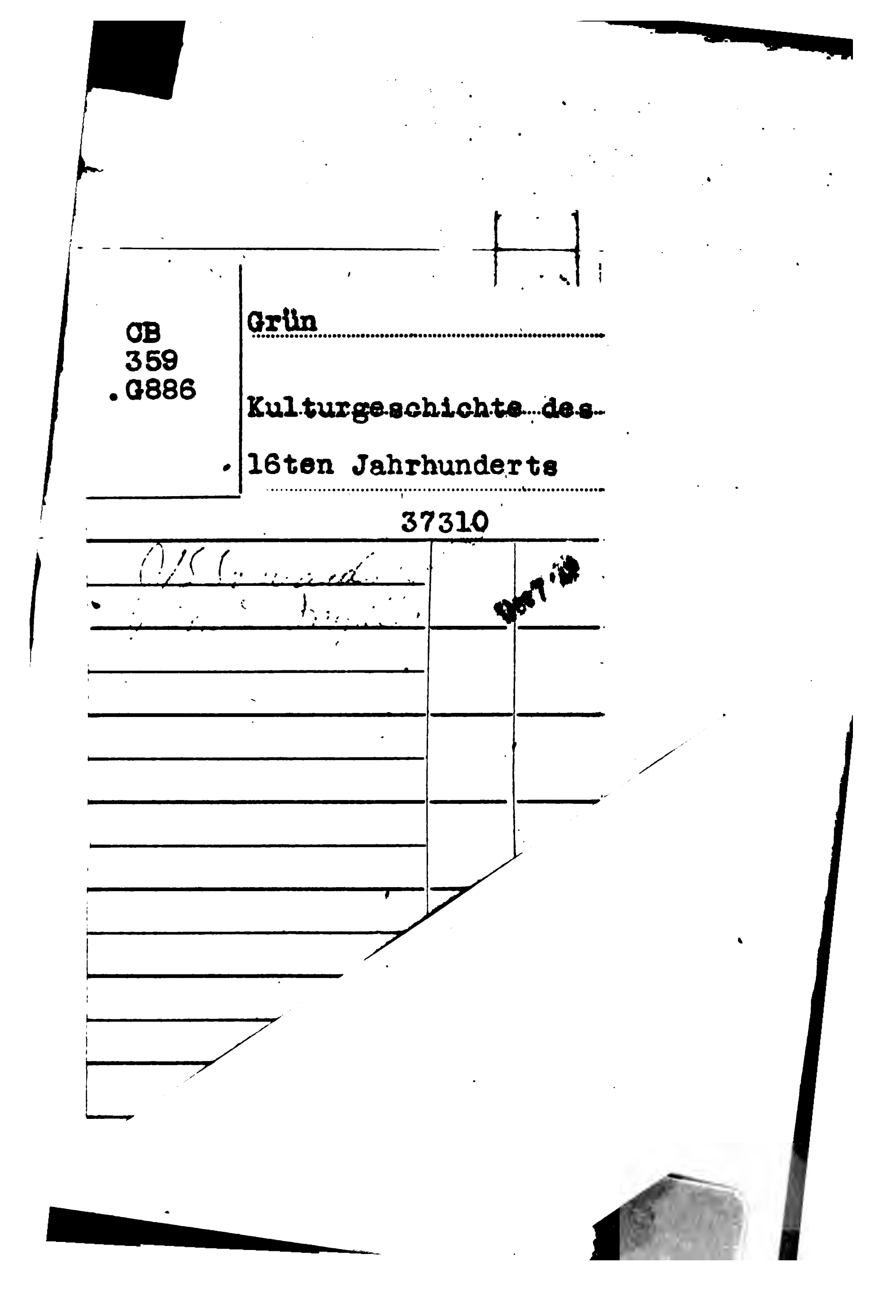
Drei Jahre vor ihm, 1561, wurde Francis Bacon geboren, dessen erstes Werk: Essays oder Councils civil and moral, „bürgerliche und moralische Rathschläge", 1597, noch unter der Elisabeth herauskam. Schon im Titel spricht sich die kühle und abweisende Richtung des Verfassers aus; anstatt gründlicher Forschung auf dem Gebiete des Geistes, anstatt scharfer Analyse des Bewußtseins, gibt er „Rathschläge". Seine spätern Ideen treten schon hier in populärer Form auf. Praktisch sein, sich die Finger nicht verbrennen, an gewisse Dinge nicht rühren, seinen Vortheil suchen, die Theorie von der erkannten Natur nützlich verwenden, „unsere Kenntniß der Natur erweitern und sie der menschlichen Nutznießung dienstbar machen". Nach der Revolution der Puritaner, unter Karl II., wurde Bacon's Weltanschauung öffentliches Glaubensbekenntniß der Gebildeten. Eins muß man dem Francis Bacon lassen, er hat England ernüchtert und in religiösen Dingen zur Besonnenheit gebracht; was er seine „Methode" nannte, wurde weit weniger die Methode der Wissenschaft, als die Methode des praktischen Menschenverstandes, die Theorie des allbekannten Common sense, welche erst John Locke zu einem System ausbildete.

Und somit sei es genug. Man wird niemals das 17., 18. und 19. Jahrhundert verstehen, ohne die Kenntniß des 16., ohne das Verständniß seiner Entwicklung. Möge die Bedeutsamkeit jener großen Zeit für denjenigen eintreten, der nur zu oft hinter seiner Aufgabe zurückblieb.

Eines aber wird hoffentlich klar geworden sein: daß die Geschichtschreibung eine Wissenschaft ist und als solche ihre Gesetze hat, denen man allmählich näher kommt.

In dem ewigen Fluß der Ereignisse gibt es gewisse Schrittsteine von Ufer zu Ufer, wie Inseln zwischen den Kontinenten. Die Kulturvölker theilen sich in die großen Aufgaben der Menschheit, indem sie das gegebene Thema variiren. Die Gemeinschaft der blutig erworbenen Errungenschaften steht noch dahin. Sie wird kommen.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Grün

Kulturgeschichte des
16ten Jahrhunderts

37310